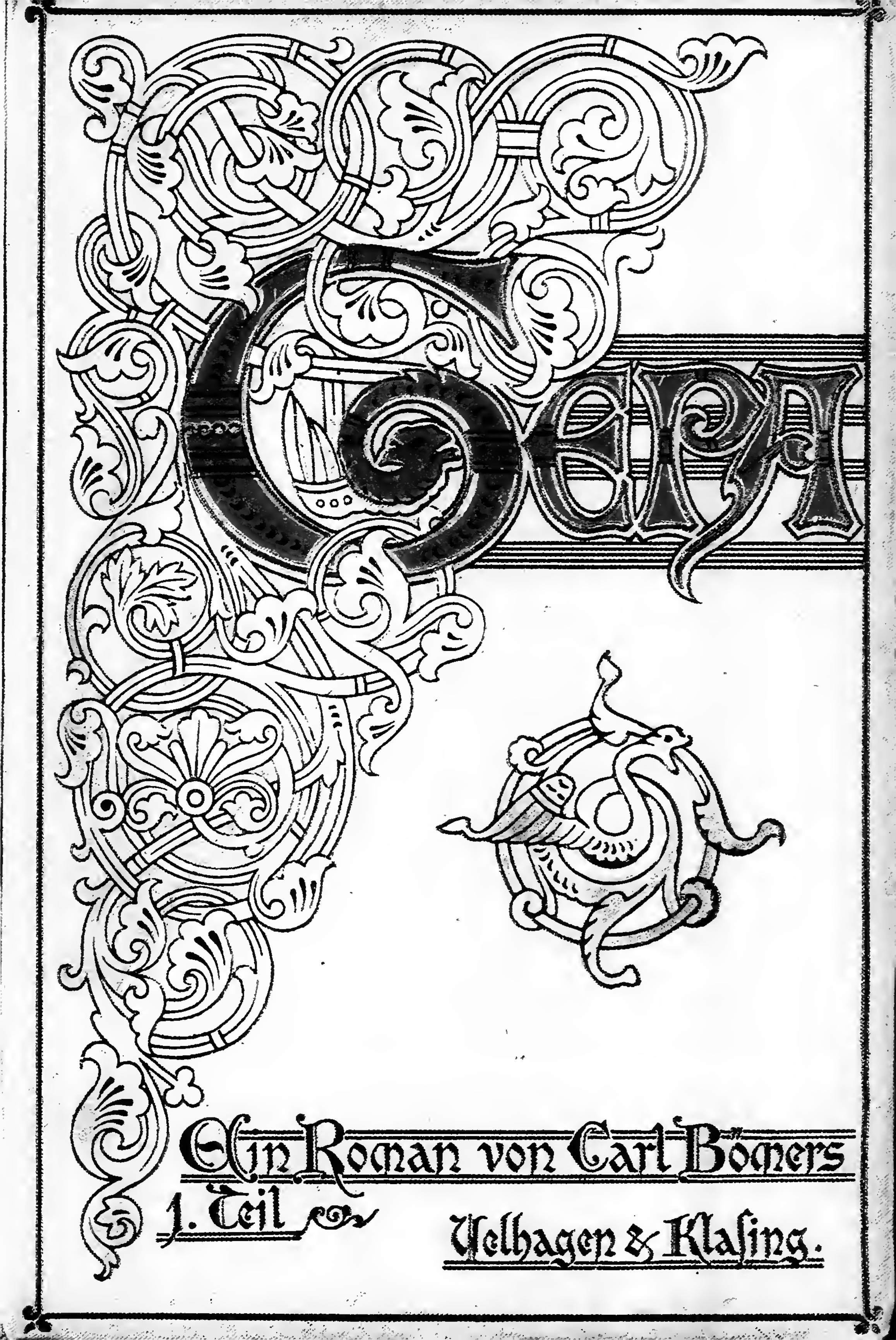
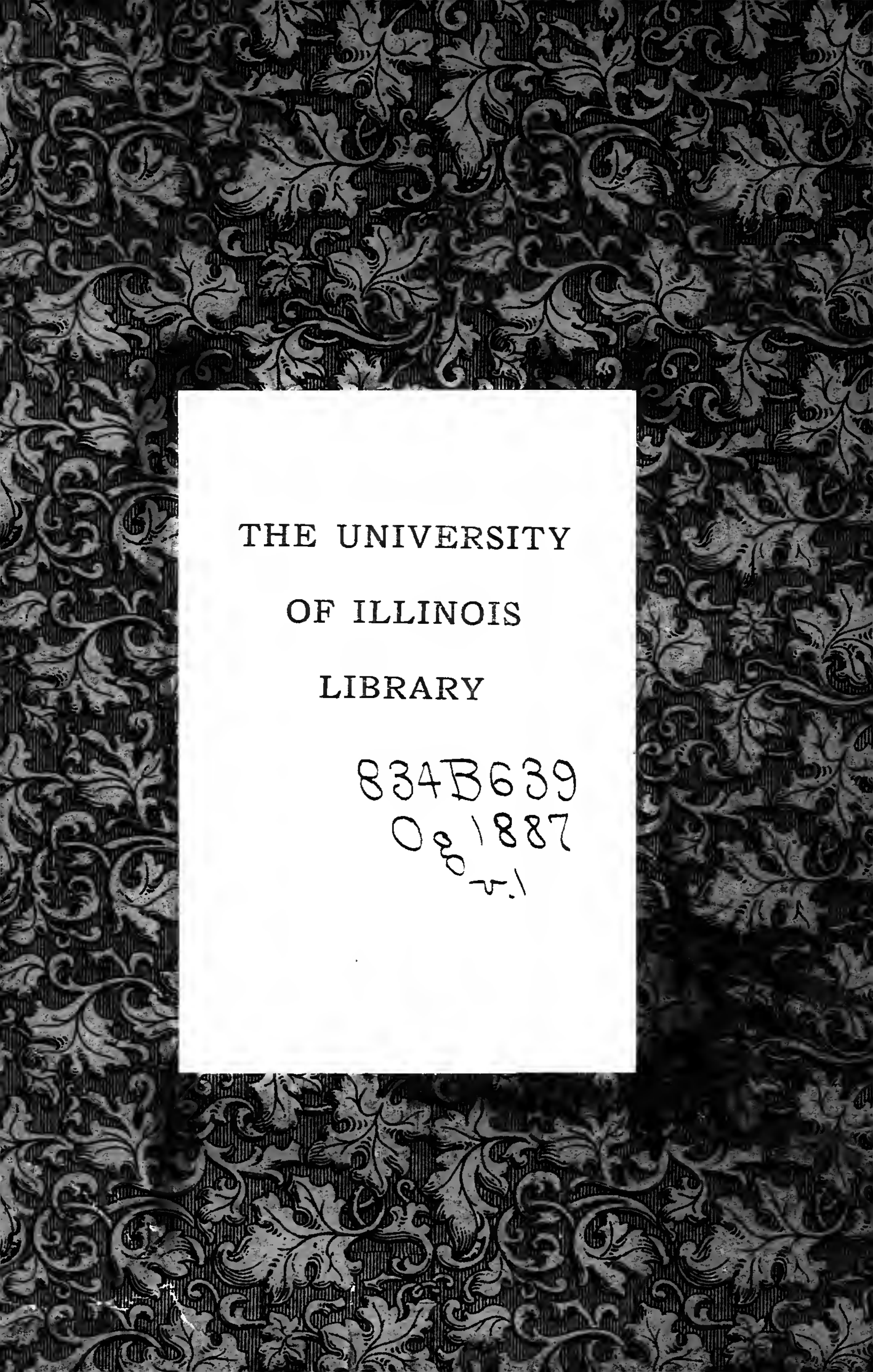
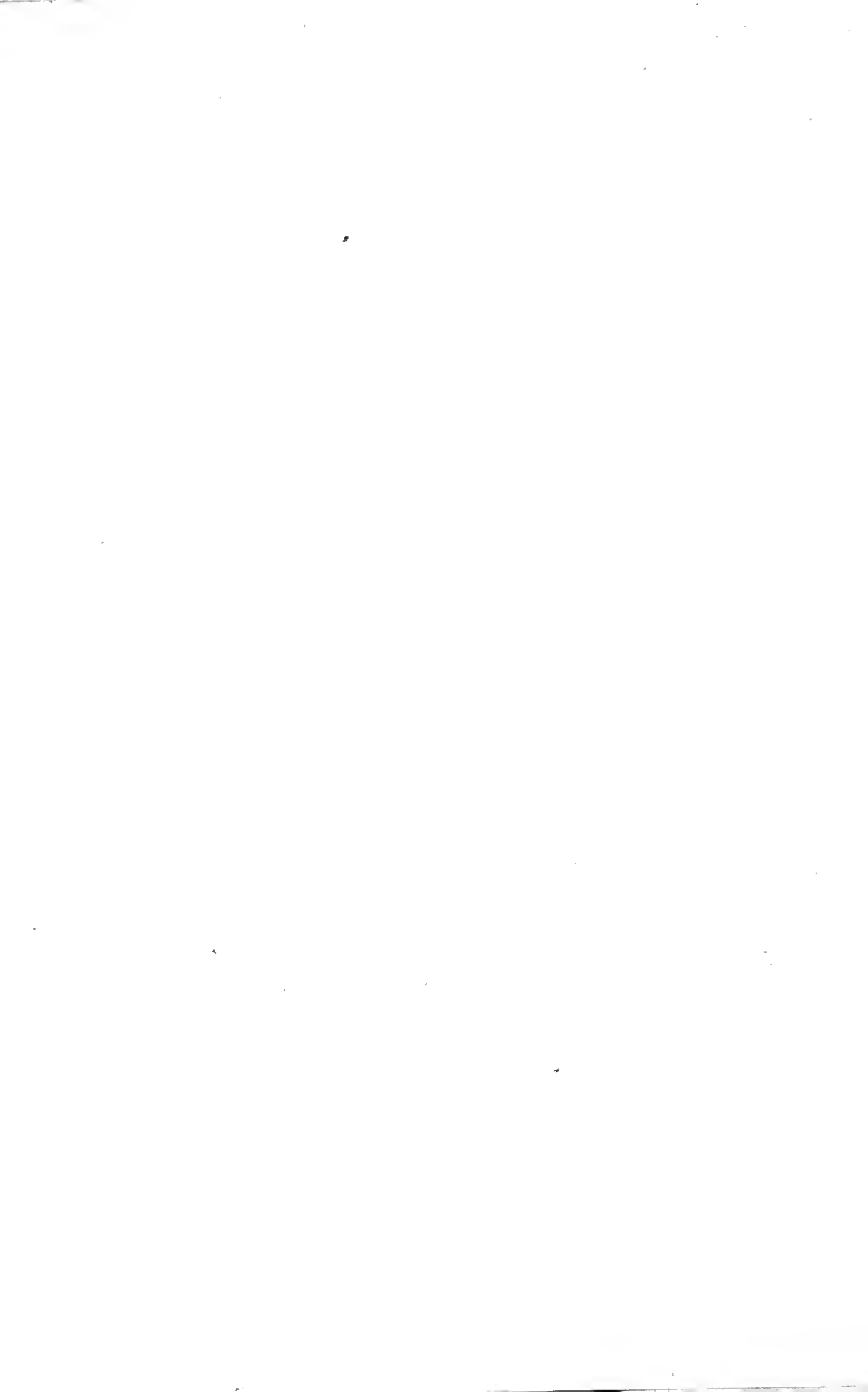

Gera
Ein Roman von Carl Bömers
1. Teil
Velhagen & Klasing.





Daheimbibliothek IV. Band, 1. Teil:

Sepa. Erster Teil.



Gepa.

Ein Roman

von

Carl Bömers.

I. Teil.

Zweite Auflage.



Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1887.

Ein Blatt der Erinnerung

an

meine Mutter.

Dies Buch — ich schrieb daran, als schlimmste Kunde
Mich an dein nächtig Sterbelager rief,
Sie traf mich hart, ich trage noch die Wunde,
Sie blutet noch, sie war zu breit, zu tief;
Auch du dahin, — von meinen Lieben allen
Die Liebste mir, — ich wandte das Gesicht,
Dir war dein Los aufs lieblichste gefallen
Und ich mißgönnte dir den Frieden nicht.

Ich raffte mich empor, ich mußte schreiben
Von Kirchenstreit und Kaiserherrlichkeit,
Und mit dem Ausschau'n nach der Völker Treiben
Schärft' ich den Blick mir für die alte Zeit;
Rein von der Rostspur schliff ich mein Gewaffen,
Und was ich heimlich im Gemüte trug,
Das hab' ich mir zur Märe umgeschaffen
Und hab' es eingetragen in dies Buch.

Schrieb ich in deinem Geiste? Hör mich fragen!
Bist du zufrieden, Mutter? — Alles still!
Am Himmel droben, wo die Wolken jagen,
Erscheint kein Stern, der Antwort geben will.
Hab' ich geirrt? Viel irrt der Mensch im Leben,
Doch wie mein Sinn den Zweifel wägt und mißt,
Darf ich der Frage stolze Antwort geben:
Ich glaube mir, daß du zufrieden bist.

VI

Du haßtest zwar den Hader allerwegen
Und hier ist manches Blatt des Haders voll,
Du brachtest allen Frieden stets entgegen,
Ich regte deutschen Zorn und welschen Groll;
Und dennoch, ständest du mit mir hienieden
Vor diesem Buche, Hand in Hand geeint,
Du sprächest wohl: „Gott schenke dir den Frieden!
Sei unverzagt, du hast es gut gemeint!"

Was du mir warst, kein Mensch kann das ermessen,
Was du mir bist, bleibst du mein lebenlang,
Was du mir gabst, das wahr' ich unvergessen,
Was du mir nahmst, das nahmst du mir zu dank;
Leih deinen Segen meinem Erdenwallen,
Sei du mit mir im Kampfe nach dem Licht, —
Dir ist dein Los aufs lieblichste gefallen,
Und ich mißgönne dir den Frieden nicht!

Inhaltsverzeichnis.

I.

Ovidius.

„Früh am Morgen rufe ich zu dir, Allmächtiger! Abends, wenn die Sonne zu Rüste ging, preise ich deine Gnade, allgütiger Gott! Deine Hand hat mich im Straucheln gehalten und deine Rechte mich sicher geleitet, seit ich, abgeschieden vom sächsischen Lande, dem Rheine zustrebte; eines aber erbitte ich von dir allzeit aufs neue, angstvoll, ob du es wohl gnädig vernehmest; eines wollest du mir nicht versagen: Laß mich die glückliche Heimkunft nicht verfehlen, damit ich dereinst freudig meine Wege betrachte und meine Füße kehre zu deinem Zeugnis!“ [1])

Also betete ein Schüler des heiligen Benedikt im Sankt Kunibertskirchlein zu Bacharach am ersten Maimorgen, da die Christenheit schrieb das Jahr des ewigen Heils 1160. Auf dem Steinpflaster vor dem Altare kniete der Betende, der Pilgerstab war ihm auf die Brust gesunken, die gefalteten Hände hielten den Rosenkranz. Es war eine jugendlich schlanke, biegsame Gestalt, die der Benediktiner Ordenskleid umschloß, aus dem frischen, blühenden Antlitz schauten hellblaue Augen voll

kindlicher Andacht zu dem Muttergottesbilde empor, die feingeschnittenen Lippen bewegten sich leise und auf dem dichten, krausen Blondhaar spielten wie glückverheißend die verklärenden Lichter der durchs Fenster brechenden Maiensonne.

Und mit einem glücklichen Lächeln, das den inneren Seelenfrieden genugsam bekundete, erhob sich der Pilger. „Sie scheinen es hier am Rhein mit der Morgenandacht nicht sehr eilig zu haben," murmelte er, als er, sich umschauend, gewahrte, daß er noch allein in der Kirche, dann rückte er seine Wandertasche samt der Kürbisflasche zurecht, und nachdem er vor dem Altare nochmals sich geneigt und bekreuzt hatte, schritt er gesenkten Hauptes zur Kirche hinaus. Draußen umfing ihn des Maimorgens voller Zauber, im goldigen Sonnenlichte lag die grüne Welt; still war es auf den Straßen, nur die Vöglein auf den Dächern waren geschäftig und sangen und zwitscherten ihr Frühlings-Auferstehungslied. Der fremde Pilgersmann hatte nüchtern sein Morgengebet verrichtet, nun setzte er sich auf eine Steinbank an der Straße, langte aus der Wandertasche ein Stücklein weißen Brotes, das ihm die Klosterleute gegeben, und trank dazu wohlgemut aus seiner Flasche.

Da klangen Stimmen die Straße herauf:

Ach, ach und ach!
Du liebes Bacharach,
Heut seh ich dich zum letztenmal,
Die Wellen führen mich zu Thal,
Du, meines Herzens Klee,[2])
O weh!

Drei muntere Gesellen zogen des Wegs, sie mochten die Nacht durchzecht haben, denn heiser und dürrkehlig klang der Stimmen Getön, übernächtig schauten die Augen aus den bleichen Gesichtern und ungeordnet umhüllte ihre Glieder die bunte Gewandung.

„Schau! ehrwürdiger Vater,“ spottete der eine, als sie dem Pilger nahe gekommen, „das gefällt dir gewißlich ohne Maßen wohl, ein Morgenimbiß im Sonnenschein, bei weißem Brote und kühlem Wein, da fehlt nur noch das Mägdlein. Gib mal die Flasche her,“ fuhr er fort, indem er sie dem Pilger entriß und an die Lippen setzte. „Puh!“ heulte er, „der rechte Wein für Klosterschüler. Mehr Wasser als sonst etwas. Zingiber, vinum et aqua und das Ganze nennen sie Lautertrank, weil es fast lauteres Wasser ist. Komm mit uns, guter Geselle, kannst bei uns Besseres trinken.“

„Nicht habe ich euch zu Gaste geladen, und nicht begehre ich von euch geladen zu werden, denn mir dünket, anders gehen eure Wege, als die meinen,“ sagte der Wanderer.

„Hoho!“ schrie der zweite, „bist wohl stolz auf deinen geistlichen Stand und verachtest die Laien,

aestimetur autem laicus ut brutus,
nam ad artem surdus est et mutus,[3])

aber auch wir, mein Lieber, sind Schafe der heiligen Herde, und wenngleich wir zur Zeit durch die Berührung mit der Schlechtigkeit der Welt in etwas angekränkelt und räudig geworden, wird uns der Präpositus doch wieder zu Gnaden aufnehmen, wenn wir die Maien- und Sommerfahrt beendet haben.“

„Dennoch bitte ich euch, laßt mich in Frieden; weit ist der Weg, den ich vor mir habe, und ich muß eilen, mein Ziel zu erreichen," versetzte der Pilger, dem die Röte des Unmuts in das Antlitz gestiegen.

„So sage uns wenigstens," lachten die Gesellen, „welches herrliche Land das Glück hat, dich geboren zu haben, und enthalte uns deinen Segen nicht vor, hochheiliger Bruder!" Sie vertraten dem Manne, der aufgesprungen war und fortgehen wollte, den Weg. Dieser stand hochaufgerichtet, hob den Stab und erwiderte zürnend:

„Wenn ihr mehr über meine Herkunft wissen wollt, so wird es dieser Haselstab euch sagen, er ist im Sachsenlande gewachsen und harte Nüsse gedeihen dort zu Lande auf den Haselstauden."

„Wir aber wollen dir einschärfen, was der heilige Benedikt als oberste Regel geordnet, und was man dort zu Lande auch wissen sollte, das Wort: Liebet euch untereinander," rief einer der drei. „Besser hättest du gethan, du wärest daheim geblieben, anstatt, ohne Spaß zu verstehen, in fremde Lande zu fahren. Kommt, Brüder, aus Absynth wird nimmer Honig, nunquam absinthium fit mel, wie der Trinker, so der Wein, vale, du pfäffischer Knecht!"

Scheltend und dann ein lateinisch Lied anhebend, gingen die fahrenden Scholaren ihres Wegs, während der Pilgrim gesenkten Hauptes in entgegengesetzter Richtung die Straße hinab, dem Rheine zuschritt.

Ein steinernes, verwittertes Haus stand an dem

Strome bei Bacharach. Von dort aus hatten vorzeiten die Herren auf Stahleck jeglich Schifflein um Zoll geschatzt, das zu Berg oder zu Thal die Rheinflut bestrich, bis ihnen durch kaiserlichen Spruch das Schatzrecht verloren gegangen war. Jetzund wohnte in dem Hause Herr Arnold Stabius, ein Bürger und Medikus aus dem goldenen Mainz. Und das alte Steinhaus sah zur Zeit schier lustig aus, ein duftig Gärtlein war neben demselben emporgeblüht und an dem Gelände hatten frühe Heckenrosen sich erschlossen.

An diesem Gelände blieb der Pilger sinnend stehen; vor ihm lag die im Sonnenlicht golden schimmernde Flut, Lerchenstimmen durchtönten die blaue Luft, und von Lorch herüber klangen die Glocken weihevoll in den lachenden Morgen. Aus seinem Antlitze schwanden die letzten Spuren leichten Verdrusses und es war, als gehe er im Anschauen von all der Herrlichkeit ernstlich mit sich zu Rate, ob er nicht besser gethan, mit den Scholaren in den hellen Tag hineinzuwandern, als hier allein der Wellen glitzernd Spiel zu betrachten. Dann aber sagte er getrost mit dem Psalmsinger David: „Ein Tag in deinen Vorhöfen, o Herr, mein Gott, ist besser als sonst tausend,“ und schickte sich zum Weiterschreiten an.

Da tönte eine melodische Stimme aus dem Rosengebüsche:

„Mich aber jammert deine Jugend und deine Schönheit und mich jammert dein Auge, daß es so blind ist und nicht erkennen kann, wie freundlich der Herr ist, dessen Hand dich unter diesen blauen Frühlingshimmel gesetzt hat.“

Erstaunt sah jener sich nach der Sprecherin um, und er bekreuzte sich vor dem Weibe, das an dem Geländer lehnte, in großer Bestürzung, denn eine so hohe Schönheit hatte er nie erschaut und solch holdselige Lippen hatten nimmer zu ihm geredet. Sie stand vor ihm, schlank und geschmeidig von Wuchs, in enganliegendem, weißen Gewande, dessen kurze Ärmel und Saum-Enden mit zackiger Goldtresse besetzt waren; sinnender Ernst lag auf dem edelgeformten Gesichte, auf der hohen Stirn, um welche blauschwarze Haarflechten geschlungen waren; traurig musterten die feuchtschimmernden, tiefdunklen Augen das Gebahren des Fremden, die Finger zerdrückten eine Rose und mit weicher Stimme, die fast vorwurfsvoll klang, fragte sie:

„Warum bekreuzest du dich vor mir? Fürchtest du dich auch vor der Trude von Bacharach?“

„Ich kenne dich nicht,“ sagte jener, „warum sollte ich mich vor dir fürchten? Aber mit Staunen und Verwirrung erfüllt mich deine große Schönheit, denn ich bin nicht blind, wie du denkst, und mein Sinn ist nicht taub und undankbar; dankbar bin ich gegen Gott und gegen die Menschen, die mir Gutes thaten, und so danke ich auch dir für das gutgemeinte Wort, das du zu mir gesprochen.“

„Schmeichler,“ lachte sie fröhlich auf und warf ihm die Blätter der zerdrückten Rose in das Gesicht, „du redest ja wie Paris auf dem seligen Olymp, wo er über Helena zu Gerichte saß. Da du dich nun vor mir nicht fürchtest, so bitte ich dich, komm herein, setz’ dich zu mir

an diesen Tisch und erzähle mir etwas aus fremdem Lande, denn du kommst weither, das sehe ich an dem Schnitt deines Gewandes."

Der Wanderer stand unentschlossen. „Einmal habe ich heute bereits der Höflichkeit Formen vergessen," sagte er lächelnd, „jetzt soll man nicht wieder über mich klagen," und festen Schrittes trat er in den Garten.

„Fremd ist der Schnitt des Gewandes und weit komme ich her," begann er, als er vor dem Mägdlein stand, „unten im Sachsenlande bin ich zu Hause, meine Heimstätte aber ist das Kloster Corvey an der Weser; dort nennen sie mich den Klosterschüler Cyrillus, mein weltlicher Name aber ist Rainald von Wieden."

„Und was suchst du hier am Rhein, wenn auch das zu wissen erlaubt ist?" forschte jene.

„Gern sage ich dir auch das," erwiderte er, indem er die Wandertasche vor sich auf den Tisch legte. „Mich sendet der Abt Wibald von Corvey, damit ich dem Erzbischofe Rainald von Köln ein Buch bringe, welches ich in dieser Tasche berge; es sind die Metamorphosen, die ein römischer Dichter Ovidius gesungen. Dieses Buch ist in Corvey auf das sauberste gefertigt und das Kloster hofft Ehre und Freude zu gewinnen mit dem Geschenke. Mich aber erkor mein hochwürdiger Abt zu dieser Reise, damit mich der Bischof, der mein Pate ist und von dem er Gutes für mich erhofft, sehe; ich bin in Trier gewesen, komme jetzt von dem Kloster Prüm in der Eifel und gedenke morgen in Köln zu sein."

Der Klosterschüler Cyrillus wurde redselig, und mit wachsendem Interesse folgte die Zuhörerin seiner Erzählung. „Wisse,“ fuhr er fort, „nicht weit von Corvey liegt das feste Schloß Fürstenberg, nahe bei Fürstenberg aber liegt ein kleines Haus im Walde, das man mit dem Spottnamen „Wiedenschlößchen“ benannt hat; dort war mein Vater als Fürstenbergischer Dienstmann ansässig, und meine Mutter lebt alldort noch heute. Auf dem Fürstenberge aber saßen bis vor nicht langer Zeit die Grafen von Dassel. Nun begab es sich, daß der Graf Rainald, der jetzt Erzbischof von Köln ist und der damals Propst im Hildesheimer Domkapitel war, auf Besuch in Fürstenberg weilte, als ich getauft werden sollte, und da er meinen Vater, den er als Jagdgenossen gern hatte, ehren wollte, hob er mich aus der Taufe. Das hat mir meine Mutter erzählt und auf ihr Ansuchen bin ich auch in die Klosterschule aufgenommen. Du weißt jetzt, wer ich bin, und woher ich gekommen, nun sage auch du mir deinen Namen und deine Herkunft.“

„Jolinka heiße ich,“ antwortete sie, „meine Herkunft aber kann ich dir nicht sagen, die weiß nur der liebe Gott, denn die ist dunkel im Beginn und seltsam im Verlauf, seltsamer noch als der Name, den mir die Menschen gegeben.“

Verwundert sah Rainald sie an und neugierig hing sein Blick an ihrem schönen Antlitz, dessen blasse, leicht ins Gelbliche spielende Farbe rosig überhaucht erschien, also, daß ihm das Bild der Lavinia vorschwebte, von

welcher er im Virgil gelesen, daß ihre Wangen gestrahlt, als ob Lilien mit Rosen gemischt seien.

Sie aber fuhr fort: „Wie ich in dies Haus gekommen, will ich dir sagen. Es war vor zehn Jahren, als man in Magdeburg das Pfingstfest in glänzender Weise beging. Bunte Zelte waren auf der Wiese vor dem Thore errichtet zu liebsamer Ergötzlichkeit der Gäste, und unter den Zelten stand auch eine Würfelbude. Noch weiß ich, wie die schillernde Pracht der Geräte mein kindlich Auge entzückte, als ich in jener Bude saß, neben mir aber thronten zwei vornehme Frauen, in rotbraunen Purpur gekleidet, sie ließen die vorüberziehenden Gäste würfeln um alles, was ihr Herz begehrte, so es irgend zu beschaffen, wurde es beschafft, und um die größten, schönsten und seltensten Sachen fielen die Würfel.[4]) Um welcher geheimen Ursache willen ich aber zu jenen vornehmen Frauen gekommen, weiß ich nicht; hatte bis dahin bei einer alten, würdigen Frau gelebt, an dem Morgen des Festes kleidete mich diese, die wohl nicht meine Mutter war, wenngleich ich sie so nannte, in bunte Gewandung und führte mich zu den feinen Weibern. Als nun der Mittag herannahte, gingen der Ratmann Richwin von Schönbuch und ein hoher, reichgekleideter Herr vorüber, ich kannte den Ratmann, den ich zuweilen bei meiner Pflegerin gesehen, und rief ihn an, begierig, daß er mich in meinen schönen Kleidern sehen möge. Und die Männer traten heran. Traun, sagte der Fremde zu den Frauen, und alle die Worte, die er damals sprach, sind mir treu im Sinne geblieben,

traun, ein holdselig Kindlein habt ihr da; lieblich umschließt die weiße Stirn das dunkle Haar, und das Auge blickt treuherzig und schalkhaft zugleich!

Jawohl, sagte der Ratmann, unsere Jolinka ist schön und hat schon manchem gefallen, der Fremde aber faßte mich unter das Kinn, hob meinen Kopf und blickte mir lange in die Augen. Traurig ist es, fuhr er fort, wenn man als kinderloser Witmann in der Welt steht; viel gäbe ich darum, hätte ich solch ein Kind. Hoho, lachte Richwin, dazu könnt Ihr mit einigem Glück gelangen. Wie ist es, fragte er die Frauen, kann auch um das Kind gedoppelt werden? Die flüsterten lange, dann sagten sie: Ja, wenn der Herr hundert Mark Kölnisch einsetzen will, die soll das Kind haben, wirft der Herr fehl; thut aber der Herr einen Ruschwurf, soll ihm das Kind gehören, gegen das Versprechen guter, christwürdiger Behandlung. Schweigend langte der Herr in die Tasche seines Mantels, legte das Gold auf den Tisch und griff nach dem Becher. Viel Volks hatte sich gesammelt, die einen lachten, die anderen murrten. Da rief der Ratmann: Ich, Richwin von Schönbuch, kenne den Spieler, Herrn Arnold Stabius aus Mainz, hat irgend jemand etwas gegen den Wurf? Will einer dem armen Kinde die hundert Marken mißgönnen, die es nach menschlichem Rechnen gewinnen wird? Alles schwieg; da schüttelte Stabius den Becher und warf achtzehn Augen. Er war blaß geworden, der Becher zitterte in seiner Hand, dann sagte er: komm Jolinka, du gehörst mir; und hier gelobe ich, rief er,

zu der Menge gewandt, bei allem, was mir heilig, daß ich für dies Kind sorgen will, als wäre es mein eigenes, nahm mich bei der Hand und führte mich in Richwins Geleit zu seiner Herberge; von da ab fuhren wir gen Mainz. Ist es nicht lustig und traurig zugleich," unterbrach sie ihre Erzählung, „daß sie um mich gewürfelt haben?"

„Die Blume hat einen Duft und der Mensch eine Seele," begann Rainald, „und wahrlich, es ist ein tieftraurig Beginnen, um eine Menschenseele zu doppeln. Du aber getröste dich des; der liebe Gott hat es zugelassen und so mag auch dies dir zum Heile gereichen. Hat denn," fuhr er zögernd fort, „jener Herr das Wort redlich gelöst, das er den Magdeburgern gab?"

„Wohl hat er das gethan," versetzte Jolinka eifrig, „in reicherem Maße fürwahr, wie er es zu thun schuldig. Wie sein Kind hat er mich auferzogen, und als ich die Kinderschuhe vertreten, hat er mich über sein Hauswesen gesetzt. Aber wenn er auch wie ein Vater gegen mich handelte, Vater darf ich ihn nicht nennen, ich muß Meister zu ihm sagen. Jetzund ist er verreist, und ich hause hier allein mit einem alten Diener; hätt' ich doch nicht gedacht," setzte sie fröhlich hinzu, „daß mir der erste Maientag einen so hohen Gast, ein erzbischöfliches Patenkind, in mein einsam Gehege führen würde; nun aber will ich dich auch ehren, wie man den Gast ehren soll."

Sie eilte in das Haus, sinnend schaute Rainald ihr nach; als wäre es ihm plötzlich schwer auf die Seele

gefallen, daß er hier in einem wildfremden Garten mit einem Mägdlein, um das ein wildfremder Mann die Würfel geworfen, in vertrauter Zwiesprache weile, griff er nach Tasche und Stab; er wollte fort, da trat Jolinka aus dem Hause, sie trug einen silbernen Becher auf silbernem Brette und setzte das Gerät vor Rainald hin. Der wehrte ab. „Ich darf den ungemischten Wein der Fremden nicht trinken, die Regula des Klosters verbietet es mir," entschuldigte er.

„Jedwede Vorschrift," beruhigte sie, „die daheim gilt, hat für den fahrenden Mann nicht immer Geltung, denn auf der Reise treten Fälle ein, in denen das Festhalten an Regel und Sitte zu regelloser Unsitte wird. So würdest du jetzo mich kränken, wenn du den gutwillig gebotenen Trunk ablehnen wolltest. Des Willkommens Minne trink ich dir zu!" Sie berührte leicht mit den rosigen Lippen den Rand des Bechers und reichte ihn Rainald.

War es des Jasmins süß betäubender Duft, war es das Überzeugende in Jolinkas Rede, oder war es das Lächeln des anmutigen Gesichts, was den Klosterschüler Cyrillus die Klosterregel vergessen ließ, er mochte sich selber nicht klar darüber sein, in scheuer Hast, als fürchte er, die Reue möchte ihn vorzeitig übereilen, trank er den Becher leer und seine Lippen ruhten an der Stelle des Goldrandes, die Jolinkas Lippen berührt hatten.

„Sind auch feine Initialen in dem großen Buche, das du mit dir führst?" setzte sie das Gespräch fort.

„Schöne Bildlein," erwiderte er stolz, „hat der greise Bruder Folkard, bei dem auch ich die Schreibkunst erlernt habe, an die Kapitelanfänge gesetzt; die alten Heidengötter hat er zierreich gemalt, denn er ist ein kunstvoller Mann und wenige thun es ihm nach."

„So zeige mir das seltene Buch!" bat sie.

Er schüttelte verlegen den Kopf. „Ich darf es nicht," sagte er, „die Regel verbietet, daß ein Weib mit weltlicher Hand des Klosters Bücher berühre."

„Dawider läßt sich nichts einwenden," bemerkte jene mit schlauem Lächeln, „ausgenommen von den Weibern sind aber die, welche der Büchersprache mächtig sind. Benedikt selbst hätte wohl nimmer einem der Schriftsprache kundigen Weibe eines Buches Einsicht geweigert."

„Das brauche ich nicht zu bestreiten," versetzte Rainald unsicher, „denn wäre es auch, wie du sagst, würde dies Buch dir dennoch verschlossen bleiben."

„Es ist nur des Bildschmuckes wegen," begann sie wieder, „wir können einen Ausweg finden, Rainald, oder, wenn du das lieber hörst, Cyrillus; nimm das Buch aus der Wandertasche und laß mich hineinschauen, während du die Blätter umwendest; gern möchte ich sehen, wie der Mönch Folkard die alten Götter sich gedacht, und ich verspreche dir, das Buch nicht anzurühren."

„Gern willfahre ich diesem Begehren," lachte er, „denn einen Satz, der mir solches verböte, enthält die Regel nicht."

Und er nahm den Band hervor und hob den

schweren, goldbeschlagenen Deckel des kostbaren Schriftwerks, sie aber schaute über seine Schulter hinweg in das Buch, dessen Blätter er wendete. Eine Weile hatte dies gedauert, sie betrachteten das Blatt, auf welchem der blauäugige Meergott Glaukos vor der Grotte der Scylla als ein liebeflehender Mann dargestellt war.

„O weh,“ flüsterte Jolinka, „da hat die Rohrfeder dem alten Folkard einen übelen Streich gespielt, er hat ambo statt amo geschrieben.“

„Wo steht das?“ fragte Rainald, und der Zeigefinger des Mädchens wies ihm die Stelle des Textes.

„Ich glaubte es nicht, wenn ich es nicht sähe,“ sagte er, „nun aber,“ fügte er traurig hinzu, „hast du doch mit der Spitze des rosigen Fingers das Blatt berührt, und ich bin selbst daran schuld mit meiner eiligen Frage.“

„Tröste dich,“ beruhigte sie, „ich bin eine Schriftkundige, der Meister Stabius hat mich die Sprache der Lateiner gelehrt, und ich lese den Ovid wohl fast so gut, wie die Klosterschüler in Corvey, dich vielleicht ausgenommen, denn du scheinst mir ohne Maßen gelehrt für deine Jahre.“

Mit wachsendem Erstaunen sah er sie an. „Als ein immer schwieriger werdendes Rätsel erscheinst du mir,“ sagte er scheu, „und mit steigender Bewunderung muß ich dich betrachten. Wenn du denn der lateinischen Sprache kundig, so lies mir einiges aus diesem Buche.“

Und sie las und übersetzte ihm die traurige Märe, wie Glaukos in Liebe zu Scylla entbrennt, die in ein-

samer Grotte am Meere kaltherzig den Worten des Liebenden lauscht. Glaukos geht ratsuchend zu der Zauberin Circe, diese aber liebt ihn und gönnt der Scylla seine Liebe nicht; sie gibt ihm Wurzeln und Kräuter, die ihm der Scylla Herz geneigt machen sollen, aber die Wurzeln und Kräuter vergiften die arme Scylla. Leise berührte der Atem der Lesenden die Wange des lauschenden Schülers, trunken vernahm sein Ohr den Wohllaut der weichen lateinischen Verse von den Lippen des Mädchens. „Höre auf," bat er, „denn du bestrickst mich mit einem Zauber, von dem ich nicht weiß, ob er gut oder böse ist!"

„Circe hat Unrecht gethan an der unschuldigen Scylla," sagte sie, als hätte sie seine Worte überhört, „aber wir wollen ihr verzeihen, um ihrer Liebe willen. Tausende hätten gehandelt wie sie, und das mag uns trösten, daß sie die Liebe des Glaukos selbst nimmer gewonnen."

Er schwieg; sie brach eine Rose von der Hecke und drehte sie spielend mit dem Stengel zwischen den Fingern.

„Du nanntest dich vorhin die Trude von Bacharach," hub Rainald wieder an, „warum hat man dir diesen häßlichen Beinamen gegeben."

„Das ist eine alte Geschichte," erwiderte sie, „und nicht gern rede ich davon. Da du mich aber fragst, will ich es dir sagen. Mich liebten zwei Brüder, von denen der eine gegen den anderen den Verdacht hegte, er stehe meiner Neigung zu ihm im Wege. Die Thö-

richten, als ob ich ihnen je Anlaß gegeben hätte, an meine Liebe zu glauben! Die Geschichte ist kurz, der Bruder erstach den Bruder und der Lebende floh unter Reichsacht friedlos in die Fremde; der dritte Bruder aber der beiden, Hinkmar, ein Mönch zu St. Jakob in Mainz, erhob den Klageschrei gegen mich vor dem Stuhle seines Bischofs, als habe ich seine Brüder mit bösem Zauber geschlagen, während sie doch durch eigene Blindheit in das Verderben gegangen. Da hat sich meiner dein Pate, der Kanzler Rainald, erbarmt, und durch seine Fürsprache ist mir ein günstiger Spruch zu teil geworden."

„So kennst du den Erzbischof?" fragte Rainald lebhaft.

„Wohl kenne ich den Erwählten Kölns," entgegnete sie ruhig; „Erzbischof läßt er sich nicht gern nennen," setzte sie belehrend hinzu, „solange die beiden Päpste, die wir jetzt haben, um den roten Mantel miteinander hadern, da er nur von dem Papste seiner Partei bestätigt ist und man nicht weiß, ob Alexander nicht doch am Ende als echter Papst anerkannt wird. Milde und freundlich war er gegen mich, als er mich in Mainz bei dem Erzbischof Arnold sah, der mich in die Pfalz hatte laden lassen. „Hoher Bruder," sagte er zu ihm, „diese schaut anders aus als eine Zauberin, meine Inful verwette ich, sie ist unschuldig. Und als er merkte, daß ich des Lateinischen kundig, fragte er, ob ich nicht Lust habe, in ein Kloster zu treten. Das aber lehnte ich rund ab, denn ich hasse jenes Leben hinter den

dumpfigen Mauern und ich glaube, der liebe Gott schaut das Vöglein auf dem Ast freudiger an, als den Maulwurf unter der Erde, wenn er auch beide gleich lieb hat. Ich bin der Schuld ledig gesprochen, aber du kennst ja das Volk, es blieb etwas an mir hangen von dem Verdachte der Zauberei, und seitdem nennen sie mich die Trude von Bacharach."

„Du Arme," sagte Rainald mit freundlicher Stimme, und kosend glitt seine Hand über die ihre, „schlecht haben dich die Menschen behandelt, sie haben um dich gewürfelt und dich mit Klage verfolgt, und doch ist deine Seele nicht mit Haß und Bitterkeit erfüllt, sondern wohlgemut vermagst du dich noch über den Frühling zu freuen. Mir aber ist es lieb, daß der Erwählte Kölns dich gütig aufgenommen hat, und wenn ich zu ihm komme, will ich ihm von dir erzählen."

„Thu' das nicht," bat sie nachdenklich, „denn es würde dich wenig bei ihm empfehlen, wenn er hörte, daß du in diesem Hauswesen Rast gemacht. Wir sind aus Mainz verbannt, weil der Meister Stabius samt den vornehmsten Geschlechtern alldort in Haß und Zwietracht mit dem Erzbischof Arnold von Selenhofen lebte. Es ist zu blutigen Händeln zwischen den Erzbischöflichen und den Bürgern gekommen, Herr Arnold ist zum Kaiser nach Italien gewesen und hat die Verbannung der edelsten unter den Geschlechtern aus dem Mainzer Gebiete erwirkt; die Verbannten aber sind ebenfalls zum Kaiser gezogen und haben es durchgesetzt, daß sie zurückkehren dürfen. Auch wir werden wieder heimkehren

nach der goldenen Stadt, einstweilen hat uns für die Jahre, die wir nun schon in der Verbannung leben, der Graf von Katzenellenbogen, der da oben auf Stahleck haust, dies Haus angewiesen; er haßt den Bischof, weil er den Kaiser haßt, er hat einst auf Kaisers Befehl barfüßig einen Hund tragen müssen," fügte sie im Flüstertone hinzu, „und das vergißt ein Katzenellenbogener nicht und wenn er bis zum Dämmern des jüngsten Tages lebt."

„Warum aber hassen die Mainzer ihren Bischof?" fragte Rainald.

„Das hat mancherlei Ursachen," versetzte sie, fast ungeduldig über sein vieles Fragen; „ich weiß es so recht selbst nicht und wir wollen mit solch langweiligen Reden die Zeit nicht verbringen. Kannst du Weisen singen, wie sie andere Klosterschüler zu singen verstehen?" fragte sie dann.

„Ob ich es kann," entgegnete er mit Selbstbewußtsein. „Ich bin Vorsänger gewesen unter den Schülern auf dem Chor, man singt nicht schlecht in Corvey, und auch in weltlicher Sangeskunst und im Harfeschlagen bin ich nicht ungeübt, habe auch selbst schon lateinische Lieder gedichtet."

„So laß doch ein Lied hören, das du gefertigt," bat sie, „wir sind ja ganz allein hier, die Welt ist heute so schön und das Singen wohl an der Zeit."

Da begann er nach kurzem Besinnen:

„Ave formosissima, gemma pretiosa,
Ave decus virginum, virgo gloriosa,
Ave mundi luminar, ave mundi rosa,
Ave formosissima, virgo generosa," —[5])

und nachdem er schüchtern den Anfang gesungen, fuhr er fort mit heller, klangreicher Stimme, bis er das ganze Lied vorgetragen.

Reichlichen Beifall spendete sie dem Liede und dem Gesange, und er war stolz auf den Beifall, er fühlte sich so frei, so glücklich unter den grünen Bäumen, es war ihm, als ob der Frühlingswind über sein Herz gehe, kühlend und wärmend zugleich und als ob sein Herz nun aufspringen müsse wie die halberschlossene Rose, die Jolinka noch in der Hand hielt.

„Ich glaube, du hast recht mit dem, was du vorhin von dem Vöglein auf dem Ast und dem Maulwurfe sagtest,“ hub er an, „und wenn es dir nicht lästig, könntest du mir wohl dies Becherlein nochmals füllen. Es ist warm heute und ich bin ja auf der Reise.“

„Sieh, das gefällt mir,“ lachte sie fröhlich und klappte, indem sie den Becher ergriff, das schwere Buch zu; flugs holte sie den Wein. „Nimm ihn so freudig, wie ich ihn dir reiche,“ sprach sie ihm zutrinkend, und er leerte den Becher beherzt.

„Nun aber muß ich fort,“ sagte er, indem er das Buch in die Tasche schob, „so wohl es mir hier auch gefällt; ich sehe ein Schiff stromab fahren, das nimmt mich vielleicht mit nach dem heiligen Köln.“

„Ich kann dich nicht halten, so gern ich es möchte,“ versetzte jene, „das aber wüßte ich, wäre ich auf der Maifahrt wie du, ich hielte zunächst Umschau am Rhein, ehe ich in die finstern Mauern der Kölnischen einkehrte, selten kommen dem Menschen die köstlichen Tage der

Freiheit, man muß die kostbare Zeit nutzen, so lange es geht!“

„Wohl hast du recht,“ erwiderte er unsicher, „doch ich bin ohne Geleit, ein ganz einsamer Mann, da freut mich das Wandern nicht.“

„Dem ist abzuhelfen,“ belehrte sie ihn. „Laß dich an das jenseitige Ufer des Stromes übersetzen und bleib bei dem Pfarrherrn in Lorch. Gehst du dann nachmittags an dem Berge dort, der die Nollinger Burg trägt, vorüber ins Wisperthal bis dahin, wo der Weg nach dem Laukfenstapel sich in den Wald abzweigt, so triffst du eine Versammlung von Männern, wie ein Mensch in deinen Jahren sie nimmer besser begehren und erhoffen kann. Brauchst nicht ängstlich zu sein, Cyrillus, Weibsleute, die deinen Ovidius anfassen oder dich sonst mit der Regula in Widerspruch setzen möchten, sind nicht dort,“ — sie sagte das mit leisem Hohne — „lustige Scholaren feiern im Grünen das Maienfest, und den ersten unter ihnen, sie nennen ihn den Primas von Clugny, den kannst du von mir grüßen, dann wird er dich freundlich empfangen.“

„Zweifellos ist der Rat gut, den deine holdseligen Lippen mir geben,“ meinte Rainald, „und ich thue, wie du mir rätst, damit du merkst, wie hoch ich deine Worte achte; mir selber scheint es freilich besser, ich steuerte ohne Umschweif meinem Ziele zu, aber es ist nicht gut, allezeit selbstgewählte Wege zu wandeln; leb wohl, Jolinka, habe Dank für den Trunk, den du mir geboten, für jedes Wort, das du zu mir geredet. Ich komme wieder

zu dir," setzte er zögernd hinzu, „wenn ich von Köln zurückkehre, dann sage ich dir auf immer Lebewohl, aber dein Bild trage ich mit mir in die Heimat."

Sie ergriff die dargebotene Hand, sie drückte einen Kuß darauf, und mit Bestürzung erfüllte ihn dies Beginnen. Er wollte ihr Thun tadeln, aber er fand die Worte nicht, die er sprechen wollte; in den Garten trat ein Mann von hohem Wuchse, es war der Meister Stabius, der soeben mit dem Rheinschiffe von Mainz zurückgekehrt war. Gemessenen Schrittes trat er an den Steintisch. Ein faltiges, dunkles Gewand umhüllte die starken Glieder, auf den breiten Schultern saß ein wuchtig, scharfkantig Haupt, in dem bartlosen, tiefgebräunten Antlitz, auf der Stirn, die krauses, rotes Haar umwucherte, das an den Schläfen bereits bleichte, wohnte düsterer Ernst, und in den scharfen Augen unter buschigen Brauen war wenig Milde zu finden. Es lag eine Härte in dem ganzen Äußeren des Mannes, und rauh klang sein Gruß, den Jolinka mit scheuer Freundlichkeit erwiderte.

„Einen seltenen Gast hast du dir geladen," sagte Stabius, „wer ist der Freund unseres Hauses, den ich nicht kenne?"

„Von der Landstraße habe ich ihn zu kurzer Rast hereingerufen," erwiderte Jolinka, „einen Trunk habe ich ihm geboten, zur Stärkung auf seinem Wege, das war gewißlich nicht gegen Euren gastfreundlichen Willen, Meister!"

„Ich bin der Klosterschüler Cyrillus von Corvey,"

ergänzte Rainald die Rede des Mädchens, „ich bin auf dem Wege zu meinem Paten, dem Bischofe von Köln, zu dem mein Abt mich sendet.“

Forschend haftete das Auge des Alten auf dem Schüler, mit finsterem Mißtrauen sah er ihn an.

„Dein Abt hätte Besseres thun können,“ murmelte er. „Übel hat er an dir gehandelt, da er dich aus der beschaulichen Stille heraus in des Reiches lärmvolle Pfaffengasse schickte. Kommst hier auf die hohe Schule, wirst vieles lernen von der Staatskunst im geistlichen und weltlichen Imperium, Priesterwitz und des Kaisers Schwert machen die Welt des Himmels unwert. Manches wirst du sehen und hören, was dir nicht gefällt und was du dir doch gefallen lassen mußt, auf dem Wege zu Ehre und Freude, zu dem Irrlicht, das auf der versumpften Welt tanzt und das die Menschen Glück nennen“ —

„Was Ihr von der Welt und insonderheit von dem Handeln meines Abtes haltet, begehre ich nicht zu wissen,“ unterbrach Rainald die Rede des Mannes. „Da Ihr aber um meine Zukunft Euch sorgt, will ich Euch sagen, daß ich schon nach wenig Tagen die Heimreise antreten werde.“

„Schau, schau, der junge Wein wird ungebärdig, wenn man ihn rührt,“ lachte Stabius; „ich sage dir, du wirst nicht reisen, man läßt ein Patenkind nicht unbeirrt heimziehen, welches so findige Augen im Kopfe und eine so glatte Zunge im Munde trägt; dein Pate wird dich probieren, wie man das Gold am Steine

probiert, und er wird dich steigen oder fallen lassen, je nachdem du die Probe bestehst. Wird es dir nun," setzte er mit einer gewissen Gutmütigkeit hinzu, „in der Luft der Kölnischen Pfalz mal zu dumpf, Cyrille, dann komm wieder zu uns, aber nur dann. Hier bei uns weht die Luft schärfer und klarer und es könnte ja sein, daß du gern mal wieder vorsprächest."

„Ich werde kommen," versetzte Rainald, verletzt und geschmeichelt zugleich durch die Worte des Alten, „ehe ich Abschied nehme vom Rheine, werde ich kommen, bis dahin lebt wohl, ich muß eilen, habe schon zu lange gesäumt."

Er nickte Jolinka einen freundlichen Gruß zu, neigte sich vor dem Meister und ging.

Stabius wandte sich zu Jolinka. „Thörichtes Kind," schalt er, „hüte dich vor den glatten Gesichtern, vor den Wölfen im Schafspelz! Ich bin in Mainz gewesen, öde ist unser Haus, worin die Erzbischöflichen ihr Wesen getrieben, seit unserer Verbannung. Der Garten ist zertreten, beschmutzt und beschädigt ist das Innere des Hauses; aber Geduld, der Tag der Rache ist nahe gerückt, das Maß der Bosheit ist voll."

Jolinka achtete wenig auf die weiteren Worte ihres Herrn, sie schaute nach dem Strome, auf dem der Nachen tanzte, mit welchem Rainald sich an das jenseitige Ufer überführen ließ, und als Stabius in das Haus gegangen war, winkte sie mit einem weißen Tüchlein dem Scheidenden zu und jener nahm den breitrandigen Pilgerhut und grüßte zurück. Als sie ihm aber nachblickte, über-

schatteten ernste Gedanken ihr Antlitz, es war, als ob sie sich sage, sie habe an diesem Menschen ein großes Unrecht begangen.

Bald trat Rainald in die kühle Pfarrkirche von Lorch, er tauchte die Hand, die Jolinka geküßt, in den Weihkessel und netzte Augen und Stirn mit dem Wasser; einsilbig und zerstreut saß er neben dem Pfarrherrn bei Tische, und gleich nach dem Mahle verabschiedete er sich. An einsamschattiger Stelle am Rheine setzte er sich auf einen Stein, seine Augen schweiften an das gegenüber-liegende Ufer und er begann zu dichten. Ein fromme Hymne war es nicht, was er schuf, sondern ein lateinisch Liebeslied.

II.

Der Primas von Clugny.

Zwei Schwerter hat Gott in der Welt geordnet, die Christenheit zu regieren; eines derselben stammt von Sankt Peter, das trägt der Papst, das andere stammt von Sankt Johannes, das trägt der Kaiser. Alt war die Satzung, sehr alt; Mönche hatten sie oftmals in die Annalen, Rechtskundige in die Rechtsbücher eingetragen und die ersteren fügten der Lehre gern einen Vergleich hinzu, der den letzteren wenig gefiel, den Vergleich von den zwei Gestirnen, welche die Welt erleuchten, der Papst, sagten sie, sei die Sonne, der Kaiser der Mond. Schlecht paßte das Wort den deutschen Kaisern, sie wollten den Glanz ihrer Krone nicht mit dem erborgten Mondscheinglanze verglichen wissen, Gott allein, nicht dem Papste dankten sie ihr Regiment, und sobald der Papst einen Teil des Dankes begehrte, geriet das Johannesschwert hart aneinander mit der Klinge Sankt Peters. Oftmals hatte die Welt dies Waffenspiel geschaut, Tausende waren zwischen die vernichtenden Schwerter geraten, keinem zum Heile, keinem zum Troste, und aufs neue, dauernder als je, loderte der Kampf,

als Friedrich der Erste auf dem deutschen Kaiserthrone saß.

Hadrian war gestorben, auf der Lippe den Bannfluch, den er gegen den Kaiser, den Schirmvogt der römischen Kirche, ausstoßen wollte, jener Priestersohn Hadrian, der als Nikolaus Breakspeare von der anglischen Kirche St. Alban weggestoßen, nach Frankreich gekommen und der später an Stelle des Bettlergewandes mit dem roten Mantel der Nachfolger Petri bekleidet war; aber ein rüstiger Kämpfer setzte den Streit fort, Alexander der Dritte, der schon als päpstlicher Legat auf dem Reichstage zu Besançon die kecke Frage gethan, von wem denn Friedrich der Staufer die Krone habe, wenn nicht vom Papste? Ihm gegenüber stand Viktor, der Graf Oktavian von Tuskulum, den die Kaiserlichen als Gegenpapst erwählt, da sie den vorlauten Legaten als Papst nicht anerkennen konnten und wollten. So war eine Kirchenspaltung herbeigeführt, der Urheber der Spaltung aber war Graf Rainald von Dassel, der Reichskanzler und Erzbischof von Köln. Durch seine Finger glitten all die feinen, offenen und geheimen Fäden, welche die Staatskunst jener Tage spann, und er spielte das Garn in die Hand seines Kaisers, damit dieser ein festes Gewebe daraus mache, zu Nutz und Frommen des großen deutschen Reiches. Den Hauptfaden hatte der mächtige Kanzler selbst gesponnen, er wollte die Deutschen losreißen von der römischen Kurie, er wollte für Deutschland ein eigenes, selbständiges Papsttum begründen, nicht nach Rom, sondern nach Trier

sollte nach seinem Willen fortan der Deutsche wallfahrten, seinen Papst zu grüßen; denn der in Rom weile, sagte er, habe die Kirche, das Kleid Christi, zerrissen, in Trier aber hänge des Herrn ungenähter Rock. Ungeheuerlich war der Gedanke, eine Territorialkirche für Deutschland zu begründen, der Plan widerstrebte den Anschauungen und Überlieferungen verwichener Jahrhunderte, denn nach diesen war die gesamte Menschheit ein mystischer Körper, dem zur Erfüllung seiner Bestimmung einheitliche Regierung not that, und seit dem siebenten Gregor hatte man sich gewöhnt, unter solchem Gesamtkörper die Universalkirche, den Papst aber als Herrn der Menschheit zu begreifen. Vielen freilich widerstrebte diese Auffassung, widerwärtig war sie vor allem Friedrich dem Staufer, er vertraute dem Plane seines Kanzlers und die Zeit war diesem Plane nicht ungünstig. Eine gewaltige Unruhe war über die Welt gekommen, mit dem äußeren schien der innere Frieden von den Menschen gewichen zu sein. Sie hungerten und dursteten, sie hasteten und tasteten nach einer Glückseligkeit, die sie in den altgewohnten Bahnen des Lebens nicht mehr suchten, weil sie dieselbe dort nicht finden zu können wähnten. Die einen spähten in fernen Landen nach erträumten Paradiesen, groß war deren Zahl, und was sie forttrieb war himmlisches Sehnen oder weltlicher Sinnenreiz; die andern spürten im heißen Glaubensdrange, in harter Askese, nach den Wegen zum goldenen Gottessaal, aus der Drangsalshitze der Welt; die dritten forschten nach Mitteln, durch welche sie unter neuer

Form und Gestalt der Erde das verlorene Heil wiederzubringen vermöchten. Es war, als ob der Welt etwas fehle, was ihr aber fehlte, wußte weder der unstäte Pilger, noch der abgehärmte Büßer, noch auch der grübelnde Scholastiker, denn der Mangel war ein eingebildeter, ein Phantasma überreizter Empfindung; die Welt in völliger Hingabe zu umklammern oder in völliger Verachtung mit ihr zu brechen, war die Sucht der Zeit, in welcher und für welche Rainald seine Reformpläne vorbereitete, und die scharf ausgebildeten Gegensätze der neuerungssüchtigen Welt waren ihm förderlich.

Eine Klasse von Menschen schob sich in jener unruhig wogenden Masse hin und her, welche alles, was an Gutem und Bösem gezeitigt war, in sich vereinigte. Das war die Klasse der fahrenden Schüler. Als Kleriker hatten sie Privilegien aller Art in den Landen der Christenheit, um der Wissenschaft willen war ihnen freies Geleit noch neuerdings vom Kaiser auf dem Roncalischen Reichstage gewährt, und die Kreuzzugsbullen gaben ihnen einen mächtigen Halt und Schutz. Ungemessene Wanderlust beseelte auch sie, aber fern lag es ihnen, nach dem heiligen Lande zu fahren, sie pilgerten auch nicht mit den frommen Wallbrüdern nach Rom und St. Jago di Compostella, sie blieben kühl, wo andere im Glaubenseifer erglühten, sie brannten heiß in der Liebe zur Welt, wo andere sich härmten und kasteiten. Ihre Hauptwallfahrtsorte waren Paris, Bologna und Salerno, aber nur kurze Zeit weilten sie an jenen Stätten der Wissenschaft, nicht das Ziel, sondern die

Fahrt war ihnen Hauptsache und Zweck. Die meisten waren verwildert im Treiben der Welt, in hastiger Genußsucht, im Sinnesrausche, aber trotz der Verwilderung haftete an ihnen ein vornehmer Geist, der sie über die Laien stellte; die elegante Kunst, mit Lauten- und Liedklang die Hörer zu erfreuen, öffnete ihnen die Pforten der Pfalzen, die Herzen der Kirchenfürsten, deren Freundschaft sie suchten und hegten, deren freigebige Hand sie nicht zu entbehren vermochten. Äußerlich war das Band, das sie mit der Kurie verknüpfte, in ihrem Innern waren sie der Kirche gram, bitter geißelten sie in ihren Liedern die Entartung, den Verfall des römischen Klerus, die Simonie, die Habsucht, die Bestechlichkeit der Prälaten, und der Klerus konnte ihre gellenden Stimmen nicht ersticken, er verstummte in eigener Schwäche gegenüber diesen verzogenen Fürsten im Bettlergewande, die ohne Scheu das Heilige profanierten, das Profane heiligten. Da machte man gute Miene zum bösen Spiele, man suchte die fahrenden Unholde durch Geld und Gut zu gewinnen, und jene nahmen die Gabe, aber sie stießen die Hand zurück, die sie bot. Dennoch aber waren Männer unter ihnen, die dem Klerus als Rüstzeuge dienten wider Kaiser und Reich, Männer, die ihre Füße unter die Tische der Würdenträger steckten und sich die Waffen in die Hand drücken ließen zum Streit gegen das weltliche Regiment. Heiß war der Kampf und scharf wurden die Schwerter geschliffen hüben und drüben.

Wieder waren in den Frühlingstagen die Gehege

des Rheingaues voll lustigen Lebens und Treibens, und die fahrenden Schüler führten den Reigen. Durch die aufblitzenden Wellen des Stromes fuhren sie mit wehenden Wimpeln und Fähnlein, durch die grünen Rebengelände zogen sie mit fröhlicher Rede und Wechselgesang. Aus England und Frankreich, aus dem alpengeschiedenen Italien waren ihrer viele gekommen, und die Fremden schüttelten dem Deutschen so vertraulich die Hand, als hätte nimmer Berg und Strom, noch auch das Meer zwischen ihnen gelegen. Sie waren einig im Dienste des Frühlings, der Minne und des Weines, sie wollten das Maienfest begehen mit Lachen und Becherklang.

Im Wisperthale, auf felsumlagerter Halde unterhalb der gebrochenen Lauksenburg, hatten sie Linnenzelte gespannt, halberloschene Kohlenfeuer, an denen sie die Holzspieße zur Herrichtung des Mahles gedreht, glimmten am Boden, das Mahl war beendet, nun lagen die Männer in weitem Kreise um die Fässer, die ihnen der Weinbauer als Gastgeschenk gegeben und die emsige Hände anher gefördert hatten. Die Kanne ging fleißig um, die Gesichter waren erhitzt, Rede und Gesang schwirrten verworren durcheinander.

Einer aber saß inmitten des Schwarms auf einem aus geschichteten Fässern gebildeten Thronsitze; ein Mann von achtunggebietender Miene, der den hellblauen Bischofsmantel von schäbig gewordenem Samt mit königlichem Stolze zu tragen verstand; das war Nikolaus von Aurioli, den sie den Primas von Clugny nannten. Er war in Bagaria auf Sizilien geboren; als er in

Paris den Studien obgelegen, hatte er vieles gehört von der Pracht am Hofe des Bischofs von Clugny, der über ein Kloster mit vierzig Töchterstiftungen regierte, und er war hingereist, hatte vor dem Ohre des Bischofs seine Weisen gesungen und hatte die Freundschaft des Kirchenfürsten sich erworben. Nikolaus war nicht mehr jung, er stand im höheren Mannesalter, und an seiner Kraft hatte die Weltlust gezehrt; einst war er von bestrickender Schönheit gewesen, jetzt war die Schöne des Mannes wie ein mottenzerfressenes Festgewand, welches den verlockenden Schimmer noch nicht eingebüßt hat. Heiß und begehrlich brannten die Augen in dem gebräunten Antlitz unter dem Kranze von jungem Weinlaub, welcher das kurzgeschorene, krause Haar schmückte.

Der Primas winkte und Stille herrschte rings im Kreise, dann richtete er sich hoch auf, hielt einen mächtigen Becher empor und begann im Tone eines messelesenden Priesters: „O, welch eine weithin strahlende Leuchte ist ein Becher in der Faust eines rechtschaffenen Mannes! Saget mir, ihr, meine Getreuen, wollet ihr dieses Gefäß leeren, wie euer Meister?“

Und aus dem Kreise tönte die Antwort: „Wir wollen es!“

Wiederum begann der Primas: „So seid ihr würdig, zu sitzen an dem Altare unseres Herrn und Meisters Baccus, der da Becher hebet und trinket per omnia pocula poculorum! Ehe wir aber fortfahren, die Messe zu halten, wählt jemand aus eurem Kreise, daß er mir würdig zur Seite stehe bei meinem schwierigen Amte.“

Aus dem Schwarme klang es zurück: „Wir wählen als Meßdiener Gerhard, den Spielvogel!“ Der Spielvogel trat hervor; ein verwachsenes Männlein in verschossenem, violettseidenen Meßmantel schritt er einher, mit lächerlicher Würde; unbestimmbar schien sein Alter im wechselnden Spiel seiner Züge, bald glaubte man in ihm einen Jüngling zu erblicken, bald wieder hatte das welke Gesicht mit den scharfen Linien etwas Greisenhaftes; um den breiten Mund lag ein gutmütiges Lachen, aber die grünlichschimmernden, stechenden Augen blickten boshaft. Und er neigte sich rechts und links vor den Schülern und vor dem Primas und klingelte mit einem silbernen Becher, dessen er sich wie eines Glöckleins bediente.

„Alles ist geordnet,“ sprach Nikolaus von Aurioli, „so hört nun zunächst das Wort des Evangeliums, welches die Menschen gefälscht haben, mit Hilfe des Antichrists: Es begab sich aber, daß ein armer Kleriker an den Hof des Papstes kam, der wollte Klage erheben, denn er hatte Unbill erlitten von seinem Bischof. Und er flehte die Thürhüter an: Erbarmet euch meiner und laßt mich hinein, denn schwer lastet auf mir die Hand der Armut. Jene forschten: Freund, hast du auch Geld in der Tasche? Er aber sprach: Gold und Silber habe ich nicht. Und sie stießen ihn hinaus und riefen: Weiche von uns, Satanas, der du den Wert des Geldes nicht kennst. Da ging der Arme hinweg mit heftigem Weinen. Es kam aber ein reicher Bischof, der hatte schwere Schuld auf sich geladen und wollte den Papst

sehen. Und die Thürhüter ließen ihn hinein und sprachen: Dieser ist ein Gerechter, denn er kommt im Namen des Goldes und des Silbers. Der Papst aber grüßte und küßte ihn, und er sprach zu seinen Kardinälen: Selig sind die Reichen, denn sie schauen mein Angesicht, selig sind, die da Geld haben, denn sie werden nicht Mangel leiden, selig sind die, deren Taschen voll sind, denn ihrer ist die römische Kurie.[6])

Solchergestalt ist das Evangelium verwandelt; um Zions willen aber darf ich nicht schweigen und um Jerusalems willen darf ich nicht innehalten. Rom, das Haupt der Welt, ist gefallen, und auf dem Altare der Kirche leuchtet nicht mehr die Fackel der Gerechtigkeit; Rom ist zur gierig schluckenden Charybdis, die Kardinäle sind zu Piraten geworden, nur das goldbeladene Schiff findet den Weg durch die Strudel und Klippen, nur der volle Geldsack gewinnt die Freundschaft der Räuber. Habsüchtig sind die, welche die Gewalt haben, die Sünde zu vergeben, welche den Gerechten hinaufführen können zu den Stühlen des Himmels, welche die Macht haben, weltliche Herrscher in Eisenbande zu legen; sie haben das Patrimonium Petri um schnödes Geld verhandelt und sind zu reißenden Tieren geworden. Nutzlos aber sind die Gaben, die du dem Unersättlichen spendest; heilst du mit güldener Salbe die Gicht in seinen Händen, so hat er die Fußgicht, wenn er dir helfen soll. Wer errettet uns vom Unglück, wer wird unser Schiff durch die Strudel und Klippen in den sicheren Hafen leiten? Alexander, unser Papst Alexander wird es thun; er ist

der Trost der Verlassenen, ein Hort der Gelehrsamkeit, er wird die Habsucht und den Geiz von seinem Throne verbannen, ihn wolle Gott dereinst aufnehmen in sein himmlisches Paradies.[7]) Laßt uns die Schwere der Zeit vergessen bei dem Klange der Becher, bessere Tage werden kommen, auch für uns. Gott aber, der Allmächtige, welcher die Laien in den Dienst des Klerus gestellt hat, lasse uns auch ferner von ihrem Schweiße leben, er schenke uns die Freude an Trunk und Würfelspiel durch unsern König und Herrn Bachus, der da Becher hebet und trinket, per omnia pocula poculorum!"

Jubelnd wiederholte der Chor die letzten Worte, der Spielvogel neigte sich rechts und links und klingelte mit seinem Gefäß, hoch hob der Primas den Becher, leerte ihn auf einen Zug und reichte ihn dem nächsten, damit dieser ein Gleiches thue.

Da trat Rainald von Wieden unter die Zecher, er lenkte den Schritt geradeswegs auf den Thronsitz zu; und ein wieherndes Gelächter entstand rings im Kreise über die fremde, würdige Erscheinung. Die drei aber, welche ihm am Morgen bereits den Weg vertreten, umringten ihn auch jetzt wieder und zogen ihn unter Scherzreden vor den Stuhl des Primas. „Dieser hat uns mit Schlägen gedroht, als wir ihn heute früh zu deiner Herrlichkeit führen wollten, wir erheben die Klage wider ihn, aber wir bitten um eine gelinde Strafe, da er in Reue den Weg selber gefunden hat."

Nikolaus wehrte den Aufdringlichen, er gebot Ruhe und fragte mit ernster Stimme und mißtrauischem Blicke

den Fremden: „Wer bist du, und was führt dich zu uns?"

„Cyrillus heiße ich," erwiderte Rainald, „von Corvey komme ich, meine erste Fahrt thue ich in die Welt, und das heilige Köln soll mein Ziel sein. Zu euch aber hat mich ein schönes Mägdlein gewiesen, welches im alten Zollhause vor Bacharach wohnt; von ihm soll ich Euch grüßen!" fügte er, nur dem Primas vernehmlich, hinzu.

„Jolinka!" scholl es im Kreise, „Jolinka soll leben!"

„Hast du," fuhr Nikolaus mit freundlichem Lächeln fort, „jene drei Ankläger mit Schlägen bedroht."

„Ich leugne es nicht," sagte Rainald, „sie hatten mich harmlos gereizt, und ich hatte den Scherz nicht verstanden."

„So trinket zusammen diesen Becher, auf daß Friede zwischen euch werde," befahl der Primas, und als jene gethan, wie ihnen geheißen, sagte er zu Rainald:

„Setze dich dort zu den andern, wenig empfiehlt dich dein Rock, desto mehr aber der Gruß, den du mir bringst; sei fröhlich mit den Fröhlichen."

Immer lauter entwickelte sich das lustige Treiben, immer ausgelassener wurden die Gesellen und der tollste unter den Tollen war Gerhard Spielvogel, der Krüppel. Unermüdlich im Vortragen scherzhafter Trink- und Liebeslieder, die er mit linkischem Gebärdenspiele begleitete, reizte er unaufhörlich die Lachlust, schien er die Seele des ganzen Festes. Bald näherte er sich Rainald, der vom Weine erregt, nicht ungern das fröhliche Leben musterte.

„Guter Freund," sagte er spottend, „du auch scheinst mir ein gottbegnadeter Sänger, komm mit vor den Thron und singe uns ein Liebeslied."

Die Umsitzenden lachten, und das Lachen verletzte Rainald. „Gern willfahre ich dem Begehren," sagte er, „meint ihr, man sänge bei mir daheim nicht eben so gut, wie die rheinischen Nachtigallen? Euge! auch wir kennen den Horaz und das Metrum der Sappho; wir zählen genau, wie die Maikäfer im Lindenlaub."

Und als sie ihn jubilierend vor den Thron des Primas geführt hatten, sang er ihnen das Lied, welches er am Rhein, Bacharach gegenüber, gedichtet. Das Lied lautete verdeutscht also:

Ich habe vergrübelt Jahr um Jahr
Ob der Bücher beengendem Staub,
Bis blöde mein Auge geworden war,
Mein Ohr für das Weltgeräusch taub;
Jahrein, jahraus,
In dämmrigem Licht,
Des Sommers Blühen, des Winters Gebraus
Erfreute und störte mich nicht.
Doch aus der Bücher dumpfigem Schacht
Hab' ich es nicht errungen,
Was klug, was fröhlich den Menschen macht,
Den jungen,
Ja, klug und fröhlich zugleich
Und reich.

Ich bin gefahr'en ins Land hinein,
Nicht fragt ich wohin und warum,
Mir lachte der Lenz, mir winkte der Wein,
Mein Herz blieb traurig und stumm;

Im Buchenwald,
Am murmelnden Bach,
Da sangen die Vöglein mannigfalt,
Da lauscht' ich dem Nachtigallschlag;
Und auch aus grüner Waldesnacht
Ist es mir nicht erklungen,
Was klug, was fröhlich den Menschen macht,
Den jungen,
Ja, klug und fröhlich zugleich
Und reich.

Da hab' ich in leuchtende Augen geschaut,
In Augen dunkel und tief,
Die waren von Thränen der Liebe betaut,
Als der Frühwind von dannen mich rief;
Du sehnende Lust,
Du sehnendes Weh,
Das hatte ich nimmer und nimmer gewußt,
Wie der Sommer so nah bei dem Schnee.
Und mit der Augen seliger Pracht
Hat es mich jäh durchdrungen,
Was klug, was fröhlich den Menschen macht,
Den jungen,
Ja, klug und fröhlich zugleich
Und reich.

Mit klarer, klangvoller Stimme, unter der begeisternden Gewalt der Liebe, des Weines und der Lenzluft hatte Rainald das Lied gesungen, und groß war der Beifall, den man ihm zollte. Die Schüler umringten ihn, drückten ihm die Hand und reichten ihm ihre Becher zu fröhlichem Bescheidthun, die glatten Rhythmen lateinischer Verse hatten ihm die Herzen geöffnet, denn was sie besagten, hatte fast ein jeder der Hörer durchlebt und

empfunden. Der Primas aber beugte sich tief zu dem Ohr des Sängers und flüsterte: „Hast du das Lied erdacht, bevor du die Trude von Bacharach gesehen?“ Und Rainald erwiderte: „Nein, ihre Augen sind es, von denen das Lied redet.“ Leicht bebten die Mundwinkel des Fragenden, und er sagte kurz: „Ich dachte das wohl. Es ist gut!“ Dann stellte sein Ruf die Ordnung unter der zerfahrenen Genossenschaft wieder her, es wurde die große Spielermesse abgehalten. In grauenerregender Weise war das Evangelium von der Ankunft der Hirten beim Jesuskinde parodiert, das Vaterunser in ein Gebet zu Bachus umgemodelt.[8]) Mit Schaudern hörte Rainald die Profanierung des göttlichen Worts, er wollte aufspringen und zwischen die Bande fahren, aber der Wein lähmte ihn und seinen Vorsatz, alles um ihn schwirrte und kreiste, die inzwischen entzündeten Fackeln tanzten vor seinen Augen. Da wich er unbemerkt aus dem Kreise der Spötter und Sünder, legte sich unter einen Baum, rückte die Wandertasche unter seinen Kopf und schlief ein.

Lautes Schreien und Rufen weckte ihn. In dem roten Scheine der Fackeln zogen die Scholaren fort, dem Rheine zu; Rainald wollte sich erheben, er vermochte es nicht, der wüste Lärm verhallte in der Ferne, es wurde still ringsum, dann näherten sich ihm langsame Schritte auf rauschendem Laubwege, scharf waren seine Sinne bei der ohnmächtigen Schwäche des Körpers. Der Primas und der Spielvogel gingen vorüber. Rainald erkannte sie an den Stimmen, sie waren in

eifriger Zwiesprache, und in seiner Nähe blieben sie stehen.

„Wohl habe ich mir alles überlegt, nicht hundertmal, tausendmal, und ich sage dir, ich kann es nicht, was du von mir verlangst, Zittern fällt mich an, wenn ich daran denke,“ sagte der Spielvogel.

„Thor,“ knirschte der andere, „hätte ich dich nur ein einziges Mal im Leben gekannt, wo du nicht widerspenstig gewesen wärest, wenn es sich um dein Heil handelte. Wiederum steht dir, dem mißachteten Krüppel, durch meine Hilfe das goldene Thor zur Lebensfreude offen, aber du willst nicht hindurchschreiten. Ich helfe dir mit allen Kräften, daß du, wenn du die That vollführt hast, glücklich nach Anagni zum Papst Alexander gelangst; dort legst du, was du gethan, unter das Beichtsiegel und hoch wirst du steigen, höher als du ahnst.“

„Ebne dir doch selber den Weg, den du so sicher hältst,“ raunte der Spielvogel, „nicht das erste Mal wäre es, daß du mich mit Blendwerk bethörtest; was zwischen dir und mir liegt, das wissen nur wir, du und ich, seit jenes unglückselige Weib tot ist, das du mit Füßen getreten für all seine wahnwitzige Liebe. Es gibt eine Grenze, die uns trennt, trotz der dunklen Thaten, die uns zusammengekuppelt; hier hast du den Ring mit dem tödlichen Gifte, er brennt an meiner Hand, ich will nicht schuld sein an dem Tode jenes rechtschaffenen Mannes.“

„Jenes rechtschaffenen Mannes,“ lachte der Primas heiser, „dünkt dir der Reichskanzler so gerecht, seit er

der Bannerträger der Kirchenfeinde geworden? Gib mir den Ring, verlotterter Achselträger, wir sind fertig miteinander, was ich allein erdacht, kann ich auch allein vollführen, ich bedarf deiner fortan nicht mehr!“

Die Männer gingen weiter. Wirre Gedanken schossen durch den Kopf des unfreiwilligen Lauschers, der in dem Zustande unruhigen Halbschlummers Traum und Wirklichkeit bald nicht mehr klar auseinander zu halten vermochte. Kühl wehte der Wisperwind durch das Thal, fröstelnd zog Rainald die Glieder zusammen, dann verfiel er in tiefen Schlaf. Im Dämmergrauen des Morgens erwachte er, dunkel lagen die Erlebnisse des vergangenen Tages hinter ihm, rüstig sprang er auf von dem taufeuchten Boden, griff nach Hut und Stab und suchte in raschem Gange das Gefühl der Kälte und des Unbehagens zu überwinden. Bald hatte er unten am Rheine ein Schifflein erspäht und in rascher Thalfahrt trieb er dem heiligen Köln entgegen.

III.

In der Bischofspfalz.

Große Geschäftigkeit herrschte in der erzbischöflichen Pfalz zu Köln. Auf den Treppen, in den Bogengängen, den Prunkgemächern und Kammern entwickelte der bunte Troß der Diener eine mannigfaltige Thätigkeit; vom Rhein herauf wurden Ballen und Kisten in den Palast gefördert, welche das Reisegerät des Erzbischofs und seiner Gefolgschaft enthielten, Prunkgemächer und Kammern wurden hergerichtet zu glanzvoller Festlichkeit, denn am Abend zuvor war der Erwählte Kölns von weiter Reise heimgekehrt.

Es war früh am Morgen, aber schon saß Rainald von Dassel in seinem Gemache und emsig glitt seine Rohrfeder über das weiße Pergament, worin er dem Kaiser, der in Italien weilte, Bericht erstattete von mühevoller Fahrt. Er war mit Adolf von Schaumburg, dessen Schwester mit seinem Bruder Ludolf vermählt war,[9]) durch Frankreich gereist, nachdem die Partei des Kaisers auf dem Konzile von Pavia die Anerkennung Viktors, als des echten katholischen Papstes, erwirkt hatte. Das Ausland war noch nicht für Viktor

gewonnen; auf dem Konzile waren nur Reichsbischöfe zugegen gewesen, die Legaten der Könige von Frankreich und England hatten sich zu Pavia nicht für Viktor erklärt, und Rainald war von dem Kaiser abgesandt, um die Entscheidung für ihn herbeizuführen. Die beiden Könige waren im Kriege miteinander, in der Normandie hatte Rainald Heinrich II von England getroffen, aber sowohl dieser, wie Ludwig VII hatten sich bereits für Alexander entschieden, und mit all seiner glänzenden Beredsamkeit hatte der Erzkanzler nichts weiter vermocht, als die Könige zu einer Verschiebung der öffentlichen Anerkennung Alexanders zu bewegen.[10]) Das berichtete der Kanzler dem Kaiser, und als er das Schreiben vollendet, überflog er nochmals mit tieftraurigem Blick die Linien des Blattes, dann schritt er gesenkten Hauptes im Gemache auf und ab.

Rainald von Dassel stand in der Kraft seiner Jahre, mittelgroß war seine Gestalt und seine Glieder waren von einem nahezu vollkommenen Ebenmaß. Leicht gekräuselt war das weiche, gelbe Haar über der mächtigen Stirn, einen starken Willen, eine furchtlose Entschlossenheit bekundete das Gesicht mit dem vollen vorspringenden Kinn, der leichtgebogenen Nase, aber die Härte dieses Gesichts wurde gemildert durch die freundlichen blauen Augen, durch die feingeschnittenen Lippen, um welche ein Zug unendlichen Wohlwollens lag, als wären sie jeden Augenblick bereit, im Namen Christi zu sprechen: Kommet her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid.

An Kaisers Statt war der Kanzler nach Deutschland zurückgekehrt, er hatte die ausgedehnteste Vollmacht in geistlichen und weltlichen Dingen zu bestimmen und durchzuführen, was er für gut befinde, und in schwerer Gedankenarbeit verfolgte er unablässig sein Ziel.

Längere Zeit war er sinnend auf und ab gewandelt, da öffnete sich die Thür des Gemaches und herein trat mit raschen Schritten ein jugendlich Weib mit glückstrahlendem Antlitz. Mit offenen Armen eilte der Bischof ihm entgegen, „Gepa,“ rief er freudig und zog die anmutige Gestalt an seine Brust, „sei mir tausendmal gegrüßt, Schwesterlein; Gott sei Dank, daß ich dich nach langer Trennung wieder in meine Arme schließen darf; ich wollte dich gestern abend nicht mehr stören,“ setzte er zärtlich hinzu, „denn es war spät, als ich ankam und heute morgen dachte ich dich um so frischer und freudiger zu begrüßen.“

„Das war nicht recht von dir, Rainald,“ sagte jene mit leisem Vorwurf, „denn du wußtest es, wie ich mich Tag und Nacht gesehnt, dich wiederzusehen; es ist einsam hier ohne dich und wir sehen uns so selten, so selten; ich möchte der Kaiser sein, Rainald, wäre es auch nur, um dich stets um mich zu haben.“

„Wünsche das nicht, Gepa,“ sprach er lächelnd, „es brächte dir keinen Gewinn, schwere Sorge wohnt auf jener Höhe, auf die ich gebannt bin, und die Staatskunst hat wenig Raum für die Liebe. Wie rosig blühend du aussiehst,“ sagte er schmeichelnd, indem er mit der Rechten ihr Kinn berührte, „das kommt von

einem guten Gewissen, von dem inneren Frieden der Seele, den Gott dir erhalten wolle, du Teure."

Es war ein schönes Bild, das die Geschwister darboten, als sie in der Mitte des teppichbelegten Gemaches standen, er im weißen bischöflichen Hauskleide, sie in enganliegendem, golddurchnähtem Gewande von schwarzem Samt. Sie sahen einander ähnlich, wäre der Unterschied des Alters nicht hervorgetreten, hätte man sie für Zwillinge halten können. Gepa hatte dasselbe Haar wie ihr Bruder, sie hatte dieselben Augen, dieselbe Bildung des Gesichts, nur daß hier weibliche Anmut, dort männliche Kraft dem Ganzen ein verschiedenes Gepräge verliehen. Vierundzwanzig Jahre war sie alt, zwanzig Jahre jünger als der Bruder,[11]) und der volle Zauber der Jugend lag auf dem frischen Antlitz, auf der hohen Gestalt, den wohlgebildeten Gliedern. Sie hatte die Arme um Rainalds Hals geschlungen, ihr Kopf ruhte an seiner Brust.

„Du hast dir den Seelenfrieden gewahrt im Lärm und Gedränge der Welt," flüsterte sie, „wie sollte ich mir den Frieden nicht gewahrt haben hier in den einsamen Mauern der heiligen Stadt?"

„Nicht die äußeren Feinde," erwiderte er, „sind die gefährlichsten, tief im Innern erwachen dem Menschen die größeren Gefahren, sie werden mit uns geboren und genährt, und nur die reinen Seelen der Lieblinge Gottes sind gefeit vor dem Unheil. Du brauchst dich nicht zu fürchten, Kind, deine Seele ist rein und dein Blick für die Außenwelt ist offen und scharf. Mit Bewunderung

habe ich wiederum die Briefe gelesen, die du mir nach Pavia gesandt hast. Alles, was du mir geschrieben von den Angelegenheiten des Reichs, der Kölner und Mainzer, war mir wichtig zu wissen, nicht ohne Nutzen bist du bei den Ursulinerinnen in die Schule gegangen, und ich glaube, es ist ein großer Staatsmann in dir verloren gegangen."

„Spotte nicht, Rainald," bat sie, „die Sorge um dich und deinen Freund, den Erzbischof Arnold, hat mich zum Schreiben gedrängt. Arnold spielt ein gewagtes Spiel," fügte sie besorgt hinzu, „die Mainzer sind heftig gereizt gegen ihn und statt sie zu beruhigen, verhöhnt er sie und ihren Groll. Noch vor kurzem hat er geäußert, sie seien Hunde, die nur durch Gebelfer schrecken, nicht beißen könnten, aber der heiligen Jungfrau Hildegard im Ruprechtskloster zu Bingen hat es der Geist offenbart, daß ihn die Hunde zerfleischen werden."[12]) —

„Fern sei es von mir, die Hellseherkunst jener Jungfrau anzuzweifeln," unterbrach jener den eifrigen Bericht der Schwester, „vorläufig aber ist eine Gefahr nicht vorhanden. Arnold ist zu Heinrich dem Löwen geeilt, er wird die Thore mit Gewalt sprengen, die ihm der hochmögende Rat der Stadt bei seiner Rückkehr von Pavia gesperrt hat. Das wird einen lustigen Waffentanz geben, lassen wir die stolzen Geschlechter und Bürger das heiße Süpplein in Unfrieden verzehren, das sie sich eingebrockt haben. Doch genug von Staatssachen, Gepa! Ich habe dir etwas mitgebracht von der Reise; es ist nicht Gold noch Silber, noch auch köstlich Gewand,

denn ich weiß es, wenig liegt dir der eitle Schimmer am Herzen, und wenn du dich reich kleidest, thust du es mir und der Würde des Hauses zuliebe."

Er trat an einen Tisch und reichte ihr einen Rosenkranz von zierlich geschnitzten Kugeln.

„Diesen Kranz habe ich von einem Händler gekauft, den ich in Venetia traf, als er aus dem Gelobten Lande heimkehrte; all die Kugeln sind wertloses Menschenkunstwerk, bis auf diese drei, auf welchen die Passionsgeschichte unseres Herrn und Heilandes in feiner Arbeit dargestellt ist; aus Rosenholz sind sie gebildet, welches in dem Garten Gethsemane gewachsen, ich aber habe diesen drei Kugeln noch eine besondere Eigenschaft verliehen. Wie die Lichtalfen in den alten Heidenmären ihren Günstlingen drei Wünsche verstatteten, habe ich an jede dieser Kugeln die Erfüllung eines Wunsches geknüpft, um dir zu zeigen, wie lieb ich dich habe; nur mußt du bedenken, daß ich ein Mensch bin und nur Menschenwerk vollbringen kann, das übrige mußt du Gott anheimstellen. Bewahre den Kranz gut und wünsche nie fürwitzig, wie die thörichte Jungfrau, mir wäre es am liebsten," fuhr er lachend fort, „du bätest mit der ersten der Kugeln um meinen Segen zu einer vernünftigen Heirat, denn dich glücklich zu wissen, Gepa, wäre meine Lust und mein Stolz."

Wieder umschlang sie den Hals des Bruders; mit innigen Worten dankte sie ihm seine Güte. „Ich will mir die Wünsche sparen auf spätere Zeit," sagte sie zögernd, „das Hoffen, Harren und Begehren des mensch-

lichen Herzens endet nimmer, und gewißlich wird der Tag kommen, an dem ich dir die Kugeln zum Einlösen gebe. Eins will ich aber schon jetzt erbitten. Du weißt es, Rainald, daß das Magdalenenkloster zu Köln schon lange mit den Ursulinerinnen in Rechtsfehde liegt über den Blutacker der heiligen Ursula, entschädige du die Schwestern der Magdalena anderweit und schlichte den Zwist.“[13])

„Uneigennütziges, selbstloses Kind,“ entgegnete der Bischof mit Rührung und Wohlgefallen, „das hat dir die Äbtissin der heiligen Ursula eingeraunt. Aber es ist gut, ein Wunsch ist verfallen, gib die erste der Kugeln her, ich will sehen, was ich vermag, nun spare die anderen Bitten aber für dich, du erzürnst mich sonst.“

Dann führte er die Schwester an einen Tisch in der Nähe des Fensters, auf welchem gewürzter Wein, allerlei Kuchen und Früchte bereit standen, und bald saßen die Geschwister, ein Bild lieblichster Eintracht, einander gegenüber im traulichen Zwiegespräche.

Da meldete ein Diener, es sei ein Klosterscholar draußen, der begehre den Erzbischof zu sprechen, und an der Schwelle des Gemaches stand Rainald von Wieden. Auf einen Wink des Bischofs trat er näher, ließ sich auf ein Knie nieder und überreichte ein zusammengefaltetes Schreiben seines Abtes. Und der Kirchenfürst brach das Wachssiegel und las das Schreiben, dann hob er den Knieenden zu sich, küßte ihm die Stirn und sagte mit freundlichem Tone:

„Rainald von Wieden, mein Patenkind, groß und stark bist du geworden, und warst doch ein schwaches Sorgenkind, als ich dich im Münster von Corvey über den Taufstein gehalten! Sei mir willkommen, Rainald, setz dich zu uns, hier an den Tisch und erzähle mir von deinem Abte, meinem lieben Freunde Wibald, der dich zu mir gesandt hat. Brauchst dich nicht zu scheuen, jene dort ist meine Schwester, und wir drei sind ja Landsleute.“

„Rainald,“ sagte Gepa, die den Gast neugierig gemustert hatte, „kennst du mich nicht mehr?“

Forschend sah er sie an, dann huschte es wie ein Lichtstrahl über sein Gesicht, und er sprach: „Wahrlich, wie Schuppen fällt es mir von den Augen, Gepa, und ob Jahre dazwischen liegen, wohl gedenke ich der Zeit, da wir mit deinem Vater im Solling am Vogelherde saßen. Damals warst auch du noch halb ein Kind,“ fuhr er mit scheuer Freundlichkeit fort, „oft waret ihr auf dem Fürstenberge, du und dein Vater.“

„Sieh, da seid ihr ja alte Bekannte,“ unterbrach der Bischof den Strom der Rede, „so wollen wir dir zum Willkommen miteinander anstoßen.“

Eilig füllte Gepa einen Becher für Rainald, und hell klang der Ton der sich berührenden silbernen Trinkschalen durch das Gemach.

„Viel Rühmliches über dich und dein Wissen und Können schreibt dein Abt,“ begann der Bischof, indem er den Brief nochmals las, „fürnehmlich in Sachen der Dichtkunst scheinst du Merkliches geleistet zu haben.

Wie aber kommt es, daß du nicht zu höheren Graden aufgerückt bist und noch das Schülerkleid trägst?"

„Daran ist meine Mutter schuld," erwiderte Rainald, „sie wollte von Anbeginn lieber, daß ich ein rechtschaffener Jägersmann werde, wie mein Vater einer gewesen, und daß ich, als einziger Sohn, ihr für die Tage des Alters ein tüchtiges Ehegemahl ins Haus bringe, als daß ich die Würden der Kirche erlange."

„Da hat sie so unrecht nicht," warf der Pate ein.

„Ich habe mich auch fleißig geübt in allerlei Weidmannskunst und -Brauch," setzte Rainald seinen Bericht fort, „wo ich nur Zeit und Gelegenheit hatte; immer wieder aber zog es mich hin zu den Schriften der römischen Dichter, in den schattigen Büchersaal, mein Abt wollte, ich solle ganz darin bleiben, und meine Mutter wollte, ich solle im grünen Walde verharren, da bin ich weder Jäger noch Mönch geworden und bin Schüler geblieben, man kommt aus der Lehrzeit ja doch nicht heraus in der Welt."

„So muß ich, als dein Pate, sehen, wie ich beiden gerecht werde," sagte der Bischof lächelnd, „fürs erste sollst du bei mir bleiben, es wird sich schon zeigen, zu was du besonders taugst."

„Dankbar erkenne ich Eure Gnade gegen mich," versetzte Rainald, „und so es Gott gefällt, werde ich mit Eurer Hilfe wohl den rechten Weg finden. Hier ist der Ovidius," fuhr er fort und holte die Wandertasche, die er samt Hut und Stab bei seinem Eintritt in das Gemach an der Thür niedergelegt hatte, „der

hochwürdige Wibald macht Euch im Namen des Klosters ein Geschenk mit dem Buche."

Mit großem Stolze legte er den schweren Band vor den Bischof auf den Tisch, und während jener Schrift und Bildwerk prüfte, begann er ein Gespräch mit Gepa.

In unerwarteter Weise wurde dies Gespräch durch den Bischof unterbrochen.

„Welch eine Kirke hat dir diese Blumen in den Ovid gelegt, mein Glaukos?" fragte er und hielt Rainald eine halbverwelkte Rose vor Augen. „Sie ist nicht im Klostergarten von Corvey gewachsen," fuhr er fort, indem er sich mühte, das Behagen an der Verlegenheit seines Patenkindes hinter ernster Miene zu bergen, „noch haftet die Blume saftig am Stengel, sie kann erst vor wenigen Tagen gepflückt sein."

Rainald kämpfte einen kurzen, schweren Kampf, aber es war ihm nicht möglich, eine Unwahrheit zu sagen.

„Wie die Rose in das Buch gekommen, weiß ich nicht," erwiderte er, „vermute es aber, denn niemand hat dies Buch gesehen und berührt, seit ich von Corvey fortgegangen, außer mir und einer Jungfrau mit Namen Jolinka, die im Rheinzollhause vor Bacharach wohnt."

„Die Trude von Bacharach!" rief Gepa bestürzt.

„So nennt sie die Welt," sagte Rainald ruhig, „es schwebt ein eigentümliches Dunkel um sie und ihr Leben von Anbeginn, Ihr kennt sie ja, hochwürdiger Herr," wandte er sich an den Bischof, „sie hat mir erzählt, daß Ihr sie von der Klage losgesprochen, in die sie verstrickt gewesen."

Stumm nickte dieser, und Rainald erzählte offen von seinem Zusammentreffen mit Jolinka, getreulich berichtete er von dem, was er in dem Garten bei Bacharach erlebt und gehört; nur von dem Handkuß und von dem Erscheinen des Meisters Stabius sagte er nichts. „Da," schloß er die Erzählung, „als Jolinka das Buch zuklappte, nachdem sie von Kirke und Glaukos gelesen, muß sie die Rose in dem Buche haben liegen lassen, sonst wüßte ich nicht, wie die Blume zwischen die Blätter gelangt sein könnte."

Ängstlich forschend blickte er auf die Geschwister, gespannt, was sie zu seinem Berichte sagen würden.

„Für einen Mann," begann Rainald, „der als Bote der geistlichen Bruderschaft abgesandt wird, ist es am besten, er schaut weder nach rechts noch nach links, vor allem nicht in schöne dunkle Augen, die auch den Klugen oft vom Wege abirren lassen. Du hast nichts gethan, was scharfen Tadels bedürftig wäre, und ich will dir nicht die Erinnerung an jenen Maimorgen verderben. Nur warne ich dich, geh nicht wieder in das Gehege jenes Meisters Stabius, er ist ein Rebell, der dem Herrgott im Himmel, wie dem Kaiser im Reich das Regiment mißgönnt, der die Welt umgestalten möchte nach eigener verkehrter Laune; du wirst noch mehr hören von diesem Manne, der einst in Mainz Hahn im Korbe war. — Nun aber laßt mich allein, bis der Mittag uns wieder zusammenführt."

Er stand auf, rührte eine Glocke und sagte zu einem Diener, der auf den Ton der Glocke hereintrat:

„Dieser Fremde ist mein Patenkind, führe ihn zu den Weibern im Gewandsaale, sie sollen ihm höfische Kleider geben, reich wie die ersten der Stadtjunker von Köln sie tragen. Du mußt dich von deinem Rocke trennen, solange du hier bist," wandte er sich an Rainald, „später kannst du ihn vielleicht wieder anziehen."

Er reichte der Schwester und Rainald mit freundlichem Nicken die Hand und von dem Diener geleitet, verließen beide das Gemach.

Bald, nachdem jene sich entfernt, trat Adolf von Schaumburg herein, ein Mann in mittleren Jahren, von schlichtem Wesen und offenem, treuherzigem Blicke.

„Wir finden hier vollauf zu thun, Adolf," begann der Kanzler, nachdem er den Freund flüchtig begrüßt, „nicht allein hier in Köln sind Zwistigkeiten aller Art zu schlichten, in Utrecht haben die Dienstmannen sich gegen ihren Bischof Gottfried aufgelehnt, wir müssen sie mit dem Schwerte zurechtweisen und wollen in den nächsten Tagen schon aufbrechen, damit wir bis zum Fürstentage in Erfurt zurück sind;[14]) Heinrich der Löwe zieht gegen die Mainzer heran, und wenn die Widerspenstigen sich nicht zeitig beugen, wird uns auch dieser Zank zu schaffen machen. Mich grämt die Unruhe nicht, denn nicht um der Ruhe zu pflegen bin ich hierher gekommen; du aber," fuhr er in mildem Tone fort, „hattest dich vielleicht gefreut, dein Weib Mechthild[15]) bald wiederzusehen und in holsteinischer Mailuft von den Mühen unter welscher Sonne dich zu erholen. Ich will dich nicht zurückhalten, Adolf, geh heim, wenn

dein Herz dich dessen gemahnt und grüße Mechthild."

„Sie kann warten," erwiderte jener kurz, „ich ziehe mit dir nach Utrecht, Erfurt und wohin du sonst gehst."

„Dacht ich es doch," rief der Kanzler und schüttelte dem Freunde die Hand. „Viele haben mich im Leben verlassen, viele werden mich verlassen, du aber bleibst bei mir und das ist mein Trost; wir sind beide des Trostes bedürftig, den wir, einer durch den anderen, haben, Adolf, nach dieser Reise zumal, die so erfolglos gewesen, wie sie mühevoll war. Daß wir den König Ludwig nicht gewonnen, wunderte mich nicht, aber daß auch Heinrich uns das Gegenspiel hält, war wider mein Hoffen."

„Der schwankt wie die Feder auf meinem Hute im leisesten Lufthauch," versetzte der Schaumburger, „hätte Arnulf von Lizieux ihm nicht am Ohre gelegen, wäre er heute für Viktor; Johann von Salisbury, den sie Arm und Auge des Erzbischofs von Canterbury nennen, hat eine heillose Angst gehabt, der König möchte seinen Alexander fallen lassen, und in letzter Stunde hat auch er noch an Heinrich geschrieben. Das habe ich heute morgen erst erfahren."

„Heute morgen, hier in Köln?"

„Jawohl," bestätigte Adolf, „von einem Manne, der einer der treuesten Freunde unserer Sache oder ein großer Betrüger ist; er kommt, wie er sagt, von dem Bischofe zu Clugny und nennt sich Nikolaus von Aurioli; dringend bat er mich, ihm eine Unterredung

mit dir zu erwirken, da er wichtige Nachrichten aus Frankreich für dich habe. Unsere Sendung," vertraute er mir, „sei nicht vergeblich gewesen, viele auch in der nächsten Umgebung des Königs Ludwig seien gegen Alexander, und es stehe zu hoffen, daß auch Ludwig unseren Viktor anerkennen werde."

„Waren wir blind, waren wir taub," rief der Kanzler, „als wir lugten und horchten, wie man in Frankreich handelt und redet? Jener Mann ist ein Betrüger, ehe ich ihn gesehen, sage ich dir das, denn am Königshofe Ludwigs ist kein einziger für Viktor. Wann wären die Franken auch jemals für einen Papst gewesen, der seine Machtfülle dem deutschen Kaiser dankte? Sie mißgönnen uns die Schirmvogtei über die römische Kirche, sie bereiten den falschen Päpsten ein Obdach, wenn ihnen in Italien der Boden unter den Füßen zu heiß wird, sie kleben auch jetzt wieder wie die Kletten an dem Mantel Alexanders als die treuen Söhne des päpstlichen Stuhles. Wie heißt es in jenem Liede über den Sturz Roms? Wie singen dort die Sirenen? Lieber, singen sie, dich kenne ich gut, nichts begehre ich von dir, du bist ja aus Frankreich, wo ihr uns allzeit freundlich geleitet in den sicheren Port des Konziles."[16])

„Dennoch rate ich," warf Adolf ein, „höre jenen Mann. Dir ist es ein leichtes, die wahre Gesinnung des Fremden zu ergründen, und nicht unmöglich ist es, daß er dir Neues zu berichten weiß. Vieles hat er gesehen auf weiten Fahrten, über Spanien und Dänemark

ist er so genau unterrichtet, wie über England und Frankreich, er weiß, daß die Kirchen in Antiochien und Jerusalem Alexander bereits anerkannt haben und daß der gesamte Orden der Cistercienser auf seinem Konzile sich gegen Viktor entschieden hat."[17])

„Das hörte auch ich längst," sagte Rainald ruhig, „und dort liegt der Befehl des Kaisers, nach welchem die Cistercienser aus dem Reiche verbannt werden sollen, soweit sie sich nicht anders besinnen. Diesen Befehl habe ich selbst erwirkt, und ich habe die Vollmacht und den Vorsatz, ihn auszuführen. Also das wußte der Fremde, alles das wußte er?" setzte er nachdenklich hinzu, „nun wohl, so will ich ihn hören, sende ihn zu mir, Adolf, noch heute morgen sende ihn, vielleicht kann ich dem Kaiser noch etwas Neues berichten."

Lange noch redeten die Männer über die Angelegenheiten der Kirche und des Reichs, dann verabschiedete sich Adolf, und als er bereits an der Thür stand, hielt ihn Rainald nochmals zurück.

„Du bist mir ein treuer Helfer in Sachen des Krieges," sagte er, „heute kannst du mir auch bei einem Werke des Friedens nützen. Ich habe die Ratmannen und die ersten Bürger Kölns mit ihren Weibern zu einem Feste auf heute abend laden lassen, lieb wäre es mir, wenn du Umschau im Palaste hieltest, ob alles zum Empfange der Gäste bereit und wohlgeordnet ist. Sie haben einen hochfahrenden Sinn," fügte er leise hinzu, „ihnen zu schmeicheln ist schwer, sie zu verletzen ist leicht; kann ich mich auch hier auf dich verlassen?"

Adolf nickte und ging, und nach kurzer Zeit stand der Primas von Clugny dem Kanzler gegenüber. Er trug eine reiche Kleidung, die halb dem weltlichen, halb dem geistlichen Stande entsprach, in geschmeidigen, weltgewandten Formen bewegte er sich und unter glattem Lächeln suchte er den lauernden Blick zu bergen, mit dem er den Kanzler unausgesetzt beobachtete. Es war eine harte Probe, auf die ihn dieser stellte, aber Nikolaus bestand sie, er verwickelte sich nicht in dem Gewebe von Fragen, mit welchem Rainald voll Mißtrauen ihn zu umgarnen suchte; nach und nach aber wurde dies Mißtrauen geringer, und in kluger Berechnung ging auch der Primas allmählich aus der versteckten, scheuen Haltung der Rede in den Ton der Vertraulichkeit über.

„Warum sendet man Euch zu mir und nicht einen Staatsmann, deren genug da sind? Warum sendet man Euch ohne Briefe, die Euch beglaubigen? Warum wartet man mit der Sendung, bis ich das Frankenland verlassen? Diese Fragen erfüllen mich mit Zweifeln über Euch und Eure Person, ohne Rückhalt will ich Euch das gestehen,“ setzte der Kanzler das Gespräch fort.

„Eure Zweifel sind berechtigt, hochwürdiger Herr,“ versetzte Nikolaus, „aber sie sind leicht zu beseitigen; im geheimen soll der Übergang eingeleitet, die Stimmung für Viktor gemacht werden, ehe man mit Brief und Siegel arbeitet. Zu meiner Beglaubigung aber trage ich dies Schreiben des Abts von Clugny bei mir, welches Euch über meine Stellung zu dem Abte unterweisen wird, wenngleich es nichts von meiner Sendung enthält.“

Rainald überflog das dargereichte Schreiben, und Nikolaus fuhr fort:

„Denket jedoch nicht, daß man dem Kaiser entgegenkommen wolle, ohne eine Gegenverpflichtung seinerseits."

„Und die wäre?" fragte der Kanzler eifrig.

„Wir wissen," raunte der andere, „daß der Kaiser den Plan hegt, ein Papsttum für Deutschland aufzurichten, alle Welt weiß es, daß schon zu Hadrians Zeiten der Gedanke entstanden, und daß er in Eurem Kopfe entstanden, vermuteten viele mit gutem Grunde. Die Welt glaubt, der Plan sei aufgegeben, wir aber wissen, daß Ihr ihn nicht aufgegeben habt, und wir glauben, daß Euch Viktor bequem dünkt, ihn durchzuführen, wie Ihr ihn längst durchgeführt haben würdet, wäre vor Jahren der Bischof Hillin von Trier gefügiger und begieriger nach der Tiara gewesen."

„Wahrlich, Ihr seid gut unterrichtet," rief Rainald, „Euer Wissen zerstreut meine Zweifel an Eurer Sendung wirksamer, als dieses Blatt."

Er reichte dem Primas das Schreiben zurück, und dieser fuhr unbeirrt fort:

„Der Klerus von Frankreich erkennt in Euren Bestrebungen die schwerste Schädigung der Kirche, das einheitliche Band, welches die Christenheit umschlingt und welches der alleinige Papst knüpft, wird gelockert, wenn ihr Deutschen euch von Rom lossagt; in dem Augenblick der Trennung vollführt Ihr den härtesten Schlag gegen die Hierarchie und das wollen die fränkischen Bischöfe verhüten, sie wollen, daß der Kaiser auf die Hostie

schwöre, jenem Plane zu entsagen, dann, aber auch nur dann wollen sie Viktor anerkennen."

„Das läßt sich überlegen," sagte der Kanzler ausweichend, „jener Plan birgt Gefahren, die wir uns selbst nicht verhehlen, und nur wenn man uns zum Äußersten gedrängt hätte, würden wir ihn ausgeführt haben; insofern seid ihr in Frankreich also nicht ganz genau unterrichtet."

„Schreibt über Eure Entschließung an den Bischof Hugo von Soissons," bat Nikolaus, „er wird es erwirken, daß an der Grenze von Frankreich und Burgund, auf der Sarnebrücke, Ludwig mit Eurem Kaiser zusammenkommt; handelt jedoch nicht vor morgen in dieser Sache, denn es ist möglich, daß ich Euch morgen mehr sagen kann als heute."

„Ich danke Euch für Eure Botschaft," erwiderte Rainald, „und ich hoffe Euch morgen wieder zu sehen, oder heute noch," — setzte er freundlich hinzu, „macht es Euch Freude, so kommt heute abend zu einem Feste, welches ich den kölnischen Geschlechtern gebe."

Nikolaus nahm die Ladung an, und mit ehrerbietigstem Gruße verließ er bald darauf den Kirchenfürsten.

Eiligen Fußes durchschritt er die Rheingasse, an deren Ende seine Herberge lag. An dem Weinzapfen seines Wirtes herrschte ein lustiges Treiben, seitab von dem Schwarm der zechenden Männer in des Stübleins dunkelstem Winkel saß der Meister Arnold Stabius, still und in sich gekehrt. Nikolaus trat zu ihm, und in

sichtbarer Unruhe streckte ihm Arnold die Rechte über den Tisch entgegen.

„Nun, wie ist es?“ fragte er hastig.

„Er hat mich mürbe gemacht,“ erwiderte der Gefragte, „nichts habe ich ihm entlockt, was zu wissen uns frommte, dagegen habe ich, verblüfft durch die eisige Ruhe des Mannes, gedrängt von den kunstvoll verschlungenen und verschleierten Fragen, mancherlei ausgeplaudert, was man in Frankreich als tiefes Geheimnis bewahrt. Hohe Zeit ist es, daß den Lippen des Kanzlers ein ehernes Siegel aufgedrückt wird. Er hat mich auf heute abend zu einem Feste in die Pfalz geladen, er hat Vertrauen zu mir und meiner Sendung gewonnen.“

„So handelt!“ versetzte der Meister düster, „denn eine lässige Hand würde unserer Sache wie Eurer Person zum Verderben gereichen.“

Die Männer ließen sich ein Mittagessen auftragen und saßen in lebhaftem Gespräch bei dem Mahle.

Gierig leerte Nikolaus einen Becher, und mit blitzendem Auge raunte er dem anderen zu: „Mir ist das Glück niemals untreu geworden, weil ich immer den Mut gehabt habe, mit Gut und Blut um dasselbe zu streiten, diese That aber, Gott weiß es, wird mir schwerer als mir je eine andere geworden.“

„Thorheit,“ meinte Stabius, „könnte ich mich einschleichen in das Vertrauen des Herrn, wie Ihr Euch eingeschlichen, ich würde den Handstreich wagen statt Eurer; für Euch freilich ist es besser, Ihr wagt die

That selbst, sie wird Euch reichen Gewinn bringen und mir liegt an solchem Gewinne für meine Person nichts."

„Darin unterscheidet Ihr Euch von mir," versetzte der Primas, „Ihr seid ein Schwärmer in diesen Dingen, und der höhere Gedanke, der Euch zur That treibt, wie Ihr Euch einredet, gibt Eurer Hand größere Festigkeit; ich dagegen bin ein nüchtern denkender Mensch, ich habe keine Neigung, mich für das Heil der Kirche oder des Staates zu opfern, das wißt Ihr, mich hat immer die Eigenliebe, ein gewisser Ehrgeiz gespornt, daneben eine innere Unruhe; neue Händel müssen mich die alten vergessen lassen, so stürze ich durch meine Zeit, bis zuletzt ein Stündlein kommt, das mir mit scharfem Zahne den mürbe gewordenen Lebensfaden abbeißt."

„Freund," entgegnete Stabius, „aus welchem Beweggrunde der Arzt einen Kranken heilt, ist gleichgültig, wenn der Kranke nur gesund wird; die Leiden, die Auswüchse, die Pestbeulen der kranken Welt lassen sich nur beseitigen durch Gift, Eisen und Feuer, wohin man tritt, stolpert man über geistliche und weltliche Tyrannei, immer mehr wird dem Volke das freie Atemholen benommen, immer dumpfer und verfinsterter wird der Geist in der Knechtschaft; es muß anders werden, es wird anders werden, schon regt sich hier und da eine frischere Luftströmung, viele denken wie ich, ein gewaltiger Sturm wird kommen, helfet auch Ihr den reinigenden Wind säen, man wird es Euch danken."

„Was nutzt es, wenn wir von so vielen einen be-

zeitigen, auf dessen leer gewordenen Stuhl sofort ein anderer springt?“ meinte der Primas.

„Viel nutzt das,“ erwiderte Stabius rasch, „das Beispiel muß gegeben, Furcht und Schrecken müssen verbreitet werden, Nachahmer finden sich in reichlicher Zahl nach glücklichem Anfang.“

Der Primas wiegte den Kopf. „Ihr seid ein seltsamer Mann,“ sagte er spöttisch, „oftmals schon habe ich meine helle Verwunderung über Euch gehabt und sie Euch nicht vorenthalten; wenn man die Welt besser machen will, soll man, denke ich, zuvörderst selber ein vortreffliches Leben führen, daß man den Menschen im eigenen Kreise als Muster vorleuchten kann, ein solches Leben habt Ihr nicht hinter Euch, Stabius, nehmt nichts für ungut, aber ich meine, Ihr hättet genug mit der eigenen Besserung zu thun.“

„Was wollt Ihr mir vorwerfen?“ fuhr der Meister auf, „sinnliche Weltlust, wie ich sie gesucht, halte ich so wenig strafwürdig in freidenkendem Geiste, wie die freien Griechen und Römer sie dafür gehalten, auch mögt Ihr wohl erwägen, daß ich ein Kind meiner Zeit und ihrer verrotteten Zustände bin; edler werden die Menschen sein, wenn der Druck der Knechtschaft nicht mehr unheilvoll auf ihnen lastet, wenn sie frei von dem Irrwahn kirchlicher Lehre und frei von sklavischer Furcht zu menschenwürdigem Dasein zurückgekehrt sind.“

„Ihr seid sonst so klug und seid so thöricht, dieses zu glauben,“ lachte der Primas, „Ihr kennt den Körper des Menschen so gut und seine geistige Natur so schlecht;

ich sage Euch, der leidige Satan steckt in dem Menschen und nur durch strenge Zucht, durch heillose Angst vor der Welt, vor Himmel und Hölle wird er gebändigt. Laßt es gut sein," wehrte er, als Stabius ihm ins Wort fallen wollte, „hier einigen wir uns nicht durch Rede und Gegenrede, wir sprechen heute ja nicht zum erstenmale von diesen Dingen. Ihr seid zu beneiden um Euren bequemen Schwarmgeist, der das Krumme leicht gerade zu machen versteht, ich bin übler daran, ich handle schlecht mit Bewußtsein, ich habe den Mut, schlecht zu sein für die Freuden der Welt, denn darin denk ich wie Ihr, was nachher kommt, kümmert mich wenig. Es bleibt dabei, zu eigener Sicherheit, zu eigenem Gewinn und nebenbei zur Förderung Eurer weltbeglückenden Zwecke will ich den Streich führen am heutigen Abend, die Kurie wird es mir großen Dank wissen, wenn ich sie von dem Chorführer ihrer Feinde befreie."

„Nehmt Ihr den Kölner, ich nehme den Mainzer, glaubt mir, dies Beispiel, das wir der Welt geben, wird kräftiger wirken als Ihr denkt," nickte Stabius, „wenn Ihr Euer Werk gethan, kommt zu mir nach Mainz, ich will Euch bergen, wenn es not thut mit meinem Leibe. Wir stärken fürs erste die Macht der Kirche mit unseren Thaten," fuhr er fort, „aber es ist nicht anders zu machen, und mit der Kirche läßt sich am Ende noch paktieren, was mit den weltlichen Großen unmöglich ist, da das Volk sie überhaupt nicht mehr dulden kann, eine Kirche in einem freien Staate aber —"

„Höret auf mit Euren phantastischen Zukunftsgebilden mich zu quälen," unterbrach ihn der Primas ärgerlich, „saget mir nur eins, wie ist es mit Jolinka, seid Ihr sicher, daß sie uns nicht verrät?"

„Ganz sicher," entgegnete der Meister, „die Liebe zu mir, welche die gütige Mutter Natur ihr eingeblasen hat, schließt ihr den Mund, und um meinetwillen wird sie auch Euch nicht an den Galgen bringen."

„Es ist gut," seufzte Nikolaus, „ich will es glauben. Der Wein hat mir die Glieder schwer und träge gemacht, ich muß jetzt schlafen, weckt mich, Stabius, wenn es Zeit ist, nicht zu früh, nicht zu spät, und nehmt heute abend mein Reisegerät mit."

Er klappte die Kanne zu, ging hinauf in seine Kammer und schlief bald ruhig und tief, bis ihn der Meister, der inzwischen Freunde und Bekannte aufgesucht hatte, zum Werke rief. Dann rüstete er sich in kaltblütiger Fassung zum Gange in die Pfalz.

Dort war im Festsaale des Erzbischofs alles zum festlichen Empfange der Gäste vorbereitet. Hell flammten die Kerzen in schweren silbernen Leuchtern auf den Tischen und an den Wänden. Das Prunkgerät auf den Tafeln blitzte in den zitternden Strahlen und klirrte hier und da leise unter der Hand der Diener, welche sich mühten, unter der sorgenden Aufsicht Adolfs von Schaumburg auch die geringste Regellosigkeit in den Gedecken ordnend zu beseitigen. Die schweren gestickten Teppiche waren mit Rosen, Lilien und Aglei dicht überstreut, rauschend glitt der Fuß über die Blumen, die im

Welken ihren lieblichen Duft ausströmten und den weiten Raum mit dem Odem der Lenzzeit erfüllten.

Neben dem Saale lag die offene, säulengetragene Halle, deren Bogen nach dem Bischofsgarten schauten; mild war die Luft, über den dunklen Baumgruppen waren die Sterne emporgestiegen, in der Ferne rauschte der Rhein seine eintönige Weise, und in dem Garten sangen die Nachtigallen. Auch die Halle war hell erleuchtet, an einem Tische neben der Saalthür saß Gepa in weißem, golddurchwirktem Mantel und ihr gegenüber stand Rainald von Wieden, mit dem Rücken an einen der schlanken Pfeiler gelehnt. Wer ihn am Morgen im rauhen Klosterkittel gesehen, hätte ihn am Abend schwerlich wiedererkannt; stolz und anmutig zugleich sah er aus in der prächtigen Gewandung von Samt und Seide, in dem hellblauen Oberkleide, welches ein silbernes Schwertgehänge umschloß; wohlgeordnet war sein krauses Blondhaar, man hatte ihm einen goldenen Reifen um die Stirn gelegt, und dieser Schmuck war ihm unbequem, dann und wann griff seine Hand prüfend nach dem ungewohnten Zierat.

„Fremd komme ich mir vor in der reichen Tracht, in der seltenen Umgebung,“ sagte er zu Gepa, „mir ist es oft wie einem Träumenden, aber mein Traum gleicht nicht dem der Erlösten Zions, deren Mund voll Lachens und deren Zunge voll Rühmens ist, mich beengt ein banges Gefühl, wie Kinder das Heimweh beängstigt.“

„Das würde mir ebenso ergehen bei solcher Verwandlung,“ beruhigte ihn Gepa, „aber der Mensch

gewöhnt sich an alles, und wie sich die Götter in deinem Ovid in die neue Gestalt haben fügen müssen, so mußt auch du dich fügen und finden. Ist es nicht schön und lieblich hier?" fuhr sie fort, „ist die Luft hier nicht ebenso klar und duftig wie bei uns daheim? Singen die Nachtigallen hier nicht eben solche Weisen, wie im Buchenschlag an der Weser?"

„Wohl ist es hier schön," sagte er nachdenklich, „und dennoch hörte ich lieber den Kuckuck im Solling, als hier die Frau Nachtigall. Nur wenn ich dir in die Augen schaue, Gepa, kommt es über mich, wie der heimische Friede. Das macht wohl die Erinnerung an die Kinderzeit und der Gedanke, daß auch du unten in Niedersachsen geboren bist."

„Glaube mir," beschwichtigte sie, „schon nach wenig Tagen wirst du hier heimisch werden; und wenn dich dann noch, wider Erwarten, das Heimweh plagt, will ich meinen Bruder bitten, daß er dich in dein Kloster zurücksendet."

„Thu' das nicht, Gepa," bat er, „mich und ihn würdest du damit kränken, denn ich verspüre es wohl und das macht mich traurig, mir ist die innere Ruhe abhanden gekommen, die dem Einsamen not thut. Dir will ich es sagen," flüsterte er, „doch keinem sollst du es erzählen: Jenes Mädchen in Bacharach, das die Rose in den Ovid gelegt, hat mir diese Hand geküßt und noch immer brennt mir die Hand, obschon ich sie in der Pfarrkirche zu Lorch in den Weihkessel getaucht habe."

Sie sprang hastig auf. „Die Gäste kommen," stieß sie hervor, „wir müssen sie empfangen!" Eiligen Schrittes ging sie, und gesenkten Hauptes folgte ihr Rainald.

An der Saalthür empfing sie der Erzbischof. In freundlicher Rede, Gepa zur Rechten und Rainald zur Linken, schritt er im Saale auf und nieder, musterte alles und lobte seinen Freund Adolf ob seiner freundlichen Dienstwilligkeit.

Dann kamen die Gäste, die Edlen der Stadt Köln, die von Aducht und die Lebarden, die Overstolzen, die Roden und die Rosen und was die heilige Stadt sonst an vornehmstem Geblüt aufzuweisen hatte. Sie kamen mit Frauen, Töchtern und Söhnen, sie neigten sich vor dem Erzbischofe mit lieblichem Lächeln und holdseliger Rede, und sie begrüßten die Genossen des Hauses mit höflicher Ansprache. Da haftete manch' Frauenauge mit Wohlgefallen an der Gestalt und dem Antlitze Rainalds von Wieden, den der Bischof sein Patenkind nannte, und die männliche Jugend eiferte in Artigkeitsbezeugungen gegen die Schwester des Bischofs.

Als letzter der Gäste kam der Primas von Clugny. Mit den Formen des weltkundigen Mannes grüßte er in des Bischofs Geleit die bunte Gesellschaft, als er aber Rainald gegenüber stand, stutzte er und strich sich mit der Rechten sinnend über die Stirn.

„Ist es mir doch," sagte er, „als hätte ich Euch bereits gesehen, aber ich kann mich irren, denn viele Menschen kreuzen meinen Weg."

Rainald stand einen Augenblick unentschlossen, was er antworten sollte, die Erlebnisse im Wisperthale zogen im jähen Fluge an seinem Geiste vorüber, dann erwiderte er kühl und ruhig:

„Ihr irrt Euch sicherlich, ein Gesicht wie das Eurige würde ich unter Tausenden wieder herausfinden, wäre es mir einmal begegnet, denn von eigenartiger Kraft und schwerer Geistesarbeit sprechen Eure Züge.“

„Ich danke Euch für das gunstvolle Urteil,“ versetzte Nikolaus lächelnd, „wo sie die Schönheit vermißt, setzt die Höflichkeit das Geistvolle an die Stelle“; und nachdem er sich freundlich verneigt, wandte er sich an andere Gäste.

Eine heftige Unruhe hatte sich Rainalds bemächtigt, als er den Primas wiedergesehen und seine Stimme vernommen. Was führte diesen Mann, der im Wisperthale das Evangelium profaniert hatte, als er die Spielermesse gesungen, in den Saal des Bischofs? Und klar und immer klarer wurde ihm der Inhalt jenes Zwiegesprächs, welches der Primas in der Nacht nach dem Feste mit Gerhard, dem Spielvogel, geführt hatte. Von einem Ringe hatten beide gesprochen, von einem Ringe mit tödlichem Gifte, Rainald hatte von solchen Ringen früher schon gehört, man hatte ihm erzählt, die Ringe seien hohl und bei leisem Druck des Fingers auf einen Knopf entströme ihnen der flüssige Inhalt. Wie zufällig näherte er sich dem Primas, er spähte nach der Hand des unheimlichen Gastes und gewahrte an dem mittleren Finger der langen, schmalen Rechten einen

Reifen von seltener Größe. Nun galt es, auf der Hut zu sein, das Leben des Bischofs zu schützen; er wollte den Gefährdeten warnen, aber er konnte ihn nicht allein sprechen, denn schon setzten die Gäste sich an die reichbesetzte Tafel; sein Platz war fern von dem Bischof, aber auch der Primas saß fern von jenem. Nikolaus saß neben Gepa inmitten der Geladenen, der Bischof selbst hatte ihm den Platz gewiesen, damit Gepa sich erfreue an dem Gespräche des landfahrenden, redegewandten Mannes. Heitere Scherzr.den flogen bald hin und wider über die Tische, lustiges Lachen übertönte jedwedes ernste Gespräch, und je reicher der Wein aus dem erzbischöflichen Keller floß, desto reicher wurde die harmlose Fröhlichkeit, desto verschwenderischer gab, desto bereitwilliger empfing die Laune der Gäste ermunternde Rede und schlagfertige Erwiderung. Man vergaß, daß man in dem Saale einer Bischofspfalz tafelte, und Rainald von Dassel fand sich nicht gemüßigt, daran zu erinnern. Still und in sich gekehrt saß Rainald von Wieden unter den Gästen, unausgesetzt beobachtete er den Primas, der aber schien der Fröhlichste unter den Fröhlichen, und seine ungezwungene Lustigkeit machten Rainald irre an dem bösen Verdachte. Schon war die Heiterkeit der Tischgenossen auf ein ungewöhnlich Maß gestiegen, da erhob sich der Primas, und in bescheidenem Tone bat er den Bischof, zu gestatten, daß er einige Lieder singe und spiele; er habe, sagte er, neue Weisen aus Frankreich mitgebracht und fürsorglich habe er seine Laute, als er den Saal betreten, einem der Thürhüter übergeben. Sein Begehren

fand eifrige Unterstützung, fürnehmlich unter den Frauen und Jungfrauen; gern willfahrte der Bischof dem Wunsche, und bald erklangen im Saale die girrenden Saiten zu den Liedern des Fremden. Nicht mit Unrecht nannte man ihn den Primas unter den Sängern, eine zauberische Gewalt lag in dem Tone der Stimme, in der Art des Vortrags; er stimmte die Herzen der Hörer, wie man Saiten stimmt, bald zu schmerzvoller, sehnender Klage, bald zu unbändiger, jubelnder Lust; von Lenzesfreude, von Winterleid, von dem Gram und dem Glück der Liebe, von dem Weh und Trost der Welt wußte er zu singen und zu sagen, als wäre ihm kein Fältlein des Menschenherzens verborgen geblieben. Gut hatte er auch heute die Auswahl seiner Lieder dem Zuhörerkreise angepaßt, nicht die lateinischen Moduli und Reimverse sang er, die ihm so oft den Beifall der Männer gewonnen, nicht die schallenden Sirventes, welche der Zeit Schwäche bitter geißelten, wagte er vor dem Ohre des Bischofs vorzutragen, er wählte die Chansons de geste, jene Volkslieder des südlichen Frankreich von Schön Jolante und Schön Amelot, wie sie sich um den Geliebten härmen und in sehnendem Leid beim Nähen und Spinnen die rosigen Finger sich verwunden und von der Mutter gescholten den Flachs und das goldene Gewebe mit Thränen benetzen, bis der Geliebte kommt und sie heimführt;[18]) das hörten die Weiber gern und die Männer nicht minder freudig, und von der Liederlust erregt begann die Jugend am Tische, hüben und drüben, sich mit duftenden Rosen spielend zu werfen. Auch Gepa lauschte

den Weisen in fröhlicher Erregtheit, als aber der Primas das Lied von Rainald und Schön Eurial sang und mit prüfendem Seitenblick nach ihr hinschauend den Refrain wiederholte:

> O, Rainald, mein Schatz,
> Wer heilt mich von dem süßen Leid,
> Das ich im Herzen trage!

da neigte sie errötend das Haupt und senkte die Lider.

Geraume Zeit hatte das Spiel gewährt, ermüdet hielt Nikolaus inne, der Bischof erhob sich und gab damit ein Zeichen, daß das Mahl beendet sei. Eiligst rückten die Diener Tische und Tafelgerät beiseite, und im bunten Durcheinander schritten die Gäste im Saale auf und nieder. Schmeichelnd umstand die Schar der Mädchen den Spielmann. „Spielet uns eine Tanzweise," baten sie, „denn Ihr könnt es gewiß!"

Aber der Primas erfüllte den Wunsch nicht. „Wohl kann ich Tanzweisen spielen," lachte er, „und ob ihr italische, spanische, französische oder deutsche begehrtet, ich könnte euch damit willfahren; aber meine Finger sind müde vom Greifen der Saiten und ihr müßt mich entschuldigen."

Als sie aber nicht aufhörten mit schmeichelndem Bitten, sagte er: „So will ich einen Tanz spielen, aber mehr kann ich euch nicht gewähren."

Und er spielte eine süß lockende Melodie, und die Alten wie die Jungen faßten sich bei den Händen und schritten schwebenden Schrittes im Reigen dahin, mit

lachenden Mienen und leuchtenden Augen. Als aber der Tanz aus war, legte Nikolaus die Laute beiseite und trat zu dem Bischof, der oben im Saale, wo der Estrich höher war, sich an einem Tische niedergelassen und das lustige Treiben gemustert hatte.

Der Bischof drohte ihm mit dem Finger: „Ihr verführt mir die ehrbaren Ratmannen und Matronen zu einem Reigensprung, der in diesen Räumen ohnehin nicht statthaft," lachte er, „aber wenn der Rat der Stadt sein Thun verantworten kann, kann auch ich es verantworten, wenn ich ein Auge und ein Ohr zudrücke."

„Wer kann dem Bitten der Jungfrauen widerstehen, wenn sie uns auffordern, zu helfen, daß ein Tanz vollführt werde," entschuldigte Nikolaus. „Selbst Eure holdselige Schwester unterstützte das Begehren der übrigen und hat mit Eurem Patenkinde den Reigen geführt."

„So habt Ihr ein Wunder gewirkt," versetzte der andere, „denn sie ist sonst dem Tanzen durchaus abhold. Aber setzet Euch zu mir," fuhr er fort, „sofern Ihr nicht mitspringen wollt, denn der Reigen beginnt aufs neue."

Unten im Saale hatte Simon von Aducht die Laute ergriffen, und spielte, wenn auch nicht so kunstreich wie Nikolaus, doch taktvoll genug.

Auf einen Wink des Bischofs wurden ihm und seinem Gaste Becher gebracht, und als die Becher auf den Tisch gestellt wurden, gesellte sich Rainald als dritter zu den beiden.

„Willst du nicht tanzen?“ sagte der Bischof, „weißt du nicht was Horaz der Jugend vorschreibt?“

„Ich kenne die Weisen nicht, wie sie hier am Rheine üblich, und Ihr wißt, wenig habe ich auch daheim meine Füße im Tanze bewegt!“ erwiderte Rainald.

Der Bischof achtete weiter nicht auf ihn, er sprach mit Nikolaus über die Händel der Welt, über Italien und Frankreich besonders, und suchte dem, wie er meinte, vom Weine erregten Welschen mancherlei durch Fragen zu entlocken. Jener stellte sich auch, als habe der Wein ihm die Zunge gelöst, freimütig verriet er, was dem Bischof wichtig sein mußte, indem er seine Rede mit heftiger Bewegung der Hände begleitete. So hatte er wiederum seine Rechte im eifrigen Gespräche wiederholt über den Becher des Bischofs schweben lassen, da ergriff Rainald von Wieden mit eiserner Faust die verräterische Hand. „Elender!“ schrie er, „was beginnst du! Her mit dem Ringe, du Meuchler!“ Und mit gewaltigem Ruck riß er dem Entsetzten den Reifen von dem Finger. Wild reckte sich der Primas empor, sein blitzendes Auge fuhr im Saale umher. „Bist du trunken oder irrsinnig?“ knirschte er, dann aber riß er sich mit zäher Kraft los und stürmte in den Reigen; Rainald folgte ihm, — bis an den Ausgang des Saales in die Halle waren beide in rasender Eile durch die Reihen der Tänzer geeilt, da drehte der Primas sich um und riß sein Schwert von der Seite, aber auch Rainald hatte seine Klinge gezogen; ein kurzes Aufblitzen der Waffen, und Rainald lag blutend am Boden, der Primas aber

stürzte in die Nacht hinaus, durch den Bischofsgarten dem Rheinufer zu.

Alles das hatte sich in wenigen Augenblicken vollzogen, noch standen die Tänzer, wie sie sich in Reihen geordnet, verwirrt ob des seltsamen Kampfspiels; die Saiten waren jäh verstummt, und bald umringten alle mit banger Frage den Verwundeten. Auch der Bischof war herangetreten, mit wirrem Blick starrte Rainald ihn an. „Trinkt nicht aus Eurem Becher, es ist Gift darin!“ rief er, dann umflorten sich die Augen und ohnmächtig ließ er den gehobenen Arm sinken. Gepa war an ihm niedergekniet: in fassungslosem Bestreben, Hilfe zu leisten, hatte sie ihr gesticktes Tuch auf die Stelle an Rainalds Brust gedrückt, wo das Blut strömte, eifrig nestelte sie an dem Spangenverschluß des Obergewandes, da hob sie der Bischof empor. „Laß das andere besorgen,“ sagte er mahnend, indem er auf die herbeigeeilten Diener deutete, die sich des Gefallenen annahmen und das heftig strömende Blut zu stillen versuchten; die Wunde saß oben an der linken Brust, nahe am Schultergelenke. Der Bischof wandte sich ab. „Hoffen wir zu Gott,“ sprach er zu den Gästen, „daß ihm dieser Stich nicht den Tod bringt! Er wäre nicht der erste, der sich um meinetwillen geopfert,“ setzte er mit tiefer Trauer hinzu, „in welscher Erde liegen schon andere gebettet, denen Gott ihre Treue vergelten mag, aber dieser, dieser, — er ist noch so jung, es wäre zu hart, wenn ich ihn nicht wieder heimsenden könnte zu seiner Mutter. Leid ist es mir um euch,“ fuhr er fort, „daß dies Fest eine so üble

Störung erfahren, lasset uns nun zuvörderst sehen, ob der Knabe nicht nutzlos ins Verderben geeilt ist."

Auf seinen Befehl wurde ein Wolfshund in den Saal geführt, aus dem bischöflichen Becher wurde Wein in den Schlund des Hundes geschüttet und bald darauf war das Tier verendet. Da hob der Bischof die Arme: „Herr Gott, dich loben wir," rief er mit feierlichem Tone, „groß ist deine Gnade und wunderbar waltet deine Hand über dem Leben deines Knechtes!" Er versuchte Gepa zu beruhigen, die den Schreck über die drohende Gefahr, in der ihr Bruder geschwebt, schwer überwand, und trat dann zu den Gästen, die sich zum Fortgehen anschickten.

„Ihr dürft mich jetzt nicht verlassen, meine Lieben," bat er mit leutseligem, gewinnendem Tone, „der Mordplan gegen mich ist vereitelt, und auch über jenem, der ihn vereitelt, wird Gott in Gnaden walten; lasset uns fröhlich sein, bleibet noch ein Weilchen hier, wir wollen nicht verstört auseinander gehen, es erfreut mein Herz, in dieser Stunde so viele Getreue um mich zu wissen; die Verfolgung des Meuchlers übernimmt mein Freund Adolf von Schaumburg."

Bereitwillig kamen die Gäste dieser Aufforderung nach, sie ließen sich gern halten; getanzt wurde freilich nicht mehr, aber an den zusammengerückten Tischen ließ man von neuem sich nieder zu einem Heiltrunke auf den allgeliebten Erzbischof, und die Männer wurden nicht müde, den hohen Herrn ihrer Treue und Ergebenheit zu versichern.

Gepa hatte den Saal verlassen, der Bruder hatte sie bei den Gästen entschuldigt. „Ihre Liebe zu mir, auf die ich stolz bin, läßt die Schrecken des Todes, denen ich kaum entronnen, mit ungewöhnlicher Heftigkeit in ihr nachwirken," hatte er gesagt, aber das Rechte hatte er damit nur halb getroffen. Auch die Sorge um Rainald war es, die Gepa von dem Feste getrieben, sie war den Männern gefolgt, die ihn fortgetragen, sie hatte Weisung gegeben, wohin sie ihn betten sollten, und nachdem der herbeigerufene Arzt die Wunde besichtigt und seine Anordnungen getroffen, hielt sie eine längere Unterredung mit ihm in ihrem Gemache.

Bald nach der That war Adolf von Schaumburg mit einer Schar behender Männer dem Primas nachgeeilt, durch die Straßen und Gassen Kölns eilte die Kunde von dem Geschehnis, eine große Bewegung entstand, aber jedwede Mühe, des Thäters habhaft zu werden, war umsonst.

Im Dämmergrauen des anderen Morgens klopfte ein verstört aussehender Mann an die Pforte des Klosters Dietkirchen bei Bonn.[19])

„Im Namen unseres Herrn und Heilandes bitte ich Euch, nehmt mich auf!" sprach er zu dem verschlafenen Pförtner, „denn mich schüttelt das Fieber und mir schwant, daß ich am Ziele meiner irdischen Laufbahn angelangt bin."

„Thut es um Gotteswillen," flehte er dringend, als der Pförtner ihn abwies, „ich will es Euch lohnen mit Dank und klingender Münze, denn ich bin nicht

so arm an weltlicher Habe, wie an himmlischem Troste.“

Leise schob er dem dienenden Bruder ein Goldstück in die Hand, der Mann wurde weich und führte ihn in die Krankenzelle. Der Gast, welcher ab und an zusammenschauerte und mit den Zähnen klappte, als quäle ihn der Frost, legte die Kleider ab, schlüpfte unter des Lagers wollene Decken und kehrte das Gesicht der Wand zu. Kopfschüttelnd, mit sorgendem Antlitz ging der Pförtner hinweg, der Fremde aber band sich ein Tuch um den Kopf und ein Lachen ging über seine Züge, als wollte er sprechen: Hier bin ich einstweilen sicher! Es war der Primas von Clugny.

IV.

Stille Stunden.

„Wieviel Honig aus Hyblas Blumen rinnt,
Wieviel Laubwerk Dodonas Wald umspinnt,
Wieviel Fische in rauschender Meerflut sind,
Soviel Leiden bringet dem Menschenkind
Liebe.“ [20])

Leise klang das Lied von einem abfahrenden Rheinschiffe in die laue Frühlingsnacht; drei schnelle Segler durchfurchten die Flut von Köln aus thalwärts, sie herbergten den Erzbischof mit seinem nächsten Gefolge, ihre Fahrt ging nach Utrecht, wo es galt, den Hader der Dienstmannen mit dem Bischof Gottfried auszugleichen. Die Schar der reisigen Leute, die bestimmt war, den Friedensbedingungen Nachdruck zu verleihen, wofern es not that, war zu Lande vorausgezogen; um den Schwarm müßigen, gaffenden Volks zu meiden, fuhr Rainald von Dassel spät am Abend.

Auf dem Kiele des letzten der Schiffe saß Fulmarus, der Schreiber des Erzbischofs; er war es, der das Abschiedslied sang, und er sang es mit innigem Tone, als habe ihn eine tiefe Rührung ergriffen, die man sonst an dem allezeit fröhlichen Gesellen nicht gewohnt war. Eine nur wußte den seltenen Ton sich zu deuten und vernahm

ihn mit wehmütiger Freude; die stand unter den Weibern neben der Schwester des Bischofs, welche dem Bruder das Abschiedsgeleit durch den Bischofsgarten bis an den Rhein gegeben hatte, sie hieß Richilde, war die Dienerin Gepas und des lustigen Schreibers heimliche Verlobte.

Gepa starrte den Schiffen nach, die im Lichte des Mondes gleich dunkelen Schatten dahinglitten.

„Merke das Wort: Und blühten sie noch so licht,
Liebe und Rosen müssen, wenn man sie bricht,
Welken", —

sang Fulmarus, der Schreiber, und an der Biegung des Stromes verschwanden die Segel.

Dann trat Gepa den Rückweg an, von den Frauen begleitet. Blütenschwer hauchten die Büsche im Garten köstlichen Wohlgeruch aus, kühlend strich der Nachtwind durch das Laub der Bäume, Cikaden zirpten im Grase, sonst war alles still. Und still wie im Garten war es auch in der Pfalz geworden. Gepa entließ die dienenden Frauen, hastig stieg sie die Treppe hinan, welche zu dem Gemache führte, wo Rainald von Wieden gebettet lag. Sie hatte ihn nicht wieder gesehen seit jenem Abend, an dem er verwundet im Festsaale niedergestürzt war, der Bischof hatte jeglichem den Zutritt zu den Gemächern versagt, zwei alte Diener hielten abwechselnd bei ihm die Wache, denn Rainald lag im schlimmen Wundfieber und niemand sollte ihn stören.

Vor den Gemächern stand Gepa still, sie horchte an der Thüre, aber sie vernahm nicht das leiseste Geräusch. Wiederholt griff sie nach dem Thürschloß, und jedesmal

zog sie die Hand zurück, es war, als kämpfe sie mit sich, ob sie dem Verbote des Bruders zuwider handeln und das Gemach betreten solle, endlich öffnete sie die Thür und glitt geräuschlos in das Zimmer. Dort saß ein weißhaariger Mann bei trüber Leuchte an dem Lager des Kranken, und der Kranke regte sich in unruhigem Schlummer.

„Wie geht es ihm?“ fragte Gepa leise.

Der Alte zuckte die Achsel. „Bei Tage ist er ruhig und verständig,“ flüsterte er, „aber gegen Mitternacht kommen die Fieber, dann redet die Zunge wild und irr' im trockenen Schlunde, und er hat wenig Ruhe bis zum Hahnenschrei. Ich glaube, er hält es nimmer lange aus.“

„Geh in die offene Kammer dort,“ sagte Gepa, „setz dich in den Stuhl und schlafe, wenn das Fieber zu wild wird, rufe ich dich, ich will indes wachen, denn ich bin jung und du bist alt und des Schlafes bedürftig.“

„Ich darf es nicht,“ wandte jener ein, „ich darf ihn nicht verlassen, der hochwürdige Erzbischof hat mir befohlen“ —

„Das mache ich mit deinem Herrn aus,“ unterbrach sie ihn.

„Aber Ihr könnt doch nicht selbst“ —

„Thu, was ich dir geheißen!“ entschied sie kurz, und schlürfenden Schrittes schlich der Alte hinweg.

Gepa nahm seinen Platz am Lager ein, prüfend schaute sie auf das Gesicht des Kranken; der lag jetzt friedlich, ohne Regung, die Lider waren geschlossen, wirr hing das feuchte, krause Haar über die bleiche Stirn. Dann aber kam Bewegung in die starren Züge, die

Muskeln zuckten und die Lippen regten sich, als wollten sie reden, und verworrene Laute wurden vernehmlich. „Gepa!“ rief er plötzlich; wie der Schrei einer geängstigten Seele klang es an ihr Ohr, sie sprang hastig auf, sie glaubte, der Kranke habe sie bemerkt, aber er schlief, er hatte das Wort im Traume hervorgestoßen. Seine Zunge fabelte, im bunten Wechsel mochten die Phantasmen an ihm vorübergleiten, bald sprach er mit Wibald in lateinischer Rede, bald redete er, als sitze er scherzend in einem Kreise lustiger Gesellen. „Jolinka,“ klang es schmeichelnd von seinen Lippen, „warum küssest du mir die Hand? Küsse mich doch auf den Mund, Jolinka. Ach, ach und ach! Du liebes Bacharach“ —

Da sank Gepa an seinem Lager auf das Knie, krampfhaft faltete sie die Hände, und sie betete leise zu Gott, daß er ihren Jugendgespielen bewahren möge vor dem Nachtspuk der Hölle und vor jenem gleißenden Weibe.

Mitternacht war vorüber, der Kranke wurde ruhiger, und bald verfiel er in einen tiefen, erquickenden Schlummer. Schon dämmerte es, als Gepa in die Kammer des Wärters ging, um ihm den Platz an dem Bette wieder einzuräumen. „Sage dem Kranken nicht, daß ich hier gewesen,“ flüsterte sie, „weder ihm noch sonst jemand sollst du es sagen. In der nächsten Nacht komme ich wieder und löse dich ab im Wachen, — wenn er alsdann noch am Leben,“ setzte sie tonlos hinzu. Leise, wie sie gekommen, huschte sie fort.

Und in der nächsten Nacht saß sie wieder neben dem Lager; Rainald war ruhiger geworden, das Fieber war

schwächer, und nach Mitternacht schien es ganz von ihm abzulassen. Schon wollte Gepa fortgehen, nochmals beugte sie sich über den Schlummernden, forschend sah sie in sein Gesicht, da öffnete jener die Augen, und staunend, als beirre ihn noch immer der Traum, sagte er: „Gepa, bist du hier?“

„Ich wollte fragen, wie es dir geht,“ erwiderte sie ruhig.

„So danke ich dir für deine Güte,“ fuhr er mit schwacher Stimme fort, „Gott mag sie dir vergelten, denn ich selbst werde wohl nichts mehr vergelten können, — die Klinge ist zu tief eingedrungen.“

„Du hast für nichts zu danken,“ entgegnete sie, „wir müssen dir danken, denn wärest du nicht auf der Hut gewesen, so lebte mein Bruder jetzo nicht mehr. Deshalb ist es auch meine Pflicht, fleißig Umschau nach deinem Ergehen zu halten, denn der Bischof ist nach Utrecht gereist.“

Ein glückliches Lächeln lag auf den Zügen des Kranken bei diesen Worten.

„Was ich gethan, habe ich gern gethan und es gereut mich nicht, wenn ich gleich sterben müßte, denn das Leben deines Bruders ist kostbarer als das meine,“ sagte er treuherzig.

„Rede doch nicht von Sterben“, ermunterte sie ihn, „in deinen Jahren stirbt man nicht so leicht, und die schlimmsten Tage der Krankheit hast du hinter dir. Nun aber versuche wieder zu schlafen, denn der Schlaf ist der beste Arzt für einen wunden Mann.“

Er reichte ihr die Hand, die sie rasch ergriff. „Gern lebe ich noch mit euch, mit dir und deinem Bruder, aber am wehesten wäre es mir um meine Mutter, wenn ich sie nicht wiedersehen sollte."

„Sei nur unbesorgt," beruhigte sie, „so gewiß der morgende Tag ist, so gewiß ist deine Genesung."

„Kommst du morgen wieder?" fragte Rainald. „Ich komme!" flüsterte sie und ging, nachdem sie den Diener gerufen.

Und es geschah, wie Gepa gesagt hatte. Die Tage der Genesung kamen langsam, aber sie kamen; sommerlich schön waren sie und lieblich waren vor allem die Stunden, in denen Gepa dem genesenden Patenkinde ihres Bruders gegenüber an dem nach dem Bischofsgarten schauenden Fenster des Gemaches saß; sie wußten einander viel zu erzählen aus alter und junger Zeit, und ging ihnen der Stoff der Rede zur Neige, so holte Rainald ein Buch herbei und verdeutschte der Freundin alte Mären der Griechen und Römer. Oftmals kam die Äbtissin von St. Ursula, die Patin und mütterliche Freundin Gepas,[21]) die neben allerlei Tugenden auch den Namen mit ihr gemein hatte; auch sie erfreute sich an der gelahrten Unterredung mit dem klugen, redegewandten Schüler des heiligen Benedikt, der von dem fernen Corvey hergekommen und dem im heiligen Köln gleich so übel mitgespielt war.

So glitten die Tage in ruhigem Wechsel dahin, und draußen blühten die Rosen.

Ein Sonntag war herangekommen, Rainald, der den

Arm noch in der Binde trug, saß unter einem breitästigen Nußbaume im Bischofsgarten an einem Steintische; er hatte fein liniiertes Pergament und Schreibgerät vor sich und schrieb ein Lied nieder, das er in stillen Nächten ersonnen hatte. Dies Lied hatte er Gepa zur Ehre gedichtet, ihr wollte er es heute noch überreichen; es stand vieles von Dankbarkeit darin für die Freundlichkeit, die sie ihm in der Krankheit bewiesen; er flehte die Huld der Heiligen auf sie herab. Die Verse waren glatt und fließend, in treuer Gesinnung hatte er sie zusammengefügt, vieles stand von Freundschaft darin, aber von Liebe kein Wörtlein.

Es war früh am Morgen, die Luft war erfrischend und der Tau glitzerte an den Grashalmen. Gepa schritt durch den Garten, sie trug ein Brevier in der Hand, sie wollte zur Messe gehen, zuvor aber wollte sie sich an der lieben, taufrischen Gotteswelt freuen. Der eifrige Schreiber unter dem Nußbaume bemerkte sie, schnell stand er auf, eilte ihr entgegen und wünschte ihr einen fröhlichen Sonntag. Gepa geleitete ihn an den Tisch zurück.

„Schon so fleißig in früher Sonntagsstille?“ fragte sie neugierig, indem sie das Schreibgerät musterte. „Welche dringende Arbeit hat dich so früh an den Tisch gebannt?“

„Ich übe mich wieder in dem kunstvollen Aufbau von Versen,“ sagte er verlegen, „es ist das erste Mal nach meiner Krankheit, und der liebe Gott wird mir das nicht übel deuten, der Vogel in den Zweigen da oben singt ja auch schon so früh am Tage.“

„Zeig mir das Lied, welches du aufschreibst!“, bat sie.

„Noch nicht, jetzt noch nicht,“ wehrte er, „später magst du es sehen, es ist noch nicht fertig.“

„Ich will zur Messe gehen und will dich weiter nicht stören,“ sagte sie kühl und ging nach kurzem Gruße davon.

„Wunderbar,“ murmelte Rainald, indem er ihr nachschaute, „wie ein weiblich Gemüt leichthin sich verändert; wie war sie so liebreich und holdselig freundlich, wie eine Schwester gegen mich, als ich schwer daniederlag, und wie ist sie allgemach so glatt und kühl geworden.“ Dann wandte er sich seinem Lobgedichte wieder zu.

Wenig Freude mochte heute die heilige Ursula an ihrer getreuen Gepa haben. Die saß zerstreut in ihrem Chorstuhle während der Frühmesse, ihre Blicke hafteten nicht fest wie sonst an den Buchstaben des Breviers, sondern schweiften hinauf in des Himmels Blau durch die Fensterbogen, und ihre Gedanken weilten unter dem Nußbaume im bischöflichen Garten. Der, mit welchem sie sich wider Willen und doch unablässig beschäftigte, war mit seinem Liede bald fertig geworden und hatte ein Schlußzeichen, groß und schön wie es Folkard ihn gelehrt, unter die Schrift gesetzt. Jetzo saß er und überlas sein Werk nochmals mit halblauter Stimme. Da huschte es leise durch die Laubgänge des Gartens vom Rheine her, es nahte sich scheu und vorsichtig auf knisterndem Kieswege, und über die Lehne der Bank, auf welcher Rainald saß, beugte sich die Zauberin von Bacharach und lachte den Erstaunten an mit blitzenden Augen und blinkenden Zähnen.

„Gott zum Gruße!“, sagte sie mit gedämpfter Stimme, „bin ich ein wildes Tier, daß du mich also anglotzest, Cyrille? Im Namen des Doctoris egregii, unsres lieben Ovidius, wollte ich fragen, wie dir der Aderlaß bekommen, den dir der Primas von Clugny geleistet?“

„Staunen ergreift mich, daß ich dich hier sehe,“ erwiderte Rainald, „eben habe ich noch an dich gedacht, nun stehst du leibhaftig vor mir.“

„Ich bin gestern mit dem Meister Stabius nach Köln gekommen, wo dieser Geschäfte hat; morgen ziehen wir nach Mainz an die alte Heimstätte zurück. Auf meine Bitte hat mich Stabius gestern von Bacharach mit auf die Reise genommen, und da ich doch sehen wollte, ob dich der Primas nicht in den Styx hinuntergestoßen, kam ich und fragte und spähte so lange, bis ich dich ausgekundschaftet. Kannst hier dein Leben wohl ertragen, Cyrille, schaust freilich bleich aus, aber das kommt wohl von der Wunde — gefällst mir aber besser in dem Samt, als in deinem fadenscheinigen, niedersächsischen Gewande.“

„Setze dich hier auf die Bank, hier im schattigen Winkel sieht uns niemand,“ unterbrach Rainald die hastige Rede Jolinkas, „und erzähle mir, woher weißt du die Geschichte mit dem Primas —“

„Sollte ich nicht wissen, was so vielen am Rheine bekannt ist?“ lachte sie, „glaubst du, weil die Wellen von Köln nicht nach Bacharach zurücklaufen, wüßten wir nicht, was in der heiligen Stadt geschieht? Ich hasse den Primas um des Leides willen, das er dir zuge-

fügt, und die Strafe wird ihn auch ohne mich ereilen. Jetzt ist es freilich, als habe ihn die Erde verschluckt, er ist nirgends aufzuspüren, aber ich weiß, er kommt wieder, wenn in Mainz der große Tanz beginnt. Rainald," raunte sie, „du weißt es, ich danke dem Mainzer Bischof viel, er und dein Pate haben mich aus dem Eisen befreit, und ich möchte die Schuld wett machen. Vieles ist mir kund geworden, was ich dir sagen möchte und dir nicht sagen darf, weil mir ein Gelöbnis die Zunge bindet, darum aber bitte ich dich, und auch um deswillen bin ich zu dir gekommen, warne den Bischof Arnold vor den Mainzern, sage ihm, das Kloster St. Jakob sei ein Fangeisen, dem er sich nimmer entwinden werde, wenn er hineingegangen. Thu es ihm und mir zuliebe, aber verrate mich nicht."

„Ich kenne den Bischof Arnold nicht," warf er ein, „der Erzbischof von Köln ist in Utrecht, — wie lange kann ich die Warnung hinausschieben?"

„Zehn Tage gewiß, vielleicht kommt sie auch später noch zeitig, aber säume nicht zu lange —" Sie sprach das scheu und unsicher, und ihre Augen schweiften unruhig umher; von der Bank war sie aufgesprungen und sie stand wieder über die Lehne gebeugt am Stamme des Baumes.

„Warum bist du so unruhig," fragte Rainald, „als ob überall der Verrat dich umlauere? Hier ist eine friedliche Stätte, und da du in guter Absicht kommst, brauchst du dich nicht zu fürchten."

Freundlich hielt er ihre Hand in der seinen. „Ich

hasse die Häuser der geistlichen Herren, habe auch keine Kirche wieder betreten, seit sie mich in St. Jakob zu Mainz in enger Haft gehalten," flüsterte sie. „Mir benimmt der Weihrauchduft und der Qualm der geweihten Kerzen den Atem, die freie Luft der Berge ist meine Lust. Du denkst freilich anders, Rainald," fuhr sie fort, und ein unverhaltener Spott durchklang ihre Rede, „oben am Rhein, wo dein Name durch den Kampf mit dem Primas bekannt geworden, sagte man mir, du weiltest in Köln, unter den Weibern wie einst Achilles in Skyros, und erklärtest alten Betschwestern den Psalter."

Die Röte des Unmuts stieg in sein Gesicht, er löste seine Hand aus der des Mädchens.

„Und wenn es so wäre, wie es nicht ist," begann er, „ich vermöchte keine Schande darin zu erblicken. Ist es ein Unrecht, mit hochgeborenen, frommen Frauen den Psalter zu lesen? Was soll man auch beginnen, wenn man flügellahm ist? Sage du aber dem, der dir von mir erzählt, bald würde ich im Rheingau zu Trunk und Sprung mich einstellen, denn ich habe nichts verlernt bei den Betschwestern, und das eintönige Leben ist mir leid geworden. Auch nach Mainz werde ich kommen, Jolinka, und dann werde ich auch dich besuchen."

Mit zufriedenem, schlauem Lächeln merkte sie die Wirkung ihrer Rede.

„Freuen soll es mich, dich wiederzusehen," sagte sie, „aber nach Mainz komm einstweilen noch nicht, wir müssen unser Hauswesen erst aufs neue einrichten, denn

während der Zeit unsrer Verbannung haben die bischöflichen Trabanten unser Wohnwesen übel mitgenommen. Was schreibst du da, Rainald," fragte sie unbefangen und deutete auf das Blatt, „ist es ein Brief an den Kanzler oder eine Hymne, die du verfertigt? Wie hieß doch das Lied, das du mir gesungen? Ave formosissima, gemma pretiosa" —

„Ave decus virginum, virgo gloriosa, jawohl, so hieß es," erwiderte er, „und du magst annehmen, dir zum Lobe sei es gesungen, dieses aber ist ein Dank- und Lobgedicht zur Ehre der Schwester des Bischofs, die allezeit gut und freundlich gegen mich gewesen, in der Zeit meiner Krankheit."

„Gepa!" flüsterte sie sinnend, und mit eigentümlichem Blick streifte sie Rainald, „ich kenne sie wohl, und in Mainz kennt man sie auch. Es ist niemals ein Schatten auf ihr reines Leben gefallen, weil sie stets in dem Schatten der Kirche und niemals in der grellen Sonne der Welt gewandelt ist, aber man sagt, sie sei stolz auf den Glanz und Ruhm ihres Bruders, wie auf den eignen Heiligenschein. Da ihr Bruder dein Pate ist, bist du nach den Satzungen der Kirche auch zu ihr in eine geistige Verwandtschaft getreten. Nun aber will ich wieder gehen" —

Sie vollendete den Satz nicht, das Rauschen eines Gewandes wurde vernehmlich, um das Gebüsch bog Gepa und trat unter den Nußbaum.

Wie von einem Krampfe gelähmt stand sie vor den beiden, jeder Blutstropfen schien aus ihrem Antlitz ge-

wichen, starr blickten die großen blauen Augen und ein leichtes Zittern überflog ihre Glieder.

Rainald war aufgesprungen, er streckte die Rechte nach ihr aus, als wolle er etwas vorbringen zur Erklärung des Zusammentreffens mit Jolinka, aber er schwieg unter Gepas strafendem Blicke. Die hielt das Meßbuch mit silbernem Kreuze der Fremden entgegen: „Unseliges Weib," rief sie mit schneidender Stimme, „was suchst du hier im bischöflichen Garten? Hebe dich weg von hier, damit nicht auch reine Seelen von deinem buhlerischen Zauber verwirrt werden!"

Ruhig blickte Jolinka sie an, nicht Haß, nur tiefe Trauer lag auf ihrem Gesichte.

„Meine Seele ist so rein wie die Eure," entgegnete sie der Zürnenden, „und fremd ist mir die zauberische Kraft, die Ihr in mir verborgen wähnt, wohnte sie aber in mir, ich würde sie nicht zu Eurem Unheil gebrauchen, denn ich vermöchte es nicht, Euch ohne Ursache zu grollen, wie Ihr mir grollt."

„Und nochmals befehle ich dir, hebe dich weg von uns," schrie jene, „oder ich lasse dich durch die Palastdiener aus dem Garten bringen!"

„Gepa!" rief Rainald, „du thust ihr schweres Unrecht, zu weit treibt dich dein böser Verdacht."

„Spare deine Worte," bedeutete ihn Jolinka, „ich gehe schon. Die Blinden werden sehend und die Tauben hörend, aber die Heilung währt lange. Lebe wohl, Rainald, auf Wiedersehen!"

Sie huschte durch das Buschwerk davon, Rainald

wollte ihr nacheilen, aber Gepa hielt ihn zurück. „Bleibe hier, um aller Heiligen willen, bleibe hier," bat sie, „jene verstrickt dich mit ihrer Kunst, mit ihrem leuchtenden Blicke!"

„Gepa," sagte er vorwurfsvoll, „wie konntest du so hart gegen sie sein, die in guter Absicht hierher gekommen; sie kam nicht um ihretwillen, nicht um meinetwillen, sie bat mich, ich solle den Mainzer Erzbischof warnen vor dem Fangeisen, das ihm gestellt ist."

Das Wort war ihm entschlüpft, er hatte Jolinka absichtslos verraten.

„Lug und Trug ist alles, was aus dem Hause des Meisters Stabius und aus dem Munde seiner Bewohner herausgeht," versicherte Gepa mit dem Tone vollster Überzeugung; „entweder betrügt sie dich, oder diejenigen, welche ihr die Geheimnisse vertraut haben, und treulos ist sie auf alle Fälle."

„Du magst recht haben," entgegnete er, „aber ich glaube du irrst. Der Erzbischof hat sie aus dem Kerker befreit, in welchen sie ein trauriger Wahn geführt, und die Dankbarkeit gegen ihn war es, die sie zu mir trieb."

„Welches ist denn das Fangeisen, das man Arnold geschmiedet?" fragte Gepa. „Das habe ich nicht erfahren," sagte er kleinlaut, „ich soll den Bischof nur warnen, er möge nicht nach St. Jakob gehen. Klage sie nicht an, Gepa, sie hat mich gebeten, ihren Namen keinem zu nennen, und nur in Verwirrung habe ich dir das Geheimnis offenbart."

„Hüte dich vor der Zauberin," bat sie nochmals,

„ihre Wege führen ins Verderben. Sage mir offen, Rainald,“ setzte sie ängstlich, verlegen hinzu, „was du heute geschrieben, was jetzt von dem Tische verschwunden ist, war es ein Brief, ein Lied an sie, deren Namen ich auszusprechen mich scheue?“

„Nein,“ erwiderte er und sein blaues Auge haftete fröhlich an dem ihren, „ein Lied war es, aber nicht an sie. Hier ist es,“ fuhr er fort und zog den Pergamentstreifen aus dem Gewande, „nimm es hin, aber allein mußt du es lesen.“

Er raffte sein Schreibgerät eilig zusammen und ging fort. Sie aber blieb in dem Nußbaumschatten und las das Lied, und als sie es gelesen, las sie es abermals. Eine Thräne fiel auf das Blatt, sie legte es in ihr Meßbuch und leise klang es von ihren Lippen: „Ich habe der Fremden doch vielleicht ohne Grund weh gethan.“

V.

Meum est propositum.

In dem Klosterschüler Rainald war eine merkliche Änderung vor sich gegangen. Die Gemächer und der blühende Garten der Pfalz hatten jeglichen Reiz für ihn verloren, seit jenem Sonntagmorgen, an dem Jolinka das friedliche Gehege betreten; als seine Wunde geheilt war, als er den Arm nicht mehr in beengender Binde zu tragen hatte, schritt er häufiger abends in die Stadt, ohne zu sagen, wohin er gehe. Unerträglich war ihm die Meinung der Menschen geworden, die ihm Jolinka verraten, daß er unter Weibern sitze und mit alten Betschwestern das Psalterium lese, er mußte hinaus, er mußte unter Männern leben, und er ging in die Convivia lustiger Zecher, deren er in den Herbergen und in den Weinstüblein der ansehnlichen Stadt genug fand.

Gepa hielt ihn nicht zurück, sie wußte, es war der Wille ihres Bruders, Rainald solle sich umschauen unter den Leuten, falls er genese, und er hatte selbst seinen Kämmerer bedeutet, er solle sein Patenkind mit Gelde ausrüsten, auf daß es würdig erscheinen möge unter den Stadtjunkern von Köln. Darum aber bat sie Rainald, daß er nur die Schankstuben besuchen möge, wo die

Ratmannen und Edlen bei silberner Kanne trefflicher Rede pflegten, und daß er nicht dorthin gehe, wo man um den Zapfen lärmvollen Gesang und ein wüstes Treiben vollführe. „Wo der Becher von Zinn ist,“ hatte sie gesagt, „da ist auch oft Lied und Rede schlechtes Metall, und der Ehre des Hauses zuliebe mußt du die niedrigen Räume meiden.“

Rainald aber hatte ein Gäste-Gelaß sich erwittert, das ihm lieber geworden als die Herrenstüblein; in der Rheingasse lag es und war dasselbe, welches einst auch dem Primas als Herberge gedient hatte. Dort feierten abends die fahrenden Schüler beim Vespertrunk ihre fröhlichen Spiele, da tönte Saitenschlag und kecker Liedklang, da wurde erzählt von bunter Fahrt, von Tanz und Kuß und heimlichem Abenteuer, und der Zinnbecher erklang lustiger, als die silberne Kanne und das venedische Glas in der Zeche der Geschlechter. Dort war Rainald, unter den lärmenden, verfahrenen Gesellen, die des Lebens Lust mit römischer und hellenischer Bildung zu adeln verstanden, das Geheimnis einer Liedkunst offenbar geworden, mit welcher er nunmehr die Hörer zu hellem Jubel stimmte. In lateinischer Sprache, die er in seltener Reinheit und Glätte zu gebrauchen verstand, schuf er Zechlieder, wie sie die Zeit kaum vollendeter kannte, die sang er am Abend beim Becher nach alter Melodei, und hier und da zog der Hörer einer den Griffel hervor, schrieb ein Lied auf und trug es mit sich hinaus in die Welt, zur Freude anderer. Stets fanden sich neue Gäste ein bei dem Wirt in der Rheingasse, flüchtig

sah Rainald das bunte Volk kommen und gehen, und eines Abends erschaute er auch Gerhard, den Spielvogel, wieder.

Fremd traten beide einander gegenüber, auch der Spielvogel hatte vergessen, daß er Rainald im Wisperthale gesehen; Menschen und Dinge wechselten zu hastig auf den Wegen des vagierenden Mannes, wie hätte er einer flüchtigen Begegnung sich erinnern sollen?

Rainald aber kam seinem Gedächtnisse nicht zu Hilfe, und weder seinen richtigen Namen, noch seine Stellung zum Erzbischofe kannte man bei dem Wirte in der Rheingasse. Mächtig fühlte er sich wiederum angezogen von der schillernden Rede, dem beißenden Witz und der munteren Art des seltsamen Krüppels, der die Welt schätzte, wie man eine Buhldirne achtet, der mit lachendem Munde von dem Schmerze und mit zuckenden Lippen von der Lust Bericht gab, woran sein Leben so reich gewesen. Rainald saß dem wunderlichen Kauz gegenüber, und es währte nicht lange, da tranken beide aus einer Kanne vom Besten, zu der er den Fremden eingeladen hatte. Bald wurden die Gesellen rings am Tische lebhafter, man drängte den Spielvogel, er solle ein Lied singen, und dessen Weise war es nicht, sich lange nötigen zu lassen, er sang, nach ihm sang Rainald, und als er geendet, rief der Spielvogel über den Tisch:

„Euge! Cyrillus, nicht an den Federn, aber an dem Gesange kenne ich den Vogel wieder, den ich im Wisperthale zwitschern gehört habe, als er noch ein grauer Spatz war.“

Da lachte ihm jener offen ins Antlitz: „So laß uns trinken auf gute Freundschaft, denn auch ich erinnere mich deiner jetzt, und ich hätte doch den Mesner sofort an dem Schellengeläut wieder erkennen sollen!“

Von nun an wurde der Spielvogel einsilbig; in sich gekehrt, als trage er sich mit schwerer Gedankenarbeit, saß er am Tische, als aber die Gäste sich entfernt, als die einen ihr Lager, die anderen der Sommernacht kühlende Luft und ergötzliche Abenteuer aufgesucht hatten, raunte er über den Tisch:

„Rainald von Wieden, ich hätte dich morgen in der Pfalz aufgesucht, wenn ich dich hier nicht getroffen, denn ich habe eine Botschaft für dich.“

Erstaunt sah Rainald ihn an, woher wußte der Mann seinen Namen und was hatte er ihm zu sagen?

„Brauchst nicht zu erschrecken,“ fuhr der Spielvogel fort, „grüßen soll ich dich von Jolinka, und Worte soll ich dir von ihr sagen, deren Sinn ich nicht zu erklären weiß: Schon sei die zehnte Stunde vorüber, und du mögest dich sputen, ehe der Sand verlaufe; das ist meine Botschaft, und du wirst sie zu deuten verstehen.“

„Wo hast du Jolinka getroffen?“ forschte Rainald.

„In Mainz,“ erwiderte der Gefragte, „deinethalben bin ich von dort gekommen und trete morgen die Rückreise an, das Mägdlein ließ mir keine Ruhe, ich mußte fahren.“

„Auch ich reise morgen nach Mainz,“ sagte Rainald nachdenklich.

„So fahren wir zusammen, wenn es dir recht ist,

ich kann dich dann selbst zu der führen, die mir den Botendienst auferlegt hat!"

„Nein," erwiderte Rainald rasch, indem er den Krüppel mit Mißtrauen betrachtete, „die Fahrt würde zu lange währen, ich werde reiten, damit ich in kürzerer Frist in Mainz anlange."

Aber dem andern war das Mißtrauen, mit dem Rainald sein Anerbieten zurückgewiesen, nicht verborgen geblieben. „Sage es nur offen", bemerkte er lauernd, „du möchtest nicht mit mir reisen, entweder weil du dich des Krüppels schämst, in deinem Herrenkleide, oder weil du dich scheust, mit dem zu verkehren, der dem Primas als Mesner bei fluchwertem Spiele gedient hat. Rainald", setzte er mit treuherzigem Blick und Ton hinzu, „wohl spricht manches gegen mich, aber, so wahr ich dereinst auf die Gnade des Himmels rechne, ich sinne dir nichts Arges."

„Und fern liegt es mir, solches von dir zu fürchten," entgegnete Rainald, „lieb wäre es mir in deinem Geleit langsam stromaufwärts zu wandern, denn ich habe meine Freude an dir, deinem Wesen und deiner Rede. Wenn ich aber zögere, laufe ich Gefahr, die Thore von Mainz verschlossen zu finden, denn wie ich vernommen, zieht der Erzbischof Arnold mit Waffengewalt heran, und die Bürger verrammeln jedweden Einschlupf."

„Um deswillen brauchst du nicht zu eilen," bedeutete ihn Gerhard, „die Mainzer wollen Frieden machen mit dem Erzbischofe und sie wollen ihm eine Gesandtschaft

entgegen schicken, wenn er von Heinrich dem Löwen, mit dem er in Lüneburg verhandelt hat, zurückkehrt."

„So wollen wir morgen zusammen reisen," entschied Rainald, „und ich freue mich, daß ich in dir einen Weggenossen gefunden habe. Gerhard," fuhr er in vertraulichem Tone fort, „sage mir, wie denkst du über jene, die dich zu mir gesandt hat, über Jolinka und den Meister Stabius?"

Der Spielvogel zuckte die Achsel. „Was soll ich von ihr sagen," begann er nach kurzem Schweigen, „wie soll ich ihr Wesen dir deuten, das, voller Widersprüche und Gegensätze, mir selber ein Rätsel geblieben ist? Ihr vergangenes Leben erklärt manches, und wie die Menschen sie behandelt haben, wirst auch du wissen; sie erzählt es oft einfältigen Sinnes und thäte besser, es zu verschweigen."

„Auch mir hat sie erzählt, wie man um sie gewürfelt hat," bestätigte Rainald.

„Lange Zeit habe ich sie gekannt und beobachtet," setzte der andere das Gespräch fort, „denn viel habe ich im Hause des Meisters Stabius verkehrt, dessen Thür den fahrenden Leuten stets gastfrei offen stand. Er ist ein unruhiger Kopf, dieser Stabius, seine Augen sind scharf und offen für die Schwächen der Zeit, und unter den wandernden Klerikern, die mit Kirche und Welt gleichmäßig zerfallen sind, fand er die geeignetsten Hörer und Schüler für seine Weltverbesserungslehren, die jedem ehrlichen Manne ein Greuel sind. Ihm erscheint die Welt wie ein Baum voll bitterer Galläpfel,

und ihm fehlen die guten Pfropfreiser, die Herbigkeit zu mildern. Was konnte aus Jolinka werden in solchem Umgange, im Verkehr mit verfahrenen, verlumpten Scholaren? Hunderten an ihrer Stelle wäre die Seele vergiftet, aber die gelehrte Bildung, — die einzige Wohlthat, die Stabius an ihr geübt, — die Veredelung des Geistes hat Jolinka geschützt. Diese Bildung wiederum hat sie in der Verkettung der Verhältnisse als eine Zauberin gebrandmarkt; sie hat auch das gleichmütig getragen, Stabius aber ist seit jener Zeit noch mehr verbittert. So steht Jolinka nun in der Welt, ausgestattet mit der seltsamen, unsicheren Philosophie eines Weibes, zweifelnd an Gott und den Menschen, abhängig von Grillen und Launen und im steten Kampf mit den Mächten der Versuchung. Ich aber glaube, daß eine starke Leidenschaft, daß eine große, reine Liebe allein sie zu retten vermöchte vor dem Verderben, dem solche Naturen meistens verfallen."

Mit regster Aufmerksamkeit hatte Rainald ihm zugehört.

„Fürwahr," sagte er, „sie zwingt uns Bewunderung und Erbarmen zugleich ab, und ich glaube, du beurteilst sie richtig. — Weißt du Näheres von dem Brudermorde, der ihrethalben geschehen?"

„Davon ist nicht viel zu berichten," erwiderte jener. „Berthold und Matthäus, Zwillingsbrüder aus dem Geschlechte der Revelinge in Mainz, liebten das Mädchen, und Berthold wurde von Matthäus erstochen aus thö-

richter Eifersucht. Sie ist unschuldig an diesem Morde, sie hat keinen der beiden geliebt, wie sie überhaupt noch niemand mit ihrer Liebe beglückt hat, nur der alternde Primas schien einst ihre Gunst gewonnen zu haben, aber neuerdings spricht sie auch von ihm kalt und feindselig. Jener Matthäus aber soll unter Reichsacht nach Salerno geflohen sein. Auch von dem Primas, der dich verwundet hat, kann ich dir mancherlei sagen, denn ich kenne ihn gut, aber die Müdigkeit überfällt mich, und ich will schlafen."

Nachdem sie noch einige Worte über die gemeinsame Fahrt getauscht, trennten sich die beiden.

Am Morgen des anderen Tages ging Rainald zu Gepa, um von ihr Abschied zu nehmen. Mit scheinbarem Gleichmut und mit kühlem Nicken des Kopfes hörte sie seinen Entschluß, daß er den Erzbischof Arnold aufsuchen und ihn warnen wolle, den Friedensverhandlungen der Mainzer zu trauen.

„Und wohin richtest du deine Fahrt zunächst?" fragte sie.

„Nach Mainz," erwiderte er unsicher, von dem Spielvogel sagte er nichts.

„Arnold ist noch in Lüneburg," bemerkte sie, indem sie ihn mit scheuem Blicke betrachtete, „warum willst du ihn dort nicht aufsuchen, du könntest ja einige reisige Knechte zu deinem Geleit mitnehmen, würdiger erscheinst du alsdann vor ihm, und glaubhafter wird deine zweifelhafte Botschaft; die Straßen sind unsicher, Rainald, du solltest nicht allein reisen."

„Du meinst es gut mit mir,“ entgegnete er befangen, „dennoch ist es besser, ich eile nach Mainz,“ fügte er nach kurzem Besinnen hinzu, „und suche dort, ohne jedes Geleit, den Grund oder Ungrund der Gefahr zu erforschen; kehrt Arnold zurück, reise ich ihm entgegen und sage ihm, was ich erfahren. Lüneburg ist weit, vielleicht wählt er andere Wege für die Heimkehr, wie wir denken, und ich könnte ihn verfehlen. Lebe wohl, Gepa, so es Gott will, schau ich dein mildes Auge bald wieder!“

„Thu das, was du für recht hältst, ich halte dich nicht zurück von dem, was du beschlossen. Leb wohl!“ Sie reichte ihm die Hand, die er erfaßte und küßte. Es war ihm seltsam zu Mute bei diesem Abschiede, und Gepa merkte das wohl. Schon stand er an der Thür, da rief sie ihn zurück.

„Rainald,“ sagte sie und die Röte stieg ihr ins Antlitz, „mir ist es, als müßte ich in meines Bruders Namen noch ein Wort zu dir sprechen. Wenn du nach Bacharach kommst, Rainald, kehre in keinem Hause dort ein, säume auch nicht an der Straße in und um Bacharach! Willst du mir das geloben?“

Er stand in einem Widerstreit der Empfindungen; kränkend war ihm Gepas fortdauerndes, thörichtes Mißtrauen gegen Jolinka, rührend ihre freundliche Sorgfalt. Jene aber, auf die ihre Rede zielte, war ja nicht mehr in Bacharach, er konnte das Versprechen ruhig geben.

„Ich gelobe, was du begehrt!“ rief er lachend und ging.

Der Johannistag war ins Land gekommen, und in dem goldenen Mainz, wie auch in den Dörfern und Märkten rings in der Gegend, war eitel Lust und Freude an diesem holdseligsten Tage der lieben Rosenzeit.

Goldgrün lag die Landschaft in dem leuchtenden Strahlennetze der Sommersonne, grün war der Strom, grün waren die Ufer, die er durchwogte, und den Menschen grünte der Mut inmitten all des kräftigen Blühens, inmitten all der Lebensfreude, die aus unendlichem, unerschöpflichem Borne hervorzuquellen schien. Bürger und Bauer, Männlein und Weiblein, alt und jung, vornehm und gering zogen, gleich zu gleich gesellt, nachmittags hinaus, Freude zu suchen, und die Freude war leicht zu finden, sie lag überall am Wege, man mußte nur das richtige Auge und das richtige Herz mitbringen, sie zu sehen und zu gewinnen. Die meisten freilich bedurften nebenbei noch eines Wegzeigers, aber sie fanden ihn leicht in den bunten Wahrzeichen der Männer, die es sich zur rühmlichen Lebensaufgabe gemacht hatten, des Leibes Hinfälligkeit ihren Mitmenschen durch einen guten Weintrunk überwinden zu helfen.

Nicht klein war die Zahl dieser liebens- und lobenswerten Männer, für den Johannistag hätte sie zwar größer sein können, denn die Herbergen mit ihren Lustplätzen waren gedrängt voll, wie die Bienenstöcke in herbstlicher Heide.

Auch der Wirt in Bischofsheim unweit Mainz hatte heute Mühe, der Aufgabe seines Lebens sich gewachsen zu zeigen; sein Schild, auf welchem ein silbergleißender

Lachs gemalt stand, zog viele an, und mit dem wachsenden Tage wuchs die Zahl der Gäste. An einem Tischlein unter schattigen Bäumen saßen Rainald von Wieden und der Spielvogel in traulicher Zwiesprache bei der Kanne und musterten das Treiben der bunten Feiertagsgesellschaft. Sieben Wochen vermögen vieles in einem Menschen zu zeitigen an Gutem und Argem, sie vermögen auch einen frommen Scholastikus in ein lustig Weltkind zu wandeln, sofern der Scholastikus noch jung und biegsam, und an Rainald schien ihnen die Wandlung gelungen zu sein. Fröhlichen Herzens war er mit dem Spielvogel durch das Rheingau gezogen und mit jedem Tage hatte er den älteren, welt- und menschenkundigen Mann lieber gewonnen, der ihn mit munterer Laune erheiterte, im ernsten Gespräche belehrte, je nachdem Zeit und Gelegenheit es mit sich brachten. Auch in der goldenen Liedkunst war er Rainald ein sicherer Führer und wackerer Lehrmeister geworden, und aus dem Schatze seiner Erfahrung hatte er ihm, wie einst Horaz den Pisonen, manchen technischen Kunstgriff, manche Regel über Findung und Anordnung des Stoffs gewiesen und klar gestellt. Aber, was mehr als alles dieses, auch als einen ehrlichen Mann hatte Rainald den Krüppel kennen gelernt, und sein Mißtrauen gegen ihn war vollends geschwunden, seit Gerhard ihm aus eigenem Antriebe erzählt, er sei der Mitwisser des Primas gewesen, als dieser dem Erzbischof von Köln mit Gift nachgestellt, er sei nach Köln geeilt, um dem Erzbischof in Heimlichkeit alles zu offenbaren, aber unterwegs habe ihn

bereits die Kunde erreicht, daß der Mordplan mißlungen sei. Da hatte Rainald von dem geschwiegen, was er nachts im Wisperthale wider Willen vernommen, und der Verdacht, den jene Unterredung in ihm gegen den Spielvogel erweckt, war gewichen. So waren sie als gute Freunde vor wenig Tagen nach Mainz gekommen. Rainald hatte den Gedanken, das Haus des Meisters Stabius zu betreten, wie ein Unrecht an seinem Paten und an Gepa von sich gewiesen, ein einziges Mal hatte er Jolinka gesehen; an dem Rheinufer war sie ihm begegnet und mit flüchtigem Gruße, als scheue sie das müßig gaffende Volk, war sie an ihm vorüber geeilt. Sein Forschen und Spähen nach den Umtrieben gegen den Erzbischof Arnold von Selenhofen war bislang ohne Ergebnis gewesen. Friedlich schien man in Mainz gegen ihn gesonnen, eine Gesandtschaft war abgeschickt, ihn der Geneigtheit der Bürger zu versichern, und am zweiten Tage nach Sankt Johann wurde er in Bingen erwartet. Gern hätte Rainald dem Spielvogel sich vertraut, aber er fürchtete, Jolinka in seine Rede zu verwickeln und schwieg.

Oft schweiften seine Blicke, als er an der Herberge zu Bischofsheim dem Freunde gegenüber saß, nach dem Wege, der von Mainz her führte. „Ob sie heute wohl kommt?“ fragte er kleinlaut.

„Wer weiß es,“ erwiderte Gerhard, „sie ist launig, und da du sie nicht aufgesucht hast, hält sie sich vielleicht fern, obwohl ich ihr gesagt, wir würden hier sein,

als sie mir erzählte, sie wolle mit ihrer Freundschaft heute gen Bischofsheim."

Schweigend saßen die Männer, sinnend schaute ein jeder in seinen Becher und hing eigenen Betrachtungen nach; es hatte sie ermüdet das Gebaren der Gäste ringsum zu beobachten. Da zog eine Schar fahrender Scholaren dicht an ihnen vorüber, auf dem Wege nach Mainz, die sang ein lateinisch Trinklied in jubilierender Tonweise; hell klang das Lied in den klaren Tag, und als es verklungen, griff Rainald des Spielvogels Arm, hielt ihn fest wie in schmerzender Haft eines Schraubstocks und flüsterte mit bebender Stimme:

„Hast du es gehört? Es ist mein Lied, das sie singen, in der Kölnischen Pfalz habe ich es ersonnen, in der Rheingasse habe ich es vorgetragen, nun klingt es von der Landstraße her wie Echoruf mir zurück."

Er strich mit der Hand über die Augen, als hätten ihm Thränen den Blick verdunkelt, und der Spielvogel wußte den Eindruck, den der Wiederhall des Liedes auf den Freund geübt, wohl zu würdigen.

„Prosit, proficiat," rief er und hob den Becher, „habe ich dir das nicht geweissagt, Cyrille? Die Funken haben gezündet, die du unter das leichte Stroh geworfen, nun siehe zu, wie du Flammen hervorbringst, die auch schweres Eisen durchglühen."

Inzwischen war über das Gastvolk des Wirts zum silbernen Lachs eine anhaltende, schier allgemeine Erregtheit gekommen, man hatte die schattigen Plätze mit hastiger Frage und flüchtigem Anruf verlassen und war

an die Straße hinabgeeilt, um den Umzug zu sehen, den die Insassen von Bischofsheim unter allerart Mummenschanz veranstaltet, um von den einzelnen Feuerstätten des Ortes Holzscheite für das Sankt Johannisfeuer zu sammeln; eigenes Holz hielt man dazu bereit, zu dem Notfeuer des Täufers waren die geweihten Bäume bestimmt, die am Fronleichnamstage vor den Häusern und an den Straßen aufgepflanzt gewesen.[22])

Grün bekränzt waren Rosse und Reiter, und die Kinder, die im langen Zuge hinterdrein schritten, sangen fromme Bittlieder oder trieben bunte Kurzweil. Rainald und der Spielvogel achteten nicht auf das altbekannte Schauspiel, das sie unter derselben Grundform oft betrachtet.

„Ich habe ein neues Trinklied erdacht," sagte Rainald, „und da es hier oben still geworden, will ich es dir vorlesen; gleicht es nicht der Flamme, wie du sie willst, gleicht es vielleicht einem Flämmchen, keinem reinen und läuternden zwar, wie das Johannisfeuer sie emportreibt."

Und er zog ein Blatt hervor und las:

Meum est propositum,
in taberna mori,
ubi vina proxima
morientis ori;
tunc cantabunt laetius
angelorum chori:
Deus sit propitius
isti potatori —

Da trat, während er die weiteren Verse vortrug,

unbemerkt von ihm ein Mann hinter seinen Rücken, der von grünem Gebüsch aus, als einsamer Zecher, schon längere Zeit die Freunde beobachtet hatte. Er winkte dem Spielvogel geheimnisvoll zu und schaute über Rainalds Schulter in das Blatt. Dieser ungebetene Lauscher hatte ein seltsames Äußere. Lang und hager war die Gestalt des Mannes, das welke, runzelige Antlitz bekundete offen, daß sein Inhaber des Lebens Not und Überfluß reichlich gekostet, und der graue, lang herabhängende Schnauzbart verstärkte den wehmütigen Zug des im übrigen bartlosen, fahlen Gesichts. Im Gegensatz zu dem Alter des Graubarts stand die Kleidung, die er sich gewählt. Er trug ein karmoisinfarbenes Wams von verschossener Ciklatseide, das ergraute Haar deckte eine Kappe von gleichem Stoff und gleicher Farbe, und die dürren von weißem Strumpfwirkergewebe eng umschlossenen Beine waren von den spitz geschnäbelten Schuhen bis zu den Knieen aufwärts mit kreuzweis geschlungenen, rotbraunen Bändern geschmückt. Vorgebeugt stand er, hielt die hohle Rechte hinter das Ohr und lauschte mit der Miene gespannter Aufmerksamkeit den Worten des Lesenden, nachdem er aber die Schlußworte des Liedes vernommen, schlang er den Arm um Rainalds Hals und schaute dem Erschrockenen mit zärtlichem Blick in das Gesicht. „Laß dich umhalsen, mein Sohn,“ sprach er mit feierlichem Tone, „zwar, ich kenne dich nicht, aber lieb bist du mir doch, denn Gutes hast du geleistet, und deine Zeit und dein Land mögen mit Stolz dich nennen und deiner sich freuen!“

Mit Verwunderung schauten die Freunde den Fremden an. „Ich bin Serlo von Bageux," fuhr dieser fort, mit gehobenem Tone, als stelle er dem Griechenvolke sich als Homer dar, „aus Poitiers bin ich gebürtig und von tausend Zungen getragen durchklingen meine Weisen mein geliebtes Frankreich —"

„Serlo von Bageux?" rief der Spielvogel. „So habt Ihr das vortreffliche Lied von Phyllis und Flora gedichtet, das weithin durch die Lande gedrungen ist?"

„Ich habe es," erwiderte jener mit großer Befriedigung, „und mit Fug mögt Ihr das Lied ein vortreffliches nennen, aber Vortrefflicheres habe ich seitdem geschaffen. Vergönnt mir," bat er, als die beiden ihm ihre Namen genannt, „daß ich mich zu euch setze, mir macht es Freude und euch keine Schande, wenn wir einen Trunk miteinander thun."

Er holte seinen Becher aus dem grünen Versteck, in dem er gesessen, und bald waren die drei im eifrigen Gespräch, zu dem der Fremde die größte Beisteuer lieferte.

„Rainald von Wieden," sagte er, „Euch zum Wohle trinke ich diesen Becher, Ihr habt ein Trinklied ersonnen, welches Jahrhunderte hindurch klingen wird, und von dem ich wünschte, ich, Serlo von Bageux, hätte es erdacht. Auf mein Urteil aber könnt Ihr Euch verlassen, denn ich habe als lernbegieriger Schüler zu Abälards Füßen gesessen, und er hat mich seinen Liebling genannt. Nun ist ein Menschenalter und mehr vergangen, seit ich von ihm geschieden, da er das Thal von Paraklet ver-

ließ und nach der Bretagne ging, weil ihn seine Feinde ängstigten mit unerhörter Bosheit. Hilarius, pflegte Abälard zu sagen, — denn also nannte man mich damals, wegen meiner heiteren, gefälligen Lieder, — du wirst einen rühmlichen Namen dir erringen, Hilarius, aber höher als deine Kunst schätze ich deinen kritischen Scharfblick. — Goldene Tage von Paraklet," fuhr er trübselig fort, indem er sich zurücklehnte, die langen Beine unter den Tisch streckte und die Arme gen Himmel hob, „gesegnete Tage von Paraklet, wo seid ihr geblieben? Fern von dem sonnigen Frankreich sitze ich heute, ein früh gealterter Mann, an rheinischer Dorfstätte."

„Habt Ihr schon vor langer Zeit Eure Heimat verlassen?" fragte der Spielvogel mitleidigen Tones.

„Schon vor langen Jahren," erwiderte Serlo, „Toul ist meine zweite Heimat geworden, dorthin zogen meine Eltern in späterer Zeit, dort sind sie begraben, und als sie gestorben, bin ich fortgewandert mit meinem geringen Erbe, habe in Toledo und Salerno geraume Zeit den Studien obgelegen, bin dann wie ein steuerloses Schiff umher getrieben und komme jetzt von Salzburg, wo mir der Erzbischof ein großgünstiger Mäcen gewesen, aber die prächtige Gewandung ist verschlissen, die güldenen Byzantiner sind mir entrissen, mit denen der Gönner mich ausgestattet; wann hätte das Erdgold auch je lange Rast gehalten neben dem Golde der Poesei?"

„Könnet auch wohl genug irdische Habe wiedergewinnen mit Eurer berühmten Kunst," tröstete Rainald.

„Freund," entgegnete Serlo kleinlaut, „die Welt

lohnt dem Sänger nicht mehr nach Verdienst, wie einst; Unwürdigen, die mit unwürdiger Kunst ihrer Laune schmeicheln, gibt sie den Kranz, und den Meistern die dornige Krone."

„Du hast recht," bestätigte der Spielvogel, „und wer die Erfahrung gemacht, ist mit Thränen klug geworden."

„Die Gaukler, die Schmarotzer," fuhr Serlo eifrig fort, „machen sich breit bei den Festen des höheren Klerus, sie kitzeln die niedrige Lachlust mit ihrem armseligen Künstlein und gehen hinweg mit vollen Taschen und aufgeblasenen Backen; möchte das Unkraut vertilgt werden mit schweflichter Lauge, denn sie sind Söhne und Erben Ismaels und nicht Isaaks. Sehet mich an, Freunde," rief er bitter, „mich, Serlo von Bageux, den Liebling Abälards; in Augsburg, in der hochherrlichen Augusta Vindelicorum, bin ich selbst von Not gepeinigt ein Possenreißer geworden!"

Er schlug die Hände vor das Gesicht und suchte hinter den hagern, welken Fingern die Thränen ehrlichen Schmerzes zu bergen.

Voll Mitleid blickten die Freunde auf den alten Vaganten, Rainald schob ihm verstohlen ein Goldstück unter den Becher und der Spielvogel ermunterte ihn zum Trinken, indem er die Kanne ergriff. „Glaubt mir," sagte er, „auch ich habe der Welt schnödes Spiel und das Weh der Heimatlosen kennen gelernt, wenn ich es auch nicht so tief empfunden, wie Ihr, weil meine Kunst eine geringere ist. Tröstet Euch, Serlo, auf

bessere Zeiten, heute unten und morgen oben, das ist das Los des fahrenden Mannes, und wohl dem, der noch an ein ‚oben‘ glaubt.“

„Ausgelöscht sei der Tag in meinem Kalendarium vitae,“ rief der Fremde mit bebender Stimme, „jener Tag, an dem ich die ehrliche Kunst verließ, und mich gemein machte mit den Gauklern, die in rohen Scherzen mich überboten und mit denen ich nicht wetteifern konnte. Aber wahr ist es, wer verzweifelt, hat das Spiel verloren. Laßt uns trinken und des Leides vergessen.“

Er leerte seinen Becher auf einen Zug, und als er ihn niedersetzte, sah er das Goldstück. Da schaute er Rainald mit wehmütigem Blicke an.

„Ihr seid freundlich und freigebig, wie ein echter Spielmann,“ sagte er, „soll ich es annehmen, soll ich es ablehnen, was Ihr mir bietet? Soll ich der Gabe mich schämen? Nein,“ entschied er, „ich nehme das Gold und danke Euch; nicht nehme ich es als ein Almosen, sondern als ein Gastgeschenk, das der würdige Mann dem würdigen Genossen beut mit adeligen Sinnen.“

Und Serlo von Bageux fuhr fort im Trinken und Erzählen; er berichtete von wilder Fahrt, von dem stetigen Wechsel zwischen süßester Lust und bitterstem Kummer, manchen nannte er seinen Freund, den auch der Spielvogel kannte, und auch der Vagantenprimas von Clugny war Serlo in früherer Zeit befreundet gewesen. „Der Mann hat Glück gehabt mit seiner galanten Kunst,“ sagte er von ihm, „auch die kühlen, stahlumschildeten

Herzen hoher Weiber flogen ihm zu, als ob er einen Magnetstein in der Brust trage; als ich ihn zuletzt flüchtig in Salzburg begrüßt hatte, — fast fünfzehn Jahre mögen seitdem verstrichen sein, — mußte er bald heimlich aus der Erzbischöflichen Pfalz entweichen, weil ein Weib unter die Hufe seines Rosses geraten war, als er mit einer Anverwandten des Bischofs einen tollen Ritt vollführt hatte. Die arme Frau starb, der Primas entschlüpfte" —

Der Spielvogel wurde unruhig bei dieser Erzählung und als freue er sich, sie unterbrechen zu können, rief er: „Da kommt Jolinka mit ihrem Nachbar, dem Ratschreiber von Mainz!"

Im Geleit des Ratschreibers, welcher Frau und Tochter nach Bischofsheim geführt, kam Jolinka des Wegs, und die Gesellschaft ließ sich nach freundlicher Begrüßung und vollzogener Bekanntschaft, die der Spielvogel vermittelte, an einem Tische neben den Freunden nieder. Bald war der rechte Ton des Gesprächs gefunden, Serlo von Bageux hatte sein Elend vergessen, leicht wie eine Feder, beweglich wie eine Windfahne ergötzte er jetzo die Tischgenossen mit manchem heiteren Einfall, Rainald und der Spielvogel unterstützten nach Kräften die Laune des verkannten gallischen Prahlers, und bei Wein und Scherz legte auch der Ratschreiber bald seine feierliche, förmliche Haltung ab. Freundlich redete Rainald des öfteren mit der Freundin Jolinkas, und der würdigen Mutter des schmucken Mägdleins gefiel das Benehmen des feinen Gesellen gar sehr. So

waren Stunden verlaufen, schon begann es leise zu dämmern, als das Ehepaar zum Aufbruch mahnte. „Wollet ihr gehen,“ sagte der Spielvogel, „so lasset eure jungen Begleiterinnen hier, denn unten im Dorfe entzündet man bereits die Sankt Johannisfeuer, wir wollen das lustige Treiben uns betrachten und geleiten die Jungfrauen binnen kurzem wohlbehalten nach Mainz.“

Darauf wollten die Alten anfänglich nicht eingehen, aber den Bitten der Mädchen und dem Zureden Rainalds zu widerstehen war schwer, so führte denn nach Erteilung vieler Verhaltungsmaßregeln an die unbedachtsamen Kinder der Ratschreiber seine Frau allein nach Mainz zurück.

Unten im Thale, auf waldumrandeter Heide schwärmte das festlich geschmückte Volk um die flammenden Scheite der geweihten Feuer.

Jauchzend schwangen die Gesellen lachende Dirnen im Ridewanz, vorwärts und rückwärts bewegten sich die Reihen der Tanzenden nach dem lockenden Ton einer kräftig gestrichenen Geige; Männer in bunter Narrentracht hatten den Vortanz, und es war eitel Lust und viel Lärm unter dem lichtüberfluteten Haufen, also daß die Tanzweise des Fiedlers oftmals nicht zu vernehmen war.

Ein Haupt- und zwei Nebenfeuer waren entzündet, an einem der kleineren Feuer standen Rainald und Jolinka.

Rainalds Sinne waren leicht umnebelt; beglückt von dem Gedanken, daß seine Lieder bei dem fahrenden

Volke bereits eine Heimstätte gefunden, gehoben von dem Urteile des weitbekannten Franken, der seine Meisterschaft anerkannt hatte, war er im Trinken über das gewohnte Maß hinausgegangen, und Jolinkas leuchtender Blick, vor dem Gepa ihn gewarnt, hatte eine unwiderstehliche Gewalt über ihn gewonnen. Jetzo in der rauschenden Lebensfreude ringsum, in dem Auf- und Niederwogen der tanzenden Paare packte ihn, mit den berückenden Weisen der jubelnden Geige, beseligender Taumel. „Wollen wir mitspringen, Jolinka?" fragte er leise, und als sie mit fröhlichem Nicken des Kopfes geantwortet, führte er sie zu einer der im Tanzschritt sich wiegenden Gruppen. Stolz und glücklich schwebte sie an seinem Arme im Reigen dahin, mit strahlenden Augen schaute sie zu ihrem Tänzer empor, im Lichte der zuckenden Flammen war ihr rosiges Antlitz von wunderbarer Anmut. Bald erregte das herrliche Paar merkliche Beachtung in seinem Kreise, viele neugierige Blicke hafteten an ihm, Serlo von Bageux aber ließ den Kunstgenossen und seine holdselige Tänzerin selten außerhalb wohlgefälliger Betrachtung. Der Alte stand dicht am Feuer, er hatte sein langes Schwert in der Faust und schürte damit die herabbrennenden Scheite, wo es not that. Mit kurzen Unterbrechungen wurde getanzt, bis die Feuer niedergesunken waren, und nunmehr sprang die Jugend, Paar nach Paar, über die glimmenden Brände. Das war ein Hauptbeginnen bei der Johannisfeier, ein alter Brauch, dem man allerlei Zauber und Wirkung beilegte; vor böser Seuche bewahrte die läuternde Flamme, und auch

vor Herzweh feite der kecke Sprung, das wußte der Knabe, wenn er mit der Liebsten die blinkende Glut überhüpfte.

Im scherzenden Wechselgespräche stand Rainald neben Jolinka im Kreise. „Wollen auch wir den Sprung wagen?“ flüsterte er ihr in das Ohr, und als sie lachend die Frage bejahte, schwang er sich mit ihr über die züngelnden Flammen. Wohl war der Sprung gelungen, aber an Jolinkas Schuh war der schmale Riemen, der über den Fuß lief, bei der heftigen Bewegung gerissen, der Schuh war in die Kohlen gefallen, schnell aber hatte ihn Serlo an der Spitze seines Schwertes unversehrt emporgehoben, und nun brachte er das zierliche Korduan-Gehäuse der Eigentümerin mit süßestem Lächeln und höfischem Neigen des Hauptes. „Was ist mein Lohn, bele amie?“ fragte er schmeichelnd, „ein Kuß? ein Kuß? Tort a qui ne li dune!“[23])

Aber Jolinka lohnte den Liebesdienst schlecht; ohne Arg, in übermütiger Laune gab sie dem sich zu ihr niederbeugenden Frager scherzend einen leichten Backenstreich, helles Gelächter über den verlegen dastehenden Alten erhob sich in der Runde, beschämt schlich Serlo hinweg, schwer war seine Eitelkeit verletzt, und Rainald, der ihm nacheilte, vermochte nicht, ihn zum Umkehren zu bewegen.

Der Schuh war in die Flammen gesunken; dieser an sich bedeutungslose Vorfall, welcher erst durch Serlos Eingreifen auffällig geworden war, erschien vielen bedeutsam, weil er sich an die Person Jolinkas knüpfte.

Man dachte an die Nevelinge, an den Mönch zu St. Jakob, der die Klage gegen Jolinka erhoben, das genügte, jenen Umstand in absonderlichem Lichte erscheinen zu lassen. „Die Trude von Bacharach!“ erscholl es hier und da murrend. „Was will sie hier am geweihten Feuer, die Zauberin, die lateinische Hage-Dise? Jagt sie fort! Der heilige Täufer hat sie gezeichnet!“ Also schwirrte es durcheinander, und bald waren Jolinka und ihr Begleiter von der erregten Menge umdrängt. Bleich vor Angst und Scham war Jolinka neben Rainald auf das Knie gesunken, hilfeflehend streckte sie den Arm dem dräuenden Volkshaufen entgegen. Rainald hob sie empor. „Rührt sie nicht an!“ rief er mit geller, bebender Stimme, „sie ist schuldlos, ich bürge für sie!“ Lachend tönte es aus dem Haufen zurück: „Wer ist der Bürge? Nehmt Euch in Acht, Junker, aus jungen Truden werden alte Hexen!“

Da riß er sein Schwert aus dem Gehänge; Jolinka war an seine Brust gesunken, er deckte sie mit der blitzenden Klinge und mit lauter, grollender Stimme schrie er: „Wer sie anrührt ist des Todes!“

Plötzlich vernahm er hinter sich die leise aber scharf gesprochenen Worte des Spielvogels: „Führ sie hinweg, wenn du kannst! Was willst du, der eine, gegen so viele!“ und kurz darauf hörte man vom jenseitigen Rande des Feuers her ein Schreien, so schrill und herzzerreißend, daß der Haufe sich teilte, um nach des grimmen Wehgeheuls Ursprung und Ursache zu forschen. Der Spielvogel lag am Boden, seine Glieder zuckten, als sei das

letzte, bittere Stündlein für ihn herangekommen, als er aber merkte, daß sich viel Volks um ihn gesammelt hatte, sprang er auf, rieb sich den Fuß und tanzte mit lächerlichem Gebaren wie ein Besessener im Kreise umher, und als ihn dann einer aus dem Kreise an den Schultern faßte und ihn fragte, warum er geschrieen, sagte er mit tölpelhaftem Grinsen: „Die Trude von Bacharach hatte mich behext, mir war eine glühende Kohle in den Strumpf geraten, nun freue ich mich, daß sie fort ist, — die Kohle.“

Herzhaftes Gelächter der Umstehenden folgte diesen kläglich vorgebrachten Worten, bald aber, da man merkte, daß Jolinka mit ihrem Begleiter fort, da man die Absicht des Krüppels erkannt hatte und ihn suchte, um ihn zu Rede zu stellen, war auch er entwichen.

Rainald und Jolinka hatten die durch den Spielvogel herbeigeführte Gelegenheit, dem erregten Volkshaufen zu entfliehen, genutzt; oben am Rande des Waldes schritten sie hin, in der Richtung auf Mainz; er führte das zitternde Mägdlein, das ein leises Weinen über die Schmach, welche ihm widerfahren, nicht zu unterdrücken vermochte, am Arme.

„Tröste dich, Jolinka,“ redete er ihr zu, „wie mag es dich kränken, was die Thörichten in ihrer Verblendung von dir glauben; sie wandeln in der Irre, und keiner unter ihnen weiß, was rechts und links ist.“

„Mich schmerzt es,“ erwiderte sie traurig, „daß ich überall verkannt, ausgestoßen und gemieden werde, und von ihnen zumeist, denen ich nichts zu leide gethan, die

ich nimmer gekränkt habe. Wenig Liebes habe ich von den Menschen erfahren, seit ich der Welt meine Augen geöffnet," fuhr sie mit tiefem Weh fort, „habe auch nichts Holdes erwartet, aber den Haß der Menschen habe ich um sie nicht verdient, so wahr die Sterne dort oben leuchten."

Unter einem Baume am Wege blieben sie stehen, still war es rings in der blauen Sommermondnacht, leise nur rauschte der Wind in den Blättern des Baumes, über die grünen Saatfelder, deren Halme lispelnd und nickend sich beugten.

„Siehst du das Sternbild der Venus da oben?" flüsterte er, „allen Menschen leuchtet es freundlich, und sein Schimmer gehört dir wie mir. Jolinka," kam es über seine Lippen, und seine Brust hob und senkte sich über dem hastig arbeitenden Herzen, „glaubst du denn, du hättest keine Liebe gefunden in weiter Welt? Und wenn alle dich haßten, einer ist da, dem es besser wäre, er hätte dich nimmer geschaut, den es dennoch mit seliger Freude erfüllt, daß er dich gefunden" —

Und tiefer neigte er sich zu ihr und inniger klangen seine Worte: „Unten am Weserstrande, in dem Wiedenschlößchen, wohin ich zurückkehren will, ist noch Raum genug für zwei glückliche Menschen. Wenn ich einst komme, dich dorthin zu holen, — willst du mir dann folgen, Jolinka?"

Er hatte seinen Arm um sie gelegt, fest und fester zog er sie an sich, und scheu berührten seine Lippen die ihren. Da zuckte sie freudig empor, mit leidenschaftlicher

Heftigkeit umschlang sie ihn, weinend und lachend hing sie an seinem Halse, — die schöne Zauberin von Bacharach.

Spät war es, als die beiden Wandersleute in Mainz anlangten, Rainald geleitete die Geliebte bis an das Haus des Meisters Stabius. Sinnend stand er vor dem Hause, als Jolinka nach flüchtigem letzten Gruße durch die Thür geschlüpft war; in dem Gemache des Meisters Stabius brannte noch Licht, Rainald lugte durch eine Lücke des Fensterladens in den erhellten Raum, er wollte wissen, welchen Willkomm Stabius der spät Heimkehrenden bieten würde; erstaunt bog er den Kopf zurück. Als habe er sich getäuscht in dem, was er wahrgenommen, fuhr er mit der Hand über das Auge, und schob die Stirn nochmals an den Laden. Aber sein Auge hatte ihn nicht getrogen, in dem Gemache saß Stabius und ihm gegenüber der Primas von Clugny. Als hätte das Gefühl ohnmächtiger Schwäche ihn plötzlich übermannt, wankte Rainald von dem Fenster hinweg. „Das ist die Ernüchterung von dem tiefen, unseligen Rausche,“ murrte er im leisen Selbstgespräche, „du hattest recht, Gepa; nun ist es zu spät.“

Mit unsicheren Schritten ging er aus dem Bereiche des unheimlichen Hauses, dann und wann blieb er stehen, stemmte sich müde gegen die Wand eines Gebäudes und stöhnte aus wunder Brust: „Alles verloren, es ist zu spät zum Umkehren.“

Während er, die Straße hinab, seiner Herberge zueilte, schlich der Spielvogel in entgegengesetzter Richtung

auf einem Umwege nach dem gemeinsamen Obdach. Er hatte von dem Johannisfeuer aus den Weg, den das Paar eingeschlagen, leicht ermittelt, in geringer Entfernung war er ihm gefolgt, bis an das Haus des Meisters Stabius. Nun lachte er vergnüglich in sich hinein, als sei er mit dem Lauf und der Ordnung der Welt nimmer zufriedener gewesen, sein Lachen aber war keineswegs boshaft, sondern heiter, als freue er sich eines guten Werkes.

Bald darauf kam auch Serlo von Bageux des Weges, freundlich hatte er sich der verlassenen Tochter des Ratschreibers angenommen, er führte die Kleine an seinem langen Arme, und mit einem: Felicissima notte, ma doulce amie! nahm er Abschied von ihr an dem Hause ihres Vaters.

Rainald ging in jener Nacht nicht in seine Herberge, er begab sich nach der Thorwache, zu den Stadtknechten.

„Habt ihr gehört,“ fragte er diese, „daß vor Wochen ein Meuchelmörder dem Herrn Erzbischof von Köln mit Gift nach dem Leben getrachtet hat?“

„Das haben wir gehört,“ erwiderten die Wächter, die beim Würfelspiel hinter der Kanne saßen.

„So kommt mit mir,“ bat Rainald, „ich will euch den Schandgesellen zeigen, ihr könnt reichen Lohn euch gewinnen.“

Die Knechte sahen zweifelmütig einander an. „Wo ist er? Das sagt uns zuerst!“ rief einer aus dem Kreise.

„In dem Hause des Meisters Stabius, eben habe ich ihn dort gesehen,“ flüsterte Rainald geheimnisvoll.

Da lachten sie: „Mach, daß du fortkommst, oder wir sperren dich ein statt jenes Mannes, den du verraten willst, du Saufaus, du Schwarmgauch und Bruder Liederlich, der Gast des Meisters hat ein besser Recht hier als du, nichtsnutziger Nachtschrat. Fort mit dir.“

So schrieen sie wild durcheinander, Rainald merkte, daß hier weder mit hitzigem Drohwort, noch mit kühler Überredung zu wirken, eiligst verließ er die wüste Kumpanei, schritt durch das Dämmergrauen des Morgens dem Rheinufer zu und fuhr nach Bingen hinunter.

VI.

Um St. Jakob.

„Warum hassen die Mainzer ihren Bischof?“ hatte Rainald am Morgen des Maitags Jolinka gefragt, und sie hatte erwidert: „Das hat mancherlei Ursachen.“

Mancherlei Ursachen hatte der Haß freilich. Vor Arnold hatte Heinrich, dem man den Übernamen Felix gegeben, auf dem erzbischöflichen Stuhle von Mainz gesessen, ein wohlwollender, schlichter Mann, reich an Tugenden und beseelt von der Liebe zum Frieden. Dieser Hang zu friedlicher Ruhe, das daraus erwachsende Streben, jeglichen Zwist durch gewinnende Freundlichkeit und selbstloses Entgegenkommen auszugleichen, streifte an Schwäche, wenn es nicht eine verächtliche Schwäche war, wie viele behaupteten; in diesem Streben hatte Heinrich sich verleiten lassen, Kirchengüter zu veräußern; uneigennützig und wenig gewinnbringend war der Handel gewesen, und die Feinde des hohen Herrn hatten die Gelegenheit nicht verabsäumt, Verdächtigungen zu verbreiten und Klage beim Papste zu erheben. Sie hatten Heinrich als einen schläfrigen, trägen Mann gezeichnet, als einen Schwächling, der seiner Stellung

und seinen Aufgaben nicht gewachsen, aber auch der Angeklagte war nicht müßig gewesen, er hatte Arnold von Selenhofen, der in alle seine Geheimnisse eingeweiht und ihm zu Dank verpflichtet war, weil er ihn zu höheren kirchlichen Würden emporgeholfen, als seinen Fürsprecher und Verteidiger nach Rom gesandt. Wenig hatte ihm die Sendung genutzt, die Zeit erforderte thatkräftige Männer, und der berechtigte Vorwurf schwächlicher Liebe zu Ruhe und Frieden wurde vor dem Stuhle Petri durch Tugenden nur schwer aufgewogen. Zwei Legaten waren gekommen, hatten den Erzbischof nach Worms geladen und bald darauf zu Neuhausen Heinrichs Absetzung verkündet. „Ich könnte nach Rom gehen," hatte Heinrich den Legaten zugerufen, „und mich über euer ungerechtes Urteil beschweren, aber der Papst würde mich vielleicht nicht einmal anhören, und mir altem Manne würde nichts aus dem schweren Gange erwachsen, als Leibesmühe, Vermögensverlust und Betrübnis der Seele. So lade ich euch, Kardinäle, lieber vor den Richterstuhl unsres Herrn Jesu Christi, dort sollt ihr mir Rede stehen!" Und die Legaten hatten lachend geantwortet: „Geh du nur voran, wir kommen." Heinrich war in ein Kloster gegangen, er hatte die Schmach nicht lange überlebt. Bald nach ihm waren jene beiden Legaten gestorben und zwar an ein und demseben Tage; das gab dem Volke zu denken, und ließ den milden, freundlichen Erzbischof in einem noch milderen, freundlicheren Lichte erscheinen.[24])

Auf den erledigten Bischofssitz war Arnold von

Selenhofen erhoben; viele sagten, er habe die Pflicht der Dankbarkeit gegen Heinrich so weit vergessen, daß er selbst die Absetzung betrieben und die Kardinäle in selbstsüchtiger Absicht bestochen, aber die solches sagten, blieben den Beweis schuldig. Streitbare Kirchenfürsten brauchte man im Kampfe zwischen Kaiser und Papst, und Arnold hatte das Vertrauen, welches man in ihn gesetzt, gerechtfertigt; noch vor kurzem hatte er auf dem Konzile zu Pavia in Gemeinschaft mit Rainald von Dassel die Anerkennung Viktors, als des echten Papstes, erwirkt. Er war ein stolzer, prachtliebender Mann, ausgestattet mit reicher irdischer Habe; weitbekannt war sein unbändiger Mut, sein tapferer Arm, aber trotz aller der Vorzüge, die das Volk bei seinen Helden liebt und voraussetzt, war es ihm nicht gelungen, die Geneigtheit der Mainzer sich zu erwerben. Die Geschlechter stellten sich ihm von Anbeginn feindselig gegenüber. Arnold stammte von dem Selenhofe zu Mainz, und sie empfanden es unwillig, daß ein früherer Standesgenosse, ein Mainzer Kind, über sie herrschte. Der Klerus von Mainz, Abt Werner von Bonland an der Spitze, fürchtete und haßte den gewaltthätigen Sinn des Bischofs, und in dem Volke war das Andenken an den sanftmütigen Felix noch zu lebhaft, als daß es sich mit dem, der nach herrschender Meinung der Henker seines Vorgängers gewesen, hätte befreunden können. Arnold schien wenig an der Freundschaft der Vornehmen und der Bürger gelegen; er hatte mit rücksichtsloser Härte die veräußerten Kirchengüter wieder eingezogen, er hatte

neue Steuern ausgeschrieben zu einer Römerfahrt, die er geplant, und als man die Steuer geweigert, hatte er die Fahrt auf eigne Kosten unternommen und bei dem Kaiser über die Stadt Beschwerde geführt. Er hatte nach seiner Rückkehr mit bewaffneter Hand die Steuern beigetrieben, es war zu blutigen Händeln zwischen Bischöflichen und Städtern gekommen, und das Volk hatte sich schwerer Ausschreitungen schuldig gemacht. Auf Kaisers Befehl waren die Urheber des Streites, unter ihnen Arnold Stabius, aus der Stadt verbannt, Abt Werner von Bonland hatte sich im Büßerhemde vor Arnold demütigen müssen. Und wieder war der Erzbischof nach neuen Unruhen in der Stadt über die Alpen gezogen, um ein scharfes Strafgericht über die Widerspenstigen zu erwirken, aber auch die Bürgerschaft hatte Gesandte zu ihrer Rechtfertigung an den Kaiser geschickt. Da war ein Vergleich geschlossen; die Verbannten sollten zurückkehren dürfen, aber die Stadt sollte dem Erzbischof die Steuern zahlen, sie sollte ihm Genugthuung geben und seine Verzeihung erbitten; der Vergleich war geschlossen, aber die Mainzer zerbrachen ihn, wie man schlecht geschmiedetes Eisen zerbricht, sie sperrten dem Erzbischofe die Thore, als er aus Welschland heimkehrte, und Arnold zog zu Heinrich dem Löwen.

Nunmehr schien es jedoch, als hätten Ratmannen, Geschlechter und Bürger eines besseren sich besonnen; sie sandten Boten an Arnold und ließen ihn bitten, als frommer, friedliebender und willkommener Fürst Einzug zu halten in ihre Mauern. Arnold wollte dem

Rufe folgen, und in den Vigilien nach dem Sankt Johannistage war er mit seiner Gefolgschaft in Bingen eingerückt, um andern Tages den Weg nach Mainz fortzusetzen.

Dort aber glühte es nach wie vor unter der Asche, und es fehlte nicht an solchen, die eifrig schürten und den glimmenden Bränden neue Nahrung zuwarfen. Unter diesen stand an hervorragendem Platze der Meister Arnold Stabius; der heißblütige Mann, von scharfem Verstande und von großer Gewandtheit und Schlagfertigkeit im Reden, hatte Geschlechter und Volk auf seiner Seite. Er deckte Schäden und Mißstände auf, wie und wo er sie fand, er weckte das Mißtrauen, indem er Gefahren ausklügelte und schilderte, die dem gemeinen Wesen durch Übergriffe der Erzbischöfe entstehen könnten, und wie die Stadt Köln war auch Mainz nur allzu geneigt, Schädigung von seiten der Bistumverweser zu fürchten, und leicht in Harnisch gebracht, wenn es galt, hellängig über der Stadt Rechte zu wachen. Stabius haßte den Erzbischof, er hatte ihn gehaßt, wie er jeden Würdenträger der Kirche haßte, schon eh' er aus Mainz in die Verbannung gegangen war.

In seinen Jugendjahren hatte er die Lehren Peters von Bruys und Heinrichs von Lausanne begierig in sich aufgenommen, und die Verachtung aller kirchlichen Institutionen, der Abscheu vor der Hoffart, der Verdorbenheit und den hierarchischen Gelüsten und Bestrebungen des Klerus waren im Laufe der Jahre stetig in ihm gewachsen.

Ihm galt es gleich, ob man Viktor oder Alexander als den echten Papst begrüßte, in seinen Augen waren beide verächtlich; und wie jeden weltlichen Herrscher feindete er auch den deutschen Kaiser an, dem er es ohnehin schwer nachtrug, daß er seinen Bundesgenossen Arnold von Brescia Staatszwecken geopfert hatte.

Heftiger als sonst war sein Groll gegen den Erzbischof jetzt, da er aus der Verbannung, die er bitter empfunden, heimgekehrt war; er mißachtete den hochgestellten Kleriker fortan mehr als den Ring einer Kette, die er als schmerzende Fessel verspürte, er haßte seine Person, selbstsüchtige Beweggründe reizten und leiteten ihn jetzund zur Arbeit an dem Sturze des Gewaltigen.

Jene mißlichen Zustände in Mainz waren Arnold von Selenhofen nicht unbekannt und verborgen geblieben; wohl beargwöhnte er die glatt lächelnden Gesichter der Friedensboten, wohl ahnte er, daß neue Kämpfe den alten folgen würden, aber es widerstrebte ihm, die Gefahr zu meiden und um seiner Sicherheit willen der Herrschaft zu entsagen.

Düster sinnend saß er am Abend in seinem Gemache zu Bingen, in das die scheidende Sonne ihre mattleuchtenden Streiflichter warf.

Vor ihm stand der alte Abt von Eberbach, der ihm von früher Jugend an ein väterlicher Freund und Berater gewesen.

„Thut es,“ sagte dieser, „zieht hinein in die Thore der Stadt, ich kann Euch nicht halten, bin auch nicht mit der Hoffnung von meinem Kloster geschieden, eine

Sinnesänderung in Euch zu erwirken. Und wenn sie Euch erschlagen wie einen tollen Hund, Ihr müßt es wissen, wie weit Ihr das Los verdient habt, das sie Euch werfen.“[25])

„Hoho!“ lachte Arnold und streichelte den Kopf eines Windspiels, das an seinem Sessel stand, „so leicht wie Ihr in Eurer Möncherei wähnt, soll ihnen das Erschlagen nicht werden. Hört auf, mich mit Eurem heiseren Unglücksruf zu belästigen, ich weiß, was ich will, spart Euch die Worte.“

„Ich gehe schon,“ erwiderte der Eberbacher, „wen die Götter verderben wollen, den blenden sie vorher. Ihr zahlt eine alte Schuld, wenn Ihr fallt.“

Der Erzbischof fuhr empor, seine hohe, breitbrustige Gestalt reckte sich vor dem greisen Priester auf, mit flammendem Blick schaute er zu ihm nieder.

„Du wagst viel, Pfaffe,“ herrschte er ihn an, „auf die Gunst, die ich dir immer gezeigt und auf die Herrschaft, die du in vergangenen Tagen dir über mich angemaßt. Was ich gethan, verantworte ich, rechte du nicht mit mir, wie ich nicht mit dir rechte.“

„Gott richtet über uns alle,“ versetzte der Greis milde und unerschrocken, „er hat nicht Gefallen an der Stärke des Rosses, noch an jemandes Beinen, sondern wer recht thut, der ist ihm gefällig. Thut recht an den Mainzern, Ihr habt es nicht allzeit und überall gethan; aber nicht, um Euch Vorwürfe zu machen, sondern um Euch liebend zu warnen, bin ich hierher gekommen. Gott sei mit Euch und mir!“

Zögernden Schrittes, als erwarte er, zurückgerufen zu werden, ging der gebeugte Mann fort, und Arnold hielt ihn nicht, der Alte war ihm unbequem, und es freute ihn, daß Rainald von Wieden, den er schon am Morgen begrüßt und willkommen geheißen, in das Gemach trat.

„Wieder ein Warner, und einer von der schlimmsten Sorte," sagte er, indem er auf die Thür wies, die sich hinter dem Abte geschlossen, „man sollte sich über das Rabengekrächze ärgern, wüßte man nicht die gute Absicht zu schätzen, mit der es angestimmt."

„Möchte die Furcht eine grundlose sein," bemerkte Rainald ernst, „mir scheint sie es nicht; was mir jenes Mädchen verraten, ist gewißlich wahr, und ich habe es Euch nicht vorenthalten wollen."

„Albernes Weibergeschwätz!" brauste jener auf. „Hell zetert die Prophetin Hildegard im Ruprechtskloster Land und Leute zusammen mit ihren dunkeln Träumen, viele vertrauen dem orakelnden Munde; auf ihn führt auch das zurück, was du weißt. Das Weib hätte heiraten sollen, dann würde ihr die Hellseherkunst wohl vergangen sein."

„Auch andre Zeichen ängstigen mich um Euch," fuhr Rainald fort, „jenen Primas von Clugny, von dem ich Euch sagte, daß er dem Erzbischof von Köln nachgestellt, habe ich in Mainz wiedergesehen. Warum gewähren ihm die Städter eine Zuflucht, wenn sie fortan mit der Kirche in gutem Frieden leben wollen?"

Nachdenklich horchte der Bischof auf. „Wo hast du diesen gesehen?“ fragte er.

Rainald zögerte mit der Antwort, aber er fühlte die Pflicht, mit der Wahrheit nicht zurückzuhalten, mochte daraus entstehen, was wollte.

„Er war in dem Hause des verbannt gewesenen Meisters Stabius,“ sagte er offen, „dort habe ich ihn von der Straße aus abends im erhellten Gemache bemerkt, jenes Haus habe ich nie betreten —“

„Das wiegt schwerer als der Weiber Geschwätz, aber nicht schwer genug, um mich von Mainz zurückzuhalten,“ unterbrach ihn Arnold, „die Verräter schlafen nicht, aber wir wollen den Kampf mit dem lichtscheuen Volke aufnehmen. Ich habe den Selenhof schon vor Jahren zu einem festen Zwinger umgeschaffen, die Mauern von St. Jakob sind stark, eine Partei habe ich in Mainz sicher für mich, denn der mutige Mann findet allzeit Parteigenossen; mit diesen Getreuen und mit meiner reisigen Gefolgschaft wollen wir das Spiel wagen. Droht die Bande uns über den Kopf zu wachsen, wird dein Pate in Utrecht bei unserm Notschrei nicht müßig bleiben. Morgen wollen wir reisen; du ziehst doch mit mir,“ fragte er rasch, „oder — fürchtest du dich vor den rostigen Spießen und Schwertern der Gerber und Gewandschneider?“

„Ich ziehe mit Euch,“ versetzte Rainald entschlossen, „habe nichts Eiliges zu thun hier am Rhein und kann nicht zurückreisen in meine Heimat, ehe ich den hochwürdigen Herrn Erzbischof von Köln wiedergesehen.“

Arnold lobte den Entschluß. „Bist ein treuer, ehrlicher Geselle,“ sagte er, indem er freundlich nickte und Rainald auf die Schulter klopfte, „hätte nicht übel Lust, dich dem Kölner zu meinen Gunsten abwendig zu machen, aber lockende Versprechungen würden bei dir wenig verfangen. Laß uns zur Tafel gehen, es ist hohe Zeit, und mein zechlustig Gefolge wird bereits warten. Der Pfaffe von Eberbach hat mir die gute Laune verscheucht, der Wein muß sie mir wiederbringen.“

Sie schritten in den anstoßenden Saal, und bis tief in die Sommernacht hinein zechte der geistliche Herr im Kreise von vornehmen Klerikern und Kriegsleuten.

Im Sonnenlicht schimmerten anderen Tages die Türme und Kuppeln der goldenen Stadt, große Bewegung des Volks herrschte auf den Straßen, in den Gassen und Gäßchen; Herolde waren gegen Mittag eingeritten und hatten auf dem Markte verkündet, binnen kurzer Frist werde der gnädigste Erzbischof anrücken und zu heilbringendem Gruße die segnende Hand ausstrecken über der Stadt Liebe und Getreue. Weit geöffnet standen die Thore, unter dem Hauptportale, in das der breite Heerweg einbog, standen die Ratmannen mit ihrem Oberhaupte in bunter, festlicher Gewandung, um dem Erzbistumverweser als Zeichen des Friedens die Schlüssel der Thore zu überliefern und sie von ihm wieder zu empfangen.

Und der Erzbischof kam mit seinem stattlichen Troß von Reitern und Fußknechten; im roten Purpur und weißem, linnenem Unterkleide, das Haupt mit der leuch-

tenden Inful geschmückt, saß er auf der goldgewirkten Decke seines Rappen. Blendend war der Glanz des nachrückenden Geschwaders, in vielfarbig wechselndem Lichte glitzerte und gleißte das blanke Waffengerät über den schillernden Gewandstoffen, unter den gestickten Mustern des wehenden Fahnentuches. Hätten die Mainzer Pracht und Reichtum allein gewogen, sie hätten zufrieden sein müssen, aber die Menge, die den Zug umschwärmte, schien auch andres zu wägen, was ihr weniger gefiel; es schien ein Druck auf ihr zu lasten, der die Stimme der Freude zurückdrängte. Stumm empfing der Erzbischof die Schlüssel und gab sie zurück, er war nicht vom Rosse gestiegen, es wäre das für die Stadt zuviel Ehre gewesen nach seiner Erwägung.

„Habt ihr mir nichts weiter zu sagen im Namen eures Gemeinwesens?“ fragte er scharf.

„Herr!“ erwiderte der Ratmeister, indem er den weißlockigen Scheitel entblößte, „wir vermochten nicht die Worte des Willkommens sachgemäß zu setzen, da wir nicht wußten, unter welcher Form wir Verzeihung von Euch zu erbitten und zu gewärtigen haben.“

„Hättet euch an jenen halten sollen,“ warf der Erzbischof leicht hin und deutete auf den Meister Stabius, der in seiner Nähe stand, „der würde euch eine klassische Redewendung und vielleicht eine doppelsinnige dazu gewiesen haben.“

„Wir werden Euch morgen Männer zu weiterer Verhandlung senden,“ sagte Stabius düster, „den Willkommen werden wir formgerecht nachholen.“

Unwillig wandte Arnold sich ab von dem Sprecher, er winkte den Herolden, weiter zu ziehen. Mit schallender Stimme rief Konrad von Eppenstein, ein Heerdegen Arnolds, aus dem Zuge: „Heil sei dem Erzbischof von Mainz! Heil immerdar!“ Jauchzend stimmte das Gefolge ein in den Ruf, aber schwach war das Echo im Volke, und der Bischof preßte die Lippen aufeinander in trotzigem Unmut. Die Chorknaben ordneten sich, sie sangen den Antiphon:

Freue dich, Volk,
Fei're den jubelnden Reigen —,

als sie dem Zuge vorauf die Straße nach St. Jakob hinanschritten.

Rainald von Wieden ritt dicht hinter dem Kirchenfürsten, sie kamen an dem Wohnwesen des Meisters Stabius vorüber; er sah Jolinka im Garten stehen, hinter grünem Gebüsch gewahrte er den Primas von Clugny. Hastig wandte er den Kopf, er dankte nicht für den Gruß, den Jolinka heimlich ihm zusandte.

Oben an der Pforte St. Jakobs stand Werner von Bonland, der Abt des Klosters, mit der Schar der Brüder; er hieß den Bischof mit unterwürfiger Miene willkommen. Werner hatte ein gutes Gedächtnis für die Schmach, die ihm widerfahren, aber sein Antlitz war heute glatt, sein Lächeln das eines Versöhnten. Mit gleisnerischer Freundlichkeit ergriff er die dargebotene Rechte des Gebieters, und als dieser raunte: „Vergiß, daß ich dich gekränkt, auch ich will vergessen!“ lispelte er zurück: „Ich habe nicht vergessen, aber vergeben!“

Eifrig erwog und vollführte Arnold noch am selbigen Tage die Maßregeln, welche im Falle einer Gefahr zu seiner Sicherung dienen sollten. Geschickt verteilte er das Kriegsvolk, ein Teil besetzte den Selenhof, der andre St. Jakob; sorglich ließ er überall Umschau halten nach Riegeln und Fallgattern, ob sie in gutem Stande, und erst spät am Tage setzte er sich nieder zu erheiterndem Trunk und Gespräch.

Bis zum Dämmergrauen des Morgens waren die Schankbuden der Mainzer belebt gewesen, erhitzte Köpfe hatten dort ihre Meinungen getauscht im wachsenden Dunkel der Nacht und im steigenden Lichte des Tages, und zeitiger als sonst sahen sich die Zechgenossen wieder am alten Fleck zur Stunde des Frühtrunks. Gegen den Mittag wollte der Erzbischof die Männer empfangen, die im Auftrage der Stadt über die endgültige Beilegung des alten Zwistes mit ihm verhandeln sollten, und man schien überall gespannt auf den Ausfall der Unterhandlung.

Rainald von Wieden suchte den Spielvogel auf in der Herberge am Zwinger, wo er mit ihm bis zu seiner Fahrt nach Bingen gehaust hatte. An der Schwelle der überfüllten Wirtsstube trat der Freund mit verstörtem Gesichte ihm entgegen.

„Gut, daß ich endlich dich treffe," begann er und zog Rainald an einen Tisch im Winkel der Stube, „bin gestern abend schon an der Pforte St. Jakobs gewesen, aber die Wache wollte mich nicht einlassen zu dir. Rainald," fuhr er im Flüstertone fort, „für Arnold von

Selenhofen ist alles verloren. Seit gestern mittag, seit sie den Bischof in ihren Mauern haben, machen die Mainzer kein Hehl mehr aus ihren Plänen, die sie so lange arglistig verborgen gehalten, daß weder du, noch ich die Anschläge gewittert. Wenn sich Arnold nicht beugt unter den Willen der Stadt, wenn er das Pergament nicht zeichnet, das sie heute ihm vorlegen, ist er des Todes —"

„Sei unbesorgt," fiel Rainald ein, „er ist gerüstet, er hat das vorausgesehen, was sie an Argem ihm sinnen —"

„Aber sicherlich nicht die Größe der Gefahr erkannt," unterbrach ihn der andre. „Überall, wohin ich seit gestern gespäht und gelauscht, gärt der finstere Groll, und seit sie den Verhaßten hier wieder gesehen, wie er mit hochfahrenden, trotzigen Mienen die Straße durchritten, ist kein Halten mehr; gehe zu ihm hinauf, sage ihm das, sage ihm, wenn ihm annoch ein Schlupfthürlein offen, möge er hinausschlüpfen. Und auch du, wenn du entweichen kannst, entweiche; der Primas ist wieder hier, ich habe ihn gestern gesehen, wo, brauchst du nicht zu wissen."

„In dem Hause des Meisters Stabius," versetzte Rainald, „dort habe auch ich ihn am Johannisabend bemerkt, und bin doch hierher gekommen. Du irrst, Gerhard, wenn du denkst, der Bischof werde entschlüpfen, er will das Äußerste wagen, und ich verlasse ihn nicht, den Freund meines Paten."

Staunend sah der Spielvogel ihn an, von neuem drang er in ihn, nach St. Jakob hinauf zu eilen. Wirres

Stimmengeräusch, heftige Rede und dumpfes Surren und Summen klang durcheinander in dem weiten Raum. Eine der Schenkdirnen kam und setzte eine Kanne und Becher vor den Freunden nieder; keck stand ihr der Reifen von Goldblech in dem braunen Haar, und mißtrauisch, wie einst die Magd den Petrus im Hause des Hohenpriesters, fragte sie Rainald:

„Bist du nicht auch einer von des Bischofs Gesellen?“

„Was fragst du danach?“ entgegnete Rainald gereizt, „wäre ich dir nicht gut genug, oder zu gut, wenn ich es wäre?“

„Nicht gut genug!“ tönte eine scharfe Stimme neben ihm, er wandte den Kopf, der Primas von Clugny stand an seiner Seite im Geleit des Meisters Stabius.

Rainald sprang auf. „Seid Ihr der Wortführer der Dirne?“ rief er in überraschtem, aber unerschrockenem Tone und starrte dem Primas in das höhnisch lachende Gesicht. „Nimm die Kanne fort!“ rief er dem Mädchen zu, „ich trinke nicht den Wein, der unter dem Blicke dieses Mannes kredenzt wird.“

Der Primas entfärbte sich, das bittere Wort hatte ihn getroffen.

„Bist du noch nicht zahm geworden, Verwegener, seit ich das heiße Blut dir entlockt in der Kölner Pfalz?“ schrie er und fuhr mit der Rechten nach dem Kreuzgriff seiner Klinge. „Decke dich, Pfaffenknecht, hier geht es zu Ende mit des Bischofs Regiment!“

Schon blinkte der Stahl in seiner Hand, da fühlte

sich Rainald umschlungen von zwei langen Armen, das Antlitz Serlos von Bageux tauchte vor ihm auf, der wehrte dem Primas: „Diesen nicht, diesen tötest du mir nicht, Primas von Clugny, dieser ist mein Freund, der Freund Serlos von Bageux und eine Zierde des deutschen Parnasses."

„Hinweg!" eiferte Nikolaus und hob den bewehrten Arm, „fort mit dir, leidiger Schwätzer!"

Aber Serlo faßte den Arm und rief in die Schar der Gäste, die sich ringsum gesammelt: „Dieser hat Gutes an mir gethan, und ich lasse ihn nicht! Stabius, dieser hat Euer Pflegekind am Johannisfeuer vor Schmach gerettet, wie ich Euch erzählt, Schande über Euch, wenn Ihr ihn stecken laßt!"

Stabius sprang auf diese Worte hinzu, er riß den Primas zurück. „Meistert Euren Groll, wir wollen das Henkeramt an ihm andern überlassen," bedeutete er ihn, und schon schwirrten Stimmen aus dem Haufen: „Nieder mit dem Junker, er ist des Bischofs Geselle!" Rainald hatte sein Schwert gezogen, er schwang sich auf eine Bank und rief den drängenden Gästen zu:

„Ein Kölner bin ich, im Dienste des Grafen von Dassel! Ist es Brauch der Mainzer, einen einzelnen zu überfallen wie eine Meute, so tötet mich und besudelt das Stadtwappen." Er steckte das Schwert in die Scheide, sprang von der Bank unter den Schwarm und sagte mit festem Tone: „Hier bin ich, ein wehrloser Mann!"

Da wurde es still im Raum ringsum, der Primas

wollte wiederum auf den kecken Redner einspringen, aber man hielt ihn zurück, und unbelästigt schritt Rainald hochaufgerichtet aus der Thür des Gemaches.

Als er die Straße nach St. Jakob hinaufging, hörte er seinen Namen rufen, der Spielvogel eilte keuchend hinter ihm her. „Sage dem Bischof,“ bat er, „er möge den Vertrag zeichnen, ganz Mainz steckt in Waffen, wenn er da oben den Ton der Sturmglocke hört, ist es zu spät. Noch eins,“ setzte er atemlos hinzu, als der Freund ihm flüchtig die Hand zum Abschied reichte, „wirf keinen Verdacht auf Jolinka, — sie hat dir und mir den Verrat verschwiegen und du hast den Primas in ihrer Behausung gesehen, das spricht wider sie, aber es ruht ein Bann auf ihr, unter dem sie nicht handeln kann, wie sie wohl möchte.“

„Es ist gut,“ entgegnete Rainald und schritt eilig weiter. Er überholte eine kleine Schar von Männern, die desselben Weges ging und eifrig schwatzte und lachte. Es schienen Handwerker aus der untersten Schicht des Volkes zu sein, die, durch Müßiggang und Trunk herabgekommen, in den Hadern und von den Brocken lebten, welche die Reichen ihnen zuwarfen. Sie suchten Rainald durch Spottreden aufzuhalten, dieser kümmerte sich nicht um sie, er ahnte nicht, daß sie die Männer, die von der Bürgerschaft an Arnold gesandt wurden, um diesem zum Hohne als Unterhändler aufzutreten.

Er traf den Erzbischof in Erwartung der Gesandtschaft der Stadt, in fliegender Hast erzählte er das, was er gesehen und gehört, und mit wachsender Erregung

lauschte Arnold den Worten. „Sie handeln rasch,“ sagte er, „so zwingen sie mich vielleicht zum Unterschreiben.“

Werner von Bonland trat mit verschmitztem Lächeln in das Gemach.

„Herr,“ sprach er unterthänig, „draußen stehen die Unterhändler der Stadt, wollt Ihr sie sprechen?“

„Laß sie eintreten,“ befahl Arnold, „wir wollen hören, was sie zu berichten haben. Was ist das?“ schrie er, als er an der geöffneten Thür die wüste Bande stehen sah. „Wer ließ die Bettler hier vor mein Gemach?“

„Die Unterhändler!“ erklärte Werner geschmeidig.

Das Gesicht des Erzbischofs wurde erdfahl, krampfhaft biß er die Lippen, mit bebender Hand riß er die Thür weiter auf und rief mit einer Stimme, welche die Wut halb erstickte:

„Würdige Männer sendet mir die Stadt in euch Bettlern! Mich will sie mit euren Lumpen verhöhnen, aber sie schändet sich selbst.“

Er zerriß seinen Mantel, warf ihn unter das Volk und stand in klirrender Rüstung an der Schwelle. „So wie dies Kleid,“ keuchte er, „zerreiße ich den Frieden mit der Stadt. Sagt das denen, die euch gesandt; schert euch fort, oder ich lasse euch mit Hunden hetzen!“

Heftig warf er die Thür hinter sich ins Schloß, gellendes Lachen der Gesandten erscholl draußen und bald darauf Schwertschlag; die Wachen waren im Kampf mit den verwegenen Bettlern, die nicht weichen wollten

und Schwerter unter den Lumpen hervorgelangt hatten. Starr lauschte Arnold, auf Rainalds Schulter gestützt, dem Getöse, und bald wurde ein andrer Ton vernehmlich: durch die geöffneten Fenster drang erst leise schwirrend, dann stärker und stärker anschwellend, der Schall der Sturmglocke von Mainz.

Da warf sich der Erzbischof auf den Betschemel vor dem Kruzifix nieder im klingenden Stahlhemde: „So stehet geschrieben," schrie er dumpf zu dem Bilde des Heilands empor, „siehe, ich komme als ein Dieb. Selig ist, der da wachet und seine Kleider bereit hält, auf daß er nicht zu schanden werde. Christe, vergib mir meine Schuld und mache meinen Arm stark!"

Er sprang empor, eisige Ruhe lag auf seinem Gesichte, langsamen Schrittes ging er an Rainald vorüber, der lauschend an der Thür stand. „Armer," sagte er, „du bist ohne Harnisch, — so decke dich Gott mit seiner Gnade."

Dann stürmte er mit gezogenem Schwerte hinaus in den Hof, Werner von Bonland trat ihm entgegen. „Judas," schrie Arnold ihn an, „du hast mich verraten!" Und mit der flachen Klinge hieb er den Falschen über die Tonsur, daß er bewußtlos zu Boden stürzte.

An dem Hauptfallgatter stritten die reisigen Knechte noch mit den Bettlern, die das Gatter offen zu halten sich mühten, bis die Städter eingedrungen; bald war der letzte von Arnold niedergestreckt, das Gatter sank, die Grabenbrücke schwebte empor; hohe Zeit war's geworden, denn schon stürmten die Mainzer jenseits den

Wall hinan; in zahlreichen, aber ungeordneten Haufen nahten sie den Befestigungswerken des burgartigen Klosters. Auf den Wällen, hinter den Zinnen und Mauerscharten standen die Bischöflichen, jeglicher an dem ihm gewiesenen Platze, rasch war alles geordnet. Die Mönche hatte Arnold, als er Verrat gewittert, im Refektorium einsperren lassen. Er ließ die Pforten bewachen, damit keiner der „Scarioten" dem Feinde hilfreiche Hand leisten könne; das hatte der Eppensteiner ausgeheckt und er hatte bei der Einsperrung manchem der frommen Herren weidlich die spärlichen Haare gezaust und die Ohren gekniffen.

Der erste Ansturm der Städter wurde siegreich zurückgeschlagen; von schwirrendem Pfeilregen getroffen, von wuchtigem Axtschlag zerhauen, deckten viele den Rasen des Grabens mit den Sturmleitern, die sie gehandhabt, aber auch von des Bischofs Getreuen war mancher hinabgestürzt von Wall und Mauerkrone.

Der Feind hatte sich außer Wurf- und Schußweite zurückgezogen, wie eine eherne Mauer umringte das reisige Volk, zu dichten Reihen gedrängt, das gefestete Kloster. Die Regellosigkeit, die bei dem ersten Ansturm vorgewaltet, weil man geglaubt hatte, die Feste überrumpeln zu können, war einer wohlgefügten Ordnung gewichen, die vom Stadtadel hatten mannigfache Kriegskünste erlernt im langen Reiterdienste der Landgewaltigen, der schwerfällige Körper der Schutzbürgerschaft bewegte sich unter ihrer Führung regelrecht, wie ein einheitlicher Mechanismus. Leicht wäre es diesem Heer-

haufen gewesen, mit seiner erdrückenden Übermacht in wiederholtem Anprall die Klosterburg zu brechen, aber man wollte jedes unnötige Hinopfern von Mannschaft vermeiden und hielt es geratener, auf Umwegen sicherer zum Ziele zu gelangen. Man schaffte die Belagerungstürme aus der Stadt heran, die „Ebenhöhen“, riesige viereckige Stapel, die auf Rädern fortbewegt wurden, die mit dem oberen Rande den Spiegel der Wälle überragten und von denen Fallthüren zur Mauerersteigung abgesenkt werden konnten; man holte die „Katzen“, Schilddächer, von Bohlen gefügt, unter denen man zu vernichtender Kunst des Mauerbrechens an die Wälle hinan zu gelangen vermochte, und mit diesen Hilfsmitteln schritt man nachdrücklich zum Werke.

Von seiner Höhe aus hatte der Erzbischof das Beginnen der Städter betrachtet; es war ihm klar, daß er sich der Stadt gegenüber, die wie ein Mann gegen ihn auftrat, in der wider all sein Hoffen kein Parteigänger für ihn sich fand, nicht lange halten konnte. Dennoch wollte er sich nicht ergeben, er wollte die Verhaßten schwer schädigen und die Müdegemachten zu günstigerem Abkommen mit ihm bewegen. Den Selenhof unten in der Stadt hatten die Bürger, denen es einzig und allein darum zu thun war, den Erzbischof zu fangen, unbesetzt gelassen, das hatte Arnold längst erwittert. Auf dem Hofe lag Heinrich von Wittelsbach mit seinem Kriegsvolke, der lauerte, bis die bischöfliche Fahne von der Zinne des Klosters herabwehte. Auch das wußte Arnold, und als Ebenhöhe und Katze ihr unheimliches Werk be-

ginnen wollten, ließ er die rote Flagge wehen und stürzte mit der Hälfte der Besatzung über die niedergelassenen Brücken unter die Feinde. Jäh war die Überraschung, aber der wehrhafte Schutzbürger faßte sich schnell; wild stürmte er in Schildeshut dem tollen Angreifer entgegen, mit nerviger Faust reckte er die lange Gleve, zückte er den kurzen Burgmannenspieß, und die Geschlechter fuhren in die Reihen der kecken Bischöflichen mit gewaltigem Schwertschlag. Günstiger war die Stellung der Klosterinsassen, sie kämpften von höher gelegenem Standpunkte, ihre Hiebe waren wuchtiger, als die der von unten sich emporringenden Städter, aber sie mußten der Übermacht erliegen. Schon wollten sie hinter die Wälle in geschlossenem Zuge zurückweichen, da brach Heinrich von Wittelsbach mit seiner kleinen berittenen Schar hinterrücks in den Feind. Gleich losgelassenen Teufeln stürmten die Reiter mit gellem Lärm und Geschrei in die dichten Haufen der Spießbürger, sie spornten ihre Rosse die Wälle hinan und ritten nach rascher Schwenkung die Gegner nieder; starres Entsetzen lähmte die Belagerer, aber nicht lange, dann rafften sie sich auf, sie stachen die Rosse ab unter den Leibern der Reiter, sie nahmen den Einzelkampf an mit der Ersatzmannschaft, die sie von den Gäulen gezwungen und deren geringe Zahl sie bald geschätzt hatten.

Heftig arbeiteten die Bürgerschützen auf den Ebenhöhen, unter den Katzen, aber die Besatzung erwehrte sich ihrer mit besonnenem Mute; die Schilddächer wurden mit Felsstücken zerschmettert, die Männer, welche sich

auf den Bohlen der Belagerungstürme näherten, schossen von Spießen und Bolzen getroffen in die Tiefe. Heillos wurde die Erbitterung, grauenvoll das Morden oben und unten an den Mauern der Feste; zu dichten, verworrenen Knäueln wirrten sich die Haufen ineinander unter der heißen Sonne des Julitages; von der Grasnarbe, aus dem Steingeröll der Verschanzung rieselte und sickerte das reichlich vergossene Blut. Schwächer wurde der Angriff auf seiten der Bischöflichen, das merkten die Späher oben auf den Warten, sie bliesen das Heerhorn. Unwillig vernahm der Erzbischof den Ton, er hatte wie ein Löwe in dem dichtesten Gedränge gekämpft, er gab jetzo durch die Herolde, denen er mit dem Schwerte winkte, das Zeichen zum Rückzuge. Seine Getreuen schlossen sich zusammen zu gegenseitiger Deckung, die Fallbrücken rasselten herab, und mit rasender Hast stapfte das Fußvolk, stampften die übriggebliebenen Rosse mit ihren Reitern über die donnernden Stege.

Rasch wurde niedergemacht, was an Feinden nachgedrungen war, was an Freunden außen geblieben, erschlugen die Städter, und von neuem entbrannte, heftiger noch als zuvor, Ansturm und Verteidigung. Aber zu arg hatten sich die Reihen der Verteidiger gelichtet, hoffnungslos war ihr Ringen, schon loderte hier und da infolge des Beschießens mit Brandpfeilen das Feuer in dem Holzwerk und füllte die Räume mit erstickendem Qualm; der Erzbischof ließ die weiße Fahne aufhissen und durch die Herolde Frieden bieten. Der Kampf

stockte eine Weile, trauernden Mutes sahen die Bürger sinnend und zählend ihre Verluste, heller Grimm kam über sie. Auf der Ebenhöhe stand der Meister Stabius. Der sechzigjährige Mann trug blutiges Waffengeschmeide, er wies mit der schwertbewehrten Rechten auf die Feste und rief mit schallender Stimme:

„Nach solcher Blutarbeit gibt es keinen Frieden außerhalb der Ruhe des Grabes. Laßt uns das Nest ausräuchern!“ Wildes, zustimmendes Geschrei folgte den Worten, wiederum sollte der Sturm beginnen. Da griff der Erzbischof zu einer List, sich vor dem gewissen Tod zu retten. Er trat an die Zinne des bereits vom Feuer ergriffenen Hauptturmes, mit dumpfem Wutgeheul grüßten ihn die Belagerer. Sein Wille, sprach er, sei es, mit seinen Getreuen zu sterben, vorher aber bitte er, die Mönche des Klosters ziehen zu lassen, sie seien ihm von Gott auf die Seele gebunden, sie haben sich nicht verunrechtfertigt an der Stadt, weder vor noch während des Kampfes, und die Bürger würden sich schwer versündigen, wenn sie den Heiligen des Herrn ein Grab unter den stürzenden Mauern bereiteten.

Wohl schrie Stabius von seiner Turmhöhe ihm entgegen, wenn der Bienenstock verbrannt werde, sei auch der faulen Drohnenbrut nicht zu helfen, aber er drang diesmal nicht durch bei dem Volke mit seiner gehässigen Meinung, die Bürger wußten sich einigen Sinnes mit den Brüdern von St. Jakob, die ihre Pläne unter Werner von Bonland willfährig gefördert; sie beratschlagten kurze Zeit

und verwilligten den Mönchen freien Abzug. Schnell hatte der Erzbischof des Harnisches sich entledigt, er war in ein Mönchskleid gefahren und ohne Wissen der Brüder schritt er in ihrem Zuge, das Antlitz tief in der Kapuze geborgen, durch Qualm und Trümmer der Ausgangspforte zu. Schon hatte die Schar die Fallbrücke überschritten, als Stabius, der inzwischen Betrug witternd von der Ebenhöhe herniedergestiegen, ihr Einhalt gebot. „Die Kapuzen zurück, ihr Schafe der heiligen Herde!“ befahl er, „nicht das erste Mal wäre es, wenn ein frommer Betrug hier geschähe.“ Der Erzbischof sprang zurück, um die bergende Pforte wiederzugewinnen, aber Stabius faßte ihn am faltigen Gewande, mißtönig Jauchzen erscholl, als er dem Manne die Bedeckung vom Haupte riß, ungestümes Drängen entstand an der Brücke, und unter den Schwertstreichen des ergrimmten Haufens verschied Arnold von Selenhofen, der Erzbischof von Mainz.

Oben, von der Zinne des Turmes aus, hatte Rainald von Wieden den Vorgang beobachtet, er hatte bei Beginn des Kampfes um die Feste hinter die Mauerkrone sich geduckt und fleißig Pfeil auf Pfeil unter die Feinde abgedrückt. Ein harnischloser Mann, hatte er den Fernkampf erwählt, um mit seinem scharfen Auge, das er daheim im Solling geübt, dem Erzbischofe zu nützen; tote und wundsieche Kämpen, den gefiederten Pfeil in Kopf oder Brust, lagen um ihn und seine Genossen; Rainald war unverwundet. Weit bog er sich über die Brüstung, als man unten an der Brücke den Edelhirsch

fällte, starren Auges war er dem Vorfalle gefolgt. Als er nun sah, wie Stabius dem Toten einen Fußtritt versetzte, kam Leben und Bewegung in seine Glieder, er legte den schärfsten Pfeil in das Rohr seines Bogens, das schwirrende Geschoß durchbohrte die Helmkappe des Meisters, aber es verletzte den Verhaßten nicht. Rainald spähte nach der Wirkung des Schusses, bis er selbst, von einem Pfeil an der Stirne gestreift, blutend zurücktaumelte.

Betäubt von dem wuchtigen Anprall des eichenen Bolzens, sank er auf die Plattform nieder; als er bald darauf erwachte, war das Kloster in der Hand der Sieger. Sie durchtobten Saal und Gemach, sie stürmten mit Jauchzen und Geheul die Treppen hinan, über rauchendes Gemäuer und schwelende Brände; der Rest der Besatzung ergab sich, in den goldenen Strahlen der niedergehenden Sonne führte man die kleine Schar der schwertlosen Gefangenen in den Zwinger der Stadt. Wund waren die meisten, die dorthin schritten, mit gesenkten Häuptern, mit kampfmüden Gliedern; sie hatten treu für ihre Sache gekämpft, man hatte sie um deswillen verschont mit entehrenden Fesseln. Auch Rainald schritt unter ihnen in zerrissenem, blutbedecktem Gewande; um das rinnende Blut zu stillen, hatte er ein linnenes Tuch über die Stirn sich geknüpft. Wieder, wie Tags zuvor, kam er an dem Hause des Meisters Stabius vorüber, wieder sah er Jolinka an der Pforte des Gärtleins und in ihrer Nähe den Primas von Clugny, der sich vom Kampf fern gehalten. Da zuckte es wie bit-

teres Weh um seine Lippen, mit hastiger Bewegung riß er das blutige Tuch von seiner Stirn, warf es über den Zaun und schritt weiter. Jolinka hatte den Pfosten der Gartenpforte krampfhaft mit den Fingern umspannt, als sie seiner ansichtig geworden, jetzo sank sie an dem Zaun nieder, sie wollte rufen, aber die Stimme versagte; mit weitaufgerissenen Augen stierte sie dem Davonschreitenden nach, ob er noch einmal sich umschauen werde, der aber wandte sich nicht.

Am andern Morgen rief der Wärter im Zwinger Rainald über die Schwelle. „Ihr seid frei und könnt gehen,“ sagte er.

„Und die andern? Meine Gefährten?“ forschte Rainald.

„Bleiben hier und erwarten den Richtspruch,“ versetzte der Schließer. „Euch hat eine Schürze freigebettelt, macht, daß Ihr fortkommt.“

„Freibetteln laß ich mich nicht, am wenigsten von einem Weibe,“ schalt der andre, „thut mir die Pforte wieder auf, ich will mein Recht und keine Gnade von dieser Stadt.“

„Auf Gnade kann man nicht verzichten,“ brummte der Wärter, „einschließen darf ich Euch nicht wieder, könnt Euch ja später freiwillig dem Rate stellen, wenn es Euch so heftig am Halse juckt!“

Er ging unwirsch hinweg, Rainald eilte nach seiner nahegelegenen Herberge. Rasch hatte er sein Kleid gewechselt, seine Wunde gewaschen und zur Not ver-

bunden, dann zahlte er seine Zeche, erhandelte sich ein neues Schwert und stieg zu Schiff. Erleichtert atmete er auf, als er im leuchtenden Sommermorgen das Gewoge der Rheinflut unter sich verspürte. Seine Fahrt ging rheinabwärts, nach Utrecht.

VII.

Scheidegrüße.

Die Mainzer begruben ihre Toten, den Erzbischof begruben sie nicht. Vor dem Kloster St. Jakob lag der Leichnam des Erschlagenen an dem Grabenverhau der Stadt; dort ließ man ihn tagelang schmachvoll liegen, in der Erwartung, er werde den wilden Tieren zum Raube werden; freche Weiber, die zu Markte vorüberzogen, höhnten den Entseelten, loses Gesindel warf mit Steinen nach dem Toten, bis die Stiftsherren von St. Maria sich seiner erbarmten und den Leib des trotzigen Helden in das schützende Erdreich betteten.[26])

An der Hochgerichtsstätte verblutete der Eppensteiner mit den übrigen Gefangenen, Stabius hatte das Urteil gegen sie erwirkt, und das Volk jauchzte, als das Henkerschwert seine Arbeit verrichtete. Dann wich der Rausch, der in Kampf und Sieg die Sinne der streitbaren Städter umnebelt gehalten, und die schale, nüchterne Besonnenheit kam. Man fürchtete die Rache des Kaisers, den Grimm des Reichskanzlers Rainald, dessen Freund Arnold gewesen, man erwählte eiligst Rudolf von Zäringen zu Arnolds Nachfolger und sandte ihn nach

Italien zum Kaiser, damit er sich von diesem, der sein Verwandter war, die Investitur erbitte und der Stadt Gnade erflehe. Man handelte rasch, aber der Kanzler arbeitete rascher. Bald zog Adolf von Schaumburg mit reisiger Mannschaft von Utrecht her in die offenen Thore der Stadt, wetterte mit gewaltig dröhnenden Worten auf dem Stadthause gegen Ratmeister und Ratmannen, drohte mit der Reichsacht im Namen des Kanzlers, der in dieser Sache richten wolle kraft kaiserlicher Vollmacht, und verlangte vor weiterer Verhandlung die Auslieferung der Haupträdelsführer. Noch stand Heinrich der Löwe, den Arnold gerufen, schlagfertig auf dem Wege nach Mainz, das wußten die Städter, das machte sie geschmeidig wie Wachs, und sie willigten in die Auslieferung. Die Stolzesten aus den Geschlechtern wurden nach Köln in Haft geführt, auch der Abt Werner von Bonland und der Meister Stabius mit seiner Pflegetochter waren unter den Gefangenen. Adolf von Schaumburg hatte darauf bestanden, daß Jolinka ausgeliefert werde, denn Hinkmar Neveling, der Mönch von St. Jakob, der schon früher die Beschuldigung gegen sie erhoben, sie habe seine Brüder mit Liebeszauber geblendet, hatte sie der Teilnahme an der Verschwörung geziehen. Er hatte ihr vorgeworfen, sie sei die Buhldirne des Primas von Clugny, der dem Reichskanzler Rainald nach dem Leben getrachtet und den Verrat an dem Erzbischof Arnold mit dem Meister Stabius, dessen Hausgenosse er gewesen, eifrig ins Werk gesetzt und gefördert habe. Der Primas war heimlich entwichen.

Im Spätlicht eines Sommerabends langte ein Schiff in Köln an, Stabius und Jolinka wurden mit andern Gefangenen in die Bischofspfalz geführt und in den Turm geworfen, und am andern Morgen trat der Spielvogel scheu und vorsichtig schreitend in den Bischofsgarten. Bald gewahrte er die Schwester des Kanzlers, die im Schatten des Nußbaumes saß, und mit ehrerbietigem Gruße nahte er sich ihr.

„Herrin,“ begann er unterwürfig, „verzeihet, daß ich Euch Störung verursache, aber die Sorge um einen, der mir lieb ist, treibt mich zu Euch.“

„Wer seid Ihr und was wollt Ihr?“ fragte sie mit kühl abweisendem Tone.

„Gerhard Spielvogel heiß ich,“ erwiderte jener, „bin ein armselig fahrend Menschenkind und suche meinen Freund Rainald von Wieden.“

„Der ist nicht hier,“ versetzte sie scheinbar gleichgültig, aber eine leichte Röte stieg ihr in das Gesicht, und mit gesteigerter Aufmerksamkeit betrachtete sie des Krüppels seltsame Erscheinung. „Ihr müßt ihn an andrer Stelle suchen,“ fuhr sie fort, als der Spielvogel sich nicht sofort entfernte.

„Wo in der Welt soll ich ihn finden oder ihm auf die Spur geraten, wenn nicht hier,“ begann Gerhard mit trauriger Stimme aufs neue; „er war verwundet beim Sturm auf das Kloster in Mainz, er war gefangen in den Händen der Städter, aber am andern Morgen ist er der Haft entlassen und davon gegangen, ohne mir

ein Abschiedswörtlein zu sagen, obschon ich doch sein guter Reisegesell gewesen."

Scharf hatte er Gepa beobachtet mit seinen klugen, klaren Augen, als er dies sagte, und die Erregtheit, in die seine Worte jene versetzt, war ihm nicht entgangen.

„Ich werde ihn suchen, — an andrer Stelle, — vergebt, wenn ich Euch lästig gewesen," fuhr er fort, neigte sich zu flüchtigem Gruße und wollte davonschreiten, aber sie hielt ihn zurück.

„Setzet Euch zu mir," befahl sie, „und erzählet mir von Mainz. Erzählet mir genau, was Ihr von Eurem Reisegefährten wißt, denn mein Bruder, der hochwürdige Erzbischof von Köln, ist sein Pate und nimmt auch um andrer Ursache willen Anteil an seinem Ergehen."

Er wählte seinen Platz auf der Bank ihr gegenüber und sprach von den Vorkommnissen in Mainz, kündete auch getreulich alles, was sich mit Rainald zugetragen, nur von Jolinka und dem Johannisfeste in Bischofsheim sagte er nichts. In großer Spannung folgte sie seinen Worten, seiner umständlichen aber munteren, lebhaften Erzählung.

„Ist ein seltsamer Gesell, dieser Rainald von Wieden," fügte er sinnend hinzu, nachdem er seinen Bericht beendet und eine Weile geschwiegen, „alles was er beginnt, steht ihm wohl an, und obwohl er doch daheim wenig in weltmännischen Künsten sich geübt, saß er so fest und stolz zu Roß, da ich ihn mit dem hochwürdigen Erzbischofe Arnold in Mainz einreiten sah, als habe er

allzeit mehr im Sattel als auf der Holzbank in Corvey gesessen."

Sie nickte leise bei diesen Worten, und jener fuhr fort: „Auch in der Liedkunst ist er meisterlich bewandert, zierlich weiß er die Worte zu stellen in deutscher und lateinischer Rede, und ein sinnig Gemüt spricht aus seinen Reimversen. Fremd aber ist ihm Feigheit, die man insgemein den Poeten vorwirft; Ihr hättet ihn sehen sollen, Herrin, zu Mainz in der Herberge, als der Primas von Clugny, wie ich Euch erzählt, das Schwert nach ihm zückte und der trunkseligen Gäste Schar ihn umdrängte. Er wäre ein Raub des Todes geworden, hätte seine Kaltblütigkeit ihn damals verlassen; aber ganz ruhig steckte er seine Klinge in die Scheide, sprang von der Bank wie zum Reigenschwung: „Tötet mich nur und besudelt das Stadtwappen," rief er den Städtern zu und schritt unbehelligt durch die Scharen, an dem Primas vorüber. Mich wundert, daß so viel Weichheit des Gemüts, wie ich sie an ihm erfahren, und so viel Trotz in einem Menschen beisammen liegen, denn damals hat keine Ader und kein Muskel an ihm gebebt im Angesicht des Todes."

„Beides ist der Sachsen Erbteil," bedeutete ihn Gepa wohlgefällig, „sie hängen am Leben wie Greise und spielen dennoch damit wie Kinder; die starke Natur aber bewahrt sie davor, daß die Mildigkeit ihres Denkens und Fühlens zur Schwäche wird. Rainald ist ein würdig Patenkind des Reichskanzlers."

„Wohl ist er das," bestätigte Gerhard, „und reicher

wird sich entwickeln, was in ihm steckt, — aber," setzte er leise hinzu, „wer mag es wissen, wir reden vielleicht von einem Toten, während wir von ihm sprechen, in den Gassen von Mainz haben sie ihn vielleicht erschlagen bei seiner Flucht aus der Stadt."

„Möchte Gott das verhütet haben! Mir thut das Herz weh bei dem Gedanken," sagte sie offen, und da ihr das Wort entschlüpft, fuhr sie kühl erläuternd fort: „Ich kenne seine Mutter, er ist ihr einziger Sohn."

„Fluch über die unselige goldene Stadt," klagte der Spielvogel, „Wehe über das ehrvergessene Geschlecht ihrer Bürger, das mit des Herzens Härtigkeit von Gott sich abgewandt und den Geweihten des Herrn getötet hat! Wehe auch mir, wenn Rainald nicht wiederkehrt; Kummer und Beschwernis habe ich viel erlebt, und mir ist oft, als solle mein Unheil kein Ende gewinnen, bis sie den Krüppel — wer weiß wo — in die Erde bestatten."

Er hatte das Haupt gesenkt, zeichnete mit seinem Stabe Figuren in den Sand, und Thränen rollten auf den Ärmel seines Gewandes. Mit Teilnahme betrachtete ihn Gepa.

„Habt Ihr Verwandtschaft oder Freundschaft in Mainz?" fragte sie mitleidig. „Was führte Euch in jene Stadt zu dieser Zeit?"

„Verwandtschaft und Freundschaft sind Güter, die der Fahrende mißachtet, bis er sich vergeblich nach ihnen umschaut," versetzte Gerhard, „auch ich besitze solche Schätze nicht mehr, und an keiner Stelle der Welt wartet man auf mich; wenn ich komme, ist es gut, wenn ich

gehe, ist es auch gut. Mich lockte die Hoffnung auf Sängerlohn in die reiche Stadt, sonst nichts, aber die Hoffnung trog mich, denn unter den Waffen schweigen die Musen."

„Seid Ihr in Not?" fragte sie schüchtern.

„Nicht in Geldnot," erwiderte er stolz, „andre Not lastet auf mir, das Weh des friedlosen Mannes, der ziellos dahinfährt wie der Wind über die Heide. Doch darüber lasset mich schweigen, schon zu lange habe ich hier gesäumt."

„Bleibet doch, Ihr stört mich nicht," bat Gepa freundlich. „Saget mir, sehnt Ihr Euch nach einer dauernden Raststätte, möchtet Ihr das unruhige Schweifen einstellen und ein stilles Leben dafür eintauschen?"

„Ob ich das möchte? Ja, mich verlangt danach," beteuerte er aufrichtig, „wie den Fieberkranken nach Wasser verlangt. Aber ganz vergeblich ist Wunsch und Begierde, ich muß weiter kämpfen wie bisher. Nur einmal habe ich in den verflossenen Jahrzehnten ein Jährlein gerastet als Briefschreiber des Bischofs von Salzburg; damals — es ist lange her — mußte ich für das kranke Weib eines Freundes sorgen und schaffen, und als das Weib gestorben, war mir die Ruhe verleidet und es trieb mich wiederum in die Welt, denn ich war jung und die Weltlust stak in mir."

„Wenn Ihr meinem Rate folgen wollt," sagte Gepa nach kurzem Besinnen, „so bleibet einstweilen in Köln, hier werdet Ihr am sichersten Nachrichten über Euren Reisegefährten erhalten. Herr Adolf von Schaumburg

muß bald von Mainz hier eintreffen, und ich zweifle nicht, daß auch Rainald von Wieden, wofern er noch lebt, hierher zurückkehren wird. Morgen zur selben Zeit trefft Ihr mich wieder hier im Garten, dann kommt und haltet Nachfrage."

Sie erhob sich, und der Spielvogel schied mit Gruß und Dank aus dem bischöflichen Gehege. Am andern Morgen stellte er sich wieder ein, und wieder vertiefte sich Gepa in ein Gespräch mit ihm, an dem sie ein sonderliches Wohlgefallen zu haben schien; als aber Gerhard am dritten Tage zu ihr kam, trat sie ihm mit freudiger Erregung entgegen. „Briefe sind eingelaufen," kündete sie ihm an, „die Empörung der Utrechter ist gedämpft, mein Bruder ist auf dem Fürstentage in Erfurt, und Rainald von Wieden ist bei ihm; am nächsten Samstage schon werden sie hier sein, dann mögt Ihr kommen und Euren Gefährten begrüßen."

Und also geschah es. Zur vorbestimmten Zeit rückte der Reichskanzler in Köln ein mit wenig Gefolgschaft. Alles Kriegsvolk lag vor Mainz, man hatte auf dem Fürstentage die Acht über die Stadt ausgesprochen, ihre Mauern sollten geschleift, die Rädelsführer der Verschwörung sollten vor das peinliche Gericht des Reichskanzlers, als des kaiserlichen Generalbevollmächtigten, gestellt werden. Das waren die Erfurter Beschlüsse, und weiter war angeordnet, ein deutsches Heer solle über die Alpen dem Kaiser zu Hilfe ziehen, der Mailand belagerte und die reichsfeindliche Stadt immer enger umschloß. Von diesem Kriegszuge, dessen Beratung den

Fürstentag viel beschäftigt hatte, sprach der Kanzler eifrig mit Adolf von Schaumburg, der von Mainz gekommen war, als er mit ihm, in Gesellschaft Gepas und Rainalds, an der Mittagstafel in der Pfalz saß. Die beiden letzteren führten derweil ihre besondre Unterhaltung.

„Die Hexe von Bacharach hat doch recht gehabt," flüsterte Rainald, „als sie mir sagte, in Mainz sei die Falle gestellt, aus der Arnold von Selenhofen nicht entrinnen werde; ich habe ihn in Bingen gewarnt vor dem Zuge in die Stadt, aber ich konnte ihn nicht zurückhalten."

„Wohl hat sie Bescheid gewußt um alles, was geplant war," erwiderte Gepa, „sie war die Mitwisserin des Primas von Clugny und des Meisters Stabius, die den Verrat angestiftet haben, jetzt sitzt sie mit dem Meister im Turm dieser Pfalz und erwartet ihr Urteil."

Rainald entfärbte sich, leise klirrte das Messer in seiner Hand, kühl und mißtrauisch streifte ihn der Blick Gepas.

„Seltsam," begann er nach einer Weile, „was brauchte sie den Erzbischof Arnold warnen zu lassen, wenn sie ihn verderben wollte?"

„Sie wird wissen, warum sie also gehandelt hat," sagte Gepa scharf, „den Tod hat sie schon um deswillen verdient, weil sie die Verschwörung nicht offen enthüllte, da sie ihr doch bekannt war. Dein Reisegefährte, der Spielvogel, ist bei mir gewesen," fuhr sie fort, „er hat nach dir gefragt und mir von dir erzählt."

Auch diese Nachricht war Rainald befremdend, er war verlegen um das, was er antworten sollte, und lieb war es ihm, daß der Kanzler in diesem Augenblicke ihn ins Gespräch zog.

„Unser Freund Rainald zieht auch mit uns zum Kaiser,“ sagte er zu Adolf von Schaumburg, „und ich denke, er wird uns Ehre machen im Kampfe gegen die Welschen. In Mainz hat er sich gut gehalten und in Utrecht und Erfurt auch, so es aber mit der kampflichen Kunst nicht angehen will, mag er sich mit seinen Versen beim Kaiser herausreißen und die Heldenthaten Friedrichs besingen. Proficiat, Rainald, sei bedankt für deine Schreiberdienste in Erfurt!“

Rainald erhob sich, um seinem hohen Gönner Bescheid zu thun. „Sie waren zu gering, — die Dienste —“ wandte er ein, aber der Bischof unterbrach ihn leutselig: „Sie waren gut und mir wichtig. Er kam mir zu rechter Zeit geschlichen, als mein Geheimschreiber,“ erzählte er weiter, „denn Fulmarus, der Kölnische Sekretarius, war im Dienste gefallen, obwohl er nimmer mit andern Gewaffen als mit der Feder gekämpft hat. Der wilde Ivo von Delft hatte ihm den Schädel gespalten, weil er geglaubt, Fulmarus habe ein Protokoll gefälscht zu seinem Schaden; Ivo ist aufgeknüpft, Fulmarus mit Ehren bestattet, und Rainald hat seinen Dienst trefflich versehen in Erfurt.“

„Es ist mir leid um den guten Fulmarus,“ sagte Gepa zu dem Bruder, „oft hat er für mich die Feder geführt, wenn du fern warst, und allezeit war er willig

und guter Dinge. Du mußt mir erlauben, einen andern an seine Statt zu wählen, denn es ist mir nicht unwichtig, welchen Schreiber du hier zurückläßt."

„Gern will ich dir das Vorschlagsrecht zugestehen," lachte der Kanzler, „wenn du mir versprichst, deine Weisheit nicht von St. Ursulas Stifte zu holen, denn das wäre mir unlieb."

Dann wandte er sich wieder an Adolf von Schaumburg, aber nur wenig Worte hatte er mit diesem gewechselt, als eine der Mägde, die von einem Diener draußen des Fulmarus Ende vernommen, verstört in das Gemach wankte. Es war Richilde, mit jammerhaftem Schrei stürzte sie an dem Stuhle des Kirchenfürsten nieder. „Herr!" rief sie, „Herr, ist es wahr, Fulmarus, mein Fulmarus, ist er tot? Kehrt er nicht heim?"

Der Bischof sprang empor und hob die Weinende auf vom Boden. „War er dein Bruder?" fragte er milde.

„Er war mein Bräutigam," schrie sie, „er war es, nun ist er tot, o, mein Fulmarus!" Sie sank wieder zur Erde und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Gott tröste dich, meine Tochter," sagte der Bischof weich und legte die Hand auf ihr Haupt, „er war ein treuer Mann und hätte dir die Treue gehalten, wie er sie mir bewiesen. Geh in Frieden fort und vergiß ihn nicht, auch ich will ihn und dich nicht vergessen."

Richilde schwankte davon am Arm eines Dieners, und Gepa folgte ihr mit nassem Auge. Ruhig ließ der Kanzler sich in seinen Sessel nieder: „Thränen werden

gesäet auf den Wegen der Großen," begann er ernst, „fremde und eigne, die Ernte muß uns trösten über die Einsaat."

Dann setzte er das Gespräch mit Adolf von Schaumburg fort, und als bald darauf das Mahl beendet war, verabschiedete er Rainald von Wieden.

Als dieser kurze Zeit in seinem Gemache verweilt hatte, trat der Spielvogel bei ihm ein. „Sage mir, was führt dich her, Gerhard," forschte Rainald ängstlich nach kurzer Begrüßung, „und was hast du der Schwester des Erzbischofs von unserer Fahrt erzählt?"

„Nichts habe ich ihr erzählt, was dir unbequem sein könnte," erwiderte jener ruhig, „ich habe unsre Bekanntschaft als Vorwand genutzt, in die Pfalz zu gelangen, denn sie haben Jolinka hier eingesperrt, und wir müssen sie befreien."

„Nimmermehr soll das geschehen," rief Rainald, „sie soll der Gerechtigkeit nicht entfliehen und ihr Urteil erwarten."

„Wie?" sagte der Spielvogel mit ungläubigem Staunen, „du willst sie im Stich lassen, deine holdselige Tänzerin von Bischofsheim? Du könntest sie stecken lassen im Eisen, wo du nur eine Hand zu rühren brauchst, sie zu befreien?"

„Sprich nicht von ihr, die mich treulos hintergangen, ich mag nichts von ihr hören," entgegnete Rainald heftig, „ist sie schuldlos, wird es sich zeigen; ich will nicht zum Verräter werden an meinem Paten, der ihre Verhaftung gebilligt."

„Aber zum Verräter an deiner Liebe willst du werden, du Undankbarer," sagte Gerhard feindselig. „Was hast du Jolinka gesagt am Walde vor Bischofsheim? Was hast du ihr durchs Ohr ins Herz geraunt, Rainald? Die Sterne haben es gehört, — auch das Sternbild der Venus. Schäme dich, daß du das vergessen!"

„Sie hat ein falsches Spiel gespielt," sagte Rainald verwirrt, „und mit Recht hat Gepa, die Schwester des Erzbischofs, mich vor ihr gewarnt. Sie war die Mitwisserin des Primas von Clugny, und vor mir, der sie liebte, verbarg sie das Geheimnis selbst da, als sie sah, daß auch ich in sein Netz ging. Das hat sie dem Primas zuliebe gethan, sie ist ihm treuer gesinnt als mir."

„Weh über den unwürdigen Verdacht," murrte der Spielvogel; „wohl zeugt der Schein wider sie, wie ich dir bereits gesagt, aber sie ist schuldlos. Grüße Rainald, sagte sie mir, als ich sie zuletzt in Mainz sah, er wird mich nicht verdammen, wenn man auch schlecht von mir redet. Aber sie hat sich getäuscht, du übertäubest die Stimme in dir, die sie losspricht, du bist stolz geworden im Umgange mit den Großen, der schon manchen verdorben, du hast die höfische Kunst bald erlernt und buhlst um ein Lächeln der blonden Gepa, — Jolinka war dir nur gut genug zu leichtfertigem Spiele."

„Sprich nicht so," bat Rainald, „ich habe es aufrichtig mit ihr im Sinne gehabt, und keinerlei Herzensneigung besteht zwischen Gepa und mir. Der Dienst gegen die Himmelskönigin erfüllt ihre reine Seele ganz und läßt keinen Raum für irdische Liebe."

„Hoho,“ lachte Gerhard spöttisch, „denkst du, ich glaube an solche Mummerei? Warum schoß ihr das Blut ins Gesicht, als ich nach dir fragte, und warum wurde sie blaß, als ich erzählte, du seiest verwundet beim Sturm auf St. Jakob? Doch genug davon,“ fuhr er fort, als Rainald ungläubig den Kopf schüttelte, „wie es ehrlichem Manne geziemt, sollst du handeln. Jolinka hat dich aus dem Zwinger in Mainz gelöst, fußfällig hat sie den Meister Stabius gebeten, dir die Freiheit zu erwirken, weil du in Bischofsheim ihre Ehre gerettet, und widerwillig hat der Alte ihr die Bitte gewährt, sonst wärest du mit dem Eppensteiner Konrad dem Richtschwerte verfallen. Jetzo ist es deine Pflicht, ihre Gutthat zu vergelten, und du wirst dich nicht sträuben.“

Unruhig schritt Rainald auf und ab im Gemache. „Wo hat man sie untergebracht? In welcher Zelle?“ fragte er rasch.

„Inmitten des südöstlichen Turmes,“ erwiderte der Spielvogel. „Unvergittert ist das Fenster, das nach dem Rheine schaut, denn die Flucht steht nicht zu besorgen, weil das Fenster hoch gelegen und die Wand glatt ist. Sie teilt die Zelle mit dem Meister, unter Thränen hat sie darum gefleht, sie von ihm nicht zu trennen, und die Gefängnisse waren ohnehin stark überfüllt, so daß man ihr gern willfahrte. Das alles habe ich mühsam ausgekundschaftet.“

„Und was wird Stabius zu ihrer Flucht sagen?“ fragte Rainald.

„Auch ihn retten wir,“ versetzte Gerhard kühl, „andern

Rat weiß ich nicht, und du dankst die eigne Rettung ja auch seiner Fürsprache."

„Mensch, was sinnst du mir an," wehrte Rainald, „ihn, den Hauptanstifter des Verrats, ihn, auf dessen Leben ich selber gezielt mit meinem schärfsten Geschoß, ihn soll ich befreien und den Tod mir auf den Hals laden?"

„Niemand kann uns verraten," beruhigte der Spielvogel, „denn schlau ist der Plan, den ich erdacht. Über der Zelle ist eine Kammer, in der altes Gerümpel verwahrt wird; wir lassen ein Seil aus der Kammer hinab an das Zellenfenster, Stabius klimmt zu uns herauf, Jolinka ziehen wir mit seiner Hilfe nach, und durch die Pfalz, durch das allzeit geöffnete Pförtlein der Kapelle, gewinnen sie die Freiheit. Aus dem Fenster hinablassen dürfen sie sich nicht, denn sie würden schwerlich durch die Wachen in den Laufgräben hindurch gelangen."

„Bitter ist es mir, Jolinka dem Verderben preiszugeben, von dem sie mich errettet hat, denn ich weiß, man sinnt ihr Arges," entgegnete Rainald nach längerem Besinnen, „und auch das weiß ich," fuhr er nachdenklich fort, „ich habe Unrecht an ihr gethan am Waldrande bei Bischofsheim. Wohlan denn, es sei! In ihrer Schuld mag ich nicht bleiben, aber es soll der letzte Dienst sein, den ich ihr erzeige. Wann sollen wir die üble That begehen?"

„So danke ich Gott, daß ich mich in dir nicht getäuscht habe," sagte Gerhard freudig. „In nächster Nacht um die erste Schlafeszeit wollen wir handeln, aber schon

jetzt müssen wir mit dem Werke beginnen, geh mit mir in jene Kammer, von der ich dir sagte, damit wir Stabius bescheiden von unserm Vorhaben."

Beide gingen in den Turm an Gepas Gemächern vorüber. „Ich habe des Hauses Gelegenheit sorgsam erkundet," flüsterte der Spielvogel unterwegs; „wenn mich jemand antraf auf dem verbotenen Pfade, fragte ich nach der Schwester des Erzbischofs, und so ließ man mich ungeschoren."

Oben auf dumpfer Kammer zog Gerhard ein kleines zusammengeknäultes Pergament aus der Tasche, welches an einem dünnen Faden befestigt war.

„Was hast du darauf geschrieben?" fragte Rainald.

„Daß sie sich heute abend bereit halten sollen," erwiderte jener und ließ das Blättchen hinunterschweben vor das Zellenfenster; bald war es drinnen bemerkt, eine schmale Hand haschte danach, hielt es fest umschlossen und verschwand.

„Nun wissen sie Bescheid, und wie ein Lichtschimmer wird das Schreiben ihre Kerkernacht aufhellen!" wisperte der Krüppel fröhlich. „Komm, laß uns eilen!"

Rainald stand am Fenster und blickte in das breite Stromthal, das im Abendgolde vor ihm lag. Unten im Bischofsgarten sah er Gepa unter dem Nußbaum sitzen.

„Schwer lastet die That, die wir sinnen, auf meiner Seele," begann er traurig, „führe sie allein aus, Spielvogel, oder mit einem andern, denn mir schaudert davor."

„Thorheit,“ schalt dieser, „was wir ersonnen und begonnen, sei auch von uns zu End' gesponnen. Ist ja ein gutes Werk, das wir thun; Jolinka ist schuldlos, das weiß ich, und daß wir den Alten nebenher mit durchschleppen müssen, darf uns weiter nicht kümmern.“

Er ging, und Rainald folgte ihm zagen Schrittes. Unten an der Treppe des Hauses raunte Gerhard:

„Komm heute abend zum Trunk in die Rheingasse, dort kannst du deine Lieder hören mit vieltönigem Klingen, auch das „meum est propositum“ ist darunter; in der Herberge zu Mainz hast du es zurückgelassen, und Serlo von Bageux hat das Lied verbreitet.“

„Warte nicht auf mich, denn schwerlich werde ich kommen,“ entgegnete Rainald, „das niedere Gelaß behagt mir nicht in warmer Sommernacht, und der lärmende Jubel mißfällt meinen Ohren; auch bin ich reisemüde.“

Der Spielvogel zuckte die Achsel und schlich fort, in seinen Mienen lag Mißtrauen und Unmut.

Rainald ging in den Bischofsgarten. Freundlich trat er an Gepa heran und mitleidigen Tones fragte er: „Wie geht es deiner Magd Richilde in ihrem großen Weh?“

„Wie mag es ihr ergehen,“ erwiderte sie ihm tonlos und wies auf die Bank, daß er sich setze, „sie leidet am bittersten Herzweh und starrt vor sich hin ins Leere.“

„Wandelbar ist der Sinn des Weibes, pflegt mein Abt Wibald zu sagen,“ bemerkte Rainald tröstlich, „nicht gar lange wird es währen, dann lacht Richilde wieder ins volle Leben hinein am Arm eines andern.“

„Wie ihr klug seid hinter euern weltgeschiedenen Mauern,“ lachte Gepa spöttisch, „ihr kennt die Welt nicht und glaubt sie besser zu kennen als andre; ihr kennt die Herzen der Weiber nicht und maßet euch doch ein Urteil — und ein leichtfertiges gar — über sie an.“

„Viele sitzen unter uns, auch in Corvey gibt es deren,“ sagte er eifrig, „die ihre Erfahrung aus der Welt, nicht aus Büchern allein, gewonnen haben, manche sind klug geworden mit Thränen, und der Bruder Willehalm daheim hat mir mit namhaften Geschichten das Sprüchlein des Abtes bestätigt. Nicht will ich die blauen Augen der Sachsenmädchen als wankelmütig umschweifend und trugvoll schelten, aber den dunklen der Franken, wie ich sie auch an Richilde wahrgenommen, möchte ich weniger vertrauen, und von dunklen redete auch Willehalm allezeit.“

„Löblich ist es von dir,“ scherzte sie, „daß du von den jungen Mägdlein der Heimat Gutes redest; hier in der Fremde aber haben dich die Weiber bisher glimpflicher behandelt als die Männer, zweimal haben diese dich verwundet in kurzer Zeit, nahe am Schlaf hat der Pfeil in Mainz dich gestreift,“ — sie strich sein Haar leicht zurück von der Stirn, auf welcher die Narbe noch sichtbar, — „und um ein kleines nur bist du dem schwarzen Verhängnis ausgewichen, aber rühmlich steht dir die Narbe.“

„Lieblicher ist es in kühler Zelle von heißen Kämpfen zu lesen, als sie selbst zu bestehen,“ meinte Rainald, „rote Rosen werden die Wunden von den Dichtern ge-

nannt, und man spürt doch in Wahrheit nichts von den Rosen, wenn man wund ist, als stechende Schmerzen wie von Dornen."

„So sollst du die Rose nebenher in Kauf haben," tröstete sie freundlich; nachlässig streckte sie die Hand aus, brach eine Rose vom Busch in ihrer Nähe und gab sie ihm."

Hastig griff Rainald nach der Blume. „Das Lied vom Rosengarten in Worms hat mir immer ohne Maßen gefallen," rühmte er, „und ich dachte doch nimmer daran, daß mir dereinst eine Rose als Kampflohn beschieden sein sollte; nun erscheinst du mir als Frau Krimhilde, die den Mönch Ilsan [27]) mit Rosen lohnte." Und er steckte die Rose vorn an sein Wams.

Da klang es aus der Höhe hernieder durch die schwüle, stille Luft des verglühenden Sommertages, leise aber doch ganz vernehmlich ertönte die melodische Weise:

Ave formosissima, gemma pretiosa,
Ave decus virginum, virgo gloriosa —

Es waren die Verse, die Rainald am Zollhause in Bacharach gesungen, scheu blickte er empor nach dem Zellenfenster des Turmes und gewahrte Jolinka.

„Das ist die Zauberin von Bacharach, die dort oben singt," flüsterte er verlegen, „rührend und lockend klingt der Gesang der Gefangenen."

Gepa richtete den Blick nicht nach oben. „Schamloses Volk," sagte sie strenge, „das sich nicht scheut, die Ohren und Augen der Menschen auf seine Schmach zu

lenken, — ich will dem Wärter gebieten, daß er ihr das Singen am Fenster untersagt."

„Laß dem Vogel im Käfige doch sein Lied, Gepa," bat er mitleidig, „er hat sonst nichts zu seinem Troste."

„Sie sollen keinen Trost haben, diese nicht, — diese nicht," eiferte sie, „denn sie haben Greuel geübt und sind des Mitleids verlustig gegangen."

„Und doch bin ich jener da oben verpflichtet, — zu Danke verpflichtet," bekannte Rainald zögernd, „sie hat in Mainz durch ihre Bitten bei Stabius meine Entlassung aus dem Zwinger erwirkt, ohne mein Wissen und Willen."

„Unseliger," rief sie heftig, „warum hast du das Geschenk nicht von dir gewiesen, das dir diese geboten."

„Wohl habe ich das," unterbrach er sie rasch, „wohl habe ich gesagt, ich wolle nicht frei gebettelt sein, am wenigsten von einem Weibe; aber auf Gnade kann man nicht verzichten und unwillig schied ich aus dem Zwinger."

Da wurde sie wieder freundlicher. „Laß uns diesen Platz verlassen, er ist mir leidvoll geworden," drängte sie und erhob sich schnell, „drückend warm ist der Abend, laß uns dort hinter den Bäumen am Rheine, wo ein kühlerer Luftzug, lustwandeln, ich habe mit dir noch zu reden über den Spielvogel."

Nachdenklich folgte er ihr, und beide verschwanden hinter grünem Gebüsch.

Oben vom Turme aus schaute Jolinka ihnen nach, träumend schweifte ihr Auge durch die friedliche Thalweite, bis der Tag gemach verlosch, und die Hügel im

Zwielicht verschwammen. Finsteres Wettergewölk zog herauf, im Banne beängstigender, trockener Luft lag das Land, von fernher scholl die dumpfhallende Stimme des Donners, dann zog ein Lufthauch durch die ragenden Baumwipfel des Gartens, und einzelne schwere Regentropfen fielen.

Gepa und Rainald kehrten zurück in die Pfalz, in dem Gartensaale trafen sie den Reichskanzler, der mit Adolf von Schaumburg an der offenen Thür des Gemaches saß. Gepa eilte fort, um nach Richilde zu schauen. Rainald blieb in dem Saale, er hörte, wie der Kanzler mit seinem Schwager eben über die Mainzer Gefangenen redete.

„Es wird einen heilsamen Schreck verbreiten," meinte Adolf, „wenn du die Häupter der Rädelsführer bald in den Sand rollen lässest und den Mainzern, die den Eppensteiner und seine Gefährten nicht geschont haben, Gleiches mit Gleichem vergiltst; begnadige keinen, denn keiner hat Gnade verdient."

„Es soll geschehen wie du sagst," erwiderte der Kanzler, „nur über Werner von Bonland und das Mädchen hatte ich anders beschlossen, denn Werner schützt der Abtstab vor der Hand des Henkers, und von der Schuld des Mädchens halte ich mich noch nicht überzeugt."

„Thu mit Werner was dir beliebt," versetzte der andre, „aber die Dirne schone nicht; in Mainz pfeifen es die Sperlinge auf den Dächern, daß sie die Buhle des Primas von Clugny, der dir nach dem Leben gestanden. Und hätte sie auch nichts gethan, als den

Verrat an Arnold durch Stillschweigen unterstützt, so ist sie doch damit dem Schwerte verfallen."

„Verzeihet, Herr," begann Rainald mit klopfendem Herzen, „die Dirne hat nicht geschwiegen, sie ist zu mir gekommen in jenen Garten — Ihr wisset ja, hochwürdiger Herr," wandte er sich an den Kanzler, „ich hatte sie an jenem Maimorgen kennen gelernt, — sie ist zu mir gekommen und hat mich gebeten, Herrn Arnold vor dem Zuge in die Stadt zu warnen, und redlich habe ich das gethan."

„So war sie jenes Mädchen, von dem du mir in Utrecht erzähltest?" forschte der Kanzler.

„Sie war es," bestätigte Rainald, „sie wollte nicht, daß ihr Name genannt werde, und wer weiß, um welches Gelöbnisses willen sie vor weiterem Bekenntnis zurückbebte!"

Ein heftiger Windstoß fuhr durch das Gemach, Adolf schloß die Thür, und der Kanzler erhob sich. „Das Wetter kommt näher," sagte er, „sparen wir die weitere Beratung auf morgen."

Er ging nach kurzem Gutenachtgruß; auch Adolf und Rainald suchten ihre Gemächer auf, und unterwegs flüsterte Adolf seinem Begleiter zu: „Rede dem Mädchen nicht das Wort, es steht zu hoffen, daß wir auch den Primas fangen, daß er sich zeigt in der Stadt, wenn er merkt, wie es seinem Liebchen an den schneeweißen Hals geht."

Ehe die Pforten der Pfalz geschlossen wurden, stellte der Spielvogel sich bei Rainald ein. Er hatte starke

von Hanf und Seide gedrehte Stricke unter dem Gewande um den Leib geschlungen und trug einen Bohrer, eiserne Ringe und eine kleine Handlaterne bei sich. Fröhlich zeigte er seine Schätze. „Hei, wie der Donner rollt," frohlockte er, „der Himmel ist uns günstig bei unserm guten Werke; laß uns gehen, Rainald, sie haben die Lichter draußen bereits ausgelöscht."

„Wir müssen die Mitternacht näher herankommen lassen," riet der andre, „es wacht mancher im Hause bei dem Unwetter und kann uns stören."

„Wir haben keine Zeit zu verlieren," drängte Gerhard, „viel ist vorzubereiten, und die Mitternacht ist da, ehe die eigentliche That beginnt."

„Lieber wäre mir, wir ständen ganz von dem Vorhaben ab," sagte Rainald, „gröblich mißbrauchen wir das Vertrauen, das man uns geschenkt, und nutzlos begeben wir uns in die Gefahr, denn wie es den Anschein gewinnt, wird Jolinka ohnehin losgesprochen."

„Das glaubst du, aber du täuschest dich," raunte der Spielvogel, „schlecht müßte ich die kennen, die dem Kanzler am Ohre liegen; sie muß bluten, wenn wir sie nicht retten. Laß dich nicht in Sicherheit wiegen und komm!"

„Viel Vertrauen hat Gepa in dich gesetzt, und schlecht belohnst du die Gnade, die ihr Bruder dir nach ihrer Fürsprache zugedacht hat," flüsterte Rainald. „Fulmarus, der erzbischöfliche Schreiber, ist in Utrecht gefallen, und du sollst sein Amt haben."

Da zuckte es freudig und wehmütig über des Spiel-

vogels runzlicht Antlitz, er sank auf einen Stuhl und stützte die Stirn auf den Arm.

„Ein ruhiger Hafen nach soviel Stürmen," begann er sinnend, „und dennoch, dennoch," fuhr er fort, „es ist nichts, ehe dies nicht geschehen; verleite mich nicht, Rainald, locke mich nicht ab von dem, was ich thun will; bei meiner Seligkeit, ich muß handeln oder ich bin ein friedloser Mann. Einst gebe ich dir den Schlüssel zu mancherlei Rätseln, jetzt aber beschwöre ich dich, komm!"

Er faßte zitternd die Hand Rainalds, dieser schaute in ein flehendes, gramvolles Gesicht und nunmehr verschwand ihm jeglich Bedenken.

„Deinem Frieden zulieb will ich thun, was mich vielleicht gereut," entschied er, griff nach der kleinen Laterne und eilte entschlossen dem Spielvogel vorauf nach dem Turme. Oben in der Kammer riß Gerhard den Fensterladen auf, draußen war die Luft ruhiger geworden und das Wetter hatte ausgetobt, nur in weiter Ferne grollte noch der Donner, und eilig zog dunkles Gewölk an dem Monde vorüber. Gerhard stieß einen schrillen Eulenschrei hervor, dann ließ er einen der Stricke hinab und hastig wurde dieser seiner Hand entrissen.

„Den Strick befestigt Stabius an seinem Fensterbalken," erklärte er Rainald, „und läßt ihn dann zur Erde hinab, solchergestalt wird der Verdacht auf falsche Spur geleitet. Ich habe ihm in dem Pergamente alles vorgeschrieben."

In eifriger Arbeit ließen sie alsdann bei dem Scheine

der Laterne die Ringe an eisernen Zapfen in das Gebälk des Estrichts ein, knüpften die Stricke in die Ringe und warfen sie durch die Fensteröffnung; zwei Stricke hatten sie angebracht, einen sollte Stabius sich um den Leib binden, damit, falls der eine reiße, ihn der andre vor dem Sturz in die Tiefe bewahre. Gegen Mitternacht war alles bereit, der Spielvogel warf sein Oberkleid über die Laterne, dann trat er an das Fenster; wiederum ließ er den Schrei der Eule ertönen, und kurz darauf schwebte Stabius über dem Abgrunde. Ächzend dehnte sich der Strick bei dem erheblichen Körpergewichte des Mannes, angstvoll harrten die Männer am oberen Fenster auf den Ausgang des Wagnisses, schwer atmete Stabius aus breiter Brust, als er mit zäher Kraft seiner angespannten Muskeln emporklomm. Aber die Muskeln des Mannes hielten aus, wie der Hanf und die Seide des Strickes, es währte nicht lange, da schob sich Stabius keuchend auf die Brüstung des Fensters, schwang sich in das Gemach und sank erschöpft schwerfällig zu Boden. Rasch langte der Spielvogel eine Flasche hervor und bot sie dem Kraftlosen, dann löste er ihm den Strick vom Leibe, nachdem er die Laterne wieder hervorgelangt, knüpfte das Ende des Strickes zu einer Schleife und wartete bis Stabius den Zustand der Erschöpfung verwunden hatte. Gierig hatte dieser die Flasche bald geleert bis auf einen kleinen Rest, er stand auf vom Boden und reckte prüfend die Glieder: „Es mag angehen,“ sagte er aufmunternd, „laßt den Strick jetzt hinab, damit wir das Fischlein emporziehen!“

Der Spielvogel that wie ihm geheißen, Jolinka schlüpfte in die Schleife des Strickes, und bald hatten Stabius und Rainald sie zu sich in das Gemach gezogen. Das Mädchen zitterte heftig, man gab ihm den Rest des Weines zu trinken; eilig schnitt Gerhard die Stricke aus den Ringen, barg sie unter seinem Mantel und mahnte zum Aufbruch. „Ich gehe mit Stabius voran,“ flüsterte er Rainald zu, „geleite du über ein kleines Jolinka die Treppen hinab. Drücke dich fest an die Wand rechts vom Eingang in die Kapelle, Jolinka,“ raunte er, „und schreite mutig vorwärts, so gewinnst du den Ausgang, wo wir deiner warten.“ Dann nahm er die Laterne und schlich mit Stabius fort.

Draußen kündete der Wächter die Mitternacht; schweigend stand Jolinka Rainald gegenüber im unsicheren Lichte des aufleuchtenden Mondes, dann warf sie sich an seine Brust, leidenschaftlich umschlang sie seinen Hals und ein krampfhaftes Weinen überkam sie. Leise abwehrend suchte er sie zu beruhigen.

„Sei getrost, Jolinka,“ flüsterte er, „gleich bist du frei und du magst mit dem Meister hinziehen, wohin du willst, du brauchst mir auch nicht zu danken, du hast mich aus dem Zwinger in Mainz gerettet, das, was du mir gethan, mußte ich vergelten, sonst wäre ich ja ewig in deiner Schuld geblieben.“

Hastig löste sie die Arme von seinem Halse. „Also nur Vergeltung hast du geübt mit dieser That?“ kam es von ihren bebenden Lippen, „nicht dein Herz hat dich dazu getrieben, Rainald? Hat es so schnell ein Ende

gewonnen mit deiner Liebe zu mir? Du gehst nicht mit uns in die Fremde, du bleibst hier und scheidest dich von mir — so bald und so — gefühllos?"

„Ich darf und mag dich nicht begleiten, klage mich nicht an," entgegnete er düster, „ehrlich habe ich es gehalten mit meiner Liebe, aber unwillig teilt der Mensch den Schatz seines Herzens mit einem dritten."

„O, daß deine Lippen verdorrt wären," schrie sie dumpf, „ehe sie den falschen Worten noch die Schmähung hinzugefügt hatten" —

„Still," unterbrach er sie, „du verrätst dich und mich, Unbedachtsame, mit deiner Stimme."

„Stolz und kühl bist du geworden in kurzer Zeit," fuhr sie bitter fort, „kühl gegen mich, heiß vielleicht gegen eine andre, auf die du ein Lied gedichtet, deren Rose du heute auf der Brust getragen, und die eigne Schmach birgst du unter erheucheltem Vorwurfe."

„Wenig trifft und schmerzt mich deine verletzende Rede, laß uns später an andrer Stelle über Recht und Unrecht streiten," schwichtigte er, „nicht jetzt und nicht hier. Geh mit mir oder wir sind verloren."

Er schlang seinen Arm um sie und zog sie hinaus auf die Treppe. Willenlos folgte sie ihm, er führte sie die Treppe hinab, aber in der Dunkelheit, in der Erregtheit ihres Gemüts und bei ihrer Unkenntnis über die Örtlichkeit verfehlte sie hier und da einen der Tritte.

„Hänge dich auf meinen Rücken und umschlinge meinen Hals," bat er, „so trage ich dich hinab."

Sie that, wie ihr geboten, und mit leisem Tritte

brachte er sie bis auf den unteren Flur des Hauses an die Pforte der Kapelle. „Drinnen ist es hell durch die ewige Lampe,“ flüsterte er und rang nach Luft, „halte dich rechts, wie dir der Spielvogel geraten. Leb wohl!“

Noch einmal umschlang sie ihn, als müsse sie für eine Ewigkeit Abschied nehmen, dann stieg er die erste Treppe hinauf und ließ sich müde auf der oberen Steinstaffel nieder. Jolinka schlich in die Kapelle und schloß die Thür hinter sich; still war es in dem Raume, das ewige Licht vor dem Altare verstreute spärlichen Schein, vor dem Altare aber kniete ein hohes Weib in hellblauem goldgesticktem Mantel, es war Gepa, welche die mitternächtige Andachtsübung in die Kapelle getrieben hatte. Scharf spähte Jolinka nach der regungslos Knieenden, die sie wohl erkannte; da lag Gepa vor dem Heiligenbilde, Worte des Gebets auf den Lippen und die Flamme der Weltliebe im Herzen, jene flehte vielleicht zu dem Himmelsherrn um ihres heißesten Sehnens Erhörung, jene lag vielleicht im steigenden Lichte des neuen Tages in Rainalds Armen, während sie, die Verlassene, heimatlos, elend einem unsicheren Ziele entgegenirrte. Jolinka vergaß die Gefahr, in der sie schwebte, sie bändigte nicht den Groll, der in ihr aufstieg; in dämonischem Glanze leuchteten ihre dunklen Augen, geräuschlos schlich sie sich hinter die Betende und mit schneidender Stimme zischte sie der jäh Erschrockenen ins Ohr: „Buhlst du jetzo wieder um die himmlische Liebe, nachdem du auch die irdische an dich gerissen, die mein war?“

Gepa zuckte empor, zu voller Größe hob sich ihr Leib, und mit starren Blicken musterte sie die Störerin ihres Friedens.

„Weib!“ rief sie mit hohlem Tone, „was willst du von mir?“

„Nichts will ich von dir,“ höhnte Jolinka, „und was hülfe es mir, so ich etwas begehrte? Euer Priesterwitz hat recht: wer hat, dem wird gegeben, wer aber wenig hat, dem wird auch das wenige genommen. Behalte deinen Raub, du — gleißende Magdalena.“

„Unsinnige, was schmähst du mich! Hebe dich fort, fluchbeladene Seele!“ stöhnte Gepa, und als ihr Jolinka näher trat, stieß sie die Aufdringliche zurück, daß sie zu Boden taumelte. Da stieg, wie ein düsterer Schatten, die Gestalt des Primas von Clugny vor ihr auf, der hob Jolinka vom Boden, schlug den Mantel um sie und zog sie mit sich durch die Pforte ins Freie.

Sprachlos starrte Gepa den Flüchtigen nach, dann nahm sie eine der Kerzen vom Altare, zitternd entzündete sie dieselbe an der ewigen Lampe, schob ihren Mantel schaudernd zusammen und schritt dem Ausgange in die Pfalz zu. Oben an der Treppe trat ihr Rainald entgegen und wich scheu zurück.

„Tritt nicht in die Kapelle,“ herrschte sie ihn an, „denn die Stätte des Friedens ist in dieser Nacht zum Spielplatze finsterer Geister geworden; oder bist du im Bunde mit ihnen,“ forschte sie angstvoll und beleuchtete grell sein Gesicht, „so mache dich auf und folge ihnen nach!“

„Gepa, was ist dir?“ fragte er unsicher, „unstet

rollen deine Augen in ihren Höhlen, und der Leuchter bebt in deiner Hand."

„Mit frecher Rede trat sie zu mir, an den heiligen Altar, die Zauberin von Bacharach" — berichtete sie mit fliegendem Atem, — „und der Primas von Clugny führte sie fort, — Rainald, — dein Antlitz sagt es mir — leugne nicht, Rainald — du weißt um ihr Entweichen."

„Ich weiß darum," bekannte er getrost, „aber von dem Primas weiß ich nichts. Laß mich dir alles sagen, Gepa, ehe du Lärm erregst," bat er flehentlich, „laß mich auf kurze Frist eintreten in dein Gemach, dann magst du thun, was dir gut dünkt."

Zweifelnd stand sie vor ihm, aber sein treuherzig bittendes Auge übte Gewalt über sie, stumm nickte sie ihm, ihr zu folgen. Ihr Gemach war erleuchtet, und rasch löschte sie die geweihte Kerze, die sie mitgebracht; er ließ sich auf einen der mit Polsterkissen belegten Stühle nieder und schaute ruhig zu ihr auf, die am Fensterkreuze lehnte.

„Ich bin ein elender Mensch," begann er, „ganz unwert ist mein Leben hier in der Fremde geworden, während ich daheim gottgefällig meine Steige gewandelt bin. Keiner soll sich überheben, wenn ihm von Gott gnädigst die Versuchung erspart wird, denn er weiß nicht, wie schwach er sein kann. Jene, die jetzt mit dem Primas entwichen, war die erste Schlange, auf die ich getreten, da ich in die Welt fuhr, und vergebens habe ich die Hand, die sie geküßt, in den Weihkessel von Lorch

getaucht; sie hat mich hinein gewiesen in den Kreis der Spötter und Sünder, die im Wisperthale das Maifest begingen, wo ich den finsteren Plan des Primas erwitterte; in Bischofsheim habe ich den Reigen am Johannisfeuer mit ihr gesprungen, aus dem Zwinger in Mainz hat sie mich gelöst, und ich habe ihr Gleiches mit Gleichem vergolten, habe sie aus dem Kerker befreit und an meinen Wohlthätern mich versündigt; nicht ihr allein, auch dem Meister Stabius habe ich die Freiheit geschenkt, da ich sie ohne ihn nicht retten konnte."

Sie hob bei diesen Worten unwillig den Kopf, er aber fuhr unbeirrt fort:

„Unerträglich war es mir, in ihrer Schuld weiter zu bleiben, jetzt sind wir fertig mit einander, unsre Rechnung ist beglichen. Ob es die wirkliche Liebe war, was mich an sie band? Zweifelnd stehe ich vor der Frage, aber ich meine, sie war es nicht, denn diese hört nimmer auf, wie der Apostel den Korinthern gepredigt. Du weißt nun alles, Gepa, handele wie du willst, ich entweiche nicht, ich erwarte getrost, was dein Bruder über mich beschließt."

„Wie hast du die Befreiung erwirkt, Undankbarer?" fragte sie ruhiger, und er beichtete auch das, aber die That nahm er allein auf sich, den Spielvogel erwähnte er nicht.

„In deiner Nähe habe ich allzeit Ruhe und Frieden gefunden, Gepa," sprach er weiter mit innigem Laute der Stimme, „staunend habe ich dich oftmals betrachtet wie einen Engel des Lichtes, dessen ruhige Klarheit die

Welt nicht zu verdunkeln vermag; — auch der Tod schreckt mich nicht, wenn ich ihn um meiner That willen erleiden soll, denn aus deiner Hand werde ich ihn erleiden, und Gott ist gnädiger als die Menschen sind; um eines nur bitte ich: grüße meine Mutter, wenn du einst wieder in den Solling kommst, — klopfe an ihre Thür und sage, ich lasse sie grüßen! Die alte Frau wird es dir danken, rede zu ihr nicht schlecht von mir, Gepa, nicht um meinetwillen, um ihretwillen begehr ich das, sie möchte sich sonst noch mehr grämen und nicht in Frieden meiner gedenken."

Ihre Augen glänzten feucht, sie hielt die Rechte gegen ihn ausgestreckt, der blaue Mantel war um ein weniges von ihrer Schulter, die ein weißschimmerndes Untergewand umschloß, zurückgefallen, und das blonde wellige Haar, das aufgelöst den Nacken umflutete, leuchtete goldig in den Strahlen der Lichter. Hehr und doch lieblich stand sie vor ihm, er senkte das Haupt und legte die Hand vor seine Augen. Mit zögerndem Schritte trat sie zu ihm.

„Rainald," begann sie, und durch ihre klare Stimme ging ein leise vibrierender Ton, „du hast gefrevelt an denen, die es gut mit dir im Sinne hatten, — aber ich, — Rainald, ich — kann dich nicht verraten, ich kann schweigen für dich und müßte ich selber die That auf mich nehmen mit meinem Schweigen."

Da schoß es ihm durch den Sinn, was der Spielvogel zu ihm gesagt: daß dieses wunderherrliche Weib ihn liebe. Sie war in einen Stuhl gesunken, erregt

sprang er auf, warf sich vor ihr nieder und umschlang ihre Kniee.

„Strecke deine Hand aus und lege sie mir auf das Haupt," rief er bittend, „damit das Dunkel mir schwinde aus Herz und Gehirn und es wieder hell werde in mir."

Leicht glitten ihre Finger durch sein krauses Gelock, sie beugte sich zu ihm nieder, nahm seinen Kopf zwischen ihre Hände und schaute ihn an, mit Augen, die unter Thränen lachten. Liebend wollte er sie umfassen, aber sie sprang erschrocken auf und wehrte ihm. „Geh jetzt," befahl sie hastig in Ton und Gebärde, „schon zu lange hast du hier verweilt, die geweihte Kerze, mit der ich dich fand und herführte, soll uns nicht zum Unheil geleuchtet haben. Geh, Rainald, ich bitte dich, geh," drängte sie mit stockendem Atem, als er unschlüssig vor ihr stand, „denn mich ängstigt deine Nähe und mich ängstigt das eigne Herz."

Er schritt gehorsam nach der Thür, wandte noch einmal sich um und ergriff ihre Hand, die sie ihm rasch entzog, da er sie mit Küssen bedeckte; dann ging er schweigend hinweg mit zögernden Schritten.

Zeitig kam der Spielvogel am Morgen zu Rainald, „Jolinka ist fort und wie ich verhoffe in Sicherheit," berichtete er, „falls du aber begehrst, sie heute nochmal zu schauen, magst du sie wohl erreichen, und ich sage dir, wo sie ist."

„Laß sie getrost weiter fahren," sagte Rainald abweisend, „sie ist gut geborgen in des Primas Geleit."

Verwundert blickte Gerhard auf. „Ja, er war hier, der Freche," erzählte er verlegen; „plötzlich trat er mir entgegen, als ich gestern abend aus der Herberge zu dir kam, längere Zeit habe er, sagte er mir, mit Stabius ein heimlich Verständnis unterhalten, durch Brieflein, die er steinbeschwert in die Zelle geschleudert und die Stabius alsdann im Tageslicht durch Zeichen beantwortet; gestern abend hat ihm Stabius meine Rettungsbotschaft zugeworfen, er wartete mit ihm und mir später an der Pforte der Kapelle und holte Jolinka, als die Unsinnige mit der Schwester des Erzbischofs am Altare sich zankte. Wir hofften, Gepa habe ihn nicht erkannt, denn er eilte im Fluge zurück, und dämmerig war es in der Kapelle."

„Und worüber stritten die beiden? Wie waren sie aneinander geraten?" fragte Rainald.

„Ich weiß es nicht, doch vermut' ich, um dich drehte sich der Handel," versetzte Gerhard. „Woher weißt du, daß der Primas da gewesen? Hat es Gepa dir erzählt?"

Rainald suchte nach einer ausweichenden Antwort und fand sie nicht; er wandte sich nach dem Fenster und erwiderte ratlos: „Jawohl, sie hat es mir erzählt, sie traf mich an der Treppe, als sie aus der Kapelle trat, ich habe auf ihre Frage gestanden, daß ich Stabius und Jolinka befreit habe, — dich habe ich nicht verraten," fügte er hinzu, als er sich umschauend gewahrte, wie der Spielvogel bleich geworden in starker Bestürztheit — „es wäre schade gewesen um das Amt des Fulmarus, das dir zu teil werden soll. Ich habe mich

allein als Thäter angegeben, und sie hat mir gelobt, meine finstere That zu verschweigen; sie hat nichts offenbart von der Begegnung mit Jolinka, und erst heute morgen, als der Kanzler zornig die Flucht der Gefangenen vernommen, hat die Verfolgung begonnen."

Nachdenklich wiegte der Krüppel den Kopf. „Ganz willkommen war ihr vielleicht die Flucht des Mädchens," sagte er bitter, „dein Leben aber steht fortan in ihrer Hand, das schmerzt mich und macht mich besorgt."

„Unnötig ist deine Sorge um mich," schalt er gereizt, „aber um dich selbst sollte dir angst sein, denn so wie sie mein Leben in der Hand hält, halte ich das deine. Lange schon habe ich mit Mißtrauen deine Haltung zu dem Primas beobachtet, mit dem du jetzt wieder gemeinsam gehandelt hast. Offen habe ich stets mich dir vertraut, du aber birgst mir mancherlei, und als ein Unrecht an dem Kanzler und an mir muß ich es erachten, daß du den Galgenvogel in voriger Nacht wiederum hast entweichen lassen, da es doch in deiner Macht stand, ihn seinem Richter zu überliefern."

„Mit Recht gemahnst du mich daran und eben jetzt, da du dich rühmst, daß mein Leben in deiner Hand sei," bemerkte der Spielvogel freimütig. „Ich weiß es wohl, käme unsre That ans Licht, so würdest du Gnade erlangen und ich müßte baumeln; dennoch wirst du schweigen, Rainald, und auch der Primas, an den mich ähnliche Gefährde bindet, hat geschwiegen. Ihm freilich versiegelt die Furcht vor dem eignen Tode den Mund, und er hat nicht auf Gnade zu rechnen wie du,

brächte ich ihn aber in Henkers Gewalt, so würde er das Siegel zerbrechen und kaltblütig die Lippen öffnen, mir zum Verderben. Um meinetwillen zwar liegt mir wenig am Leben, aber für andre muß ich es erhalten und nutzen, so lange ich es vermag. Glaube mir, die That, die mich an den Primas fesselt, ist kein gemeines Verbrechen; weder Mord, noch Landesverrat, noch eine ähnliche Schuld befleckt meine Hand, ein leichtfertiger Jugendstreich war es, sonst nichts, was es aber war, das sage ich dir jetzt nicht und ob du sofort zu deinem Herrn liefest und mich verdächtigtest."

„Du sollst das Amt des Fulmarus bekleiden, Gerhard," rief Rainald besorgt, „wichtige Geschäfte wird der Kanzler in deine Hand legen, — wie kann ich das geschehen lassen, da ich weiß, daß eine dunkle That auf dir lastet, und nicht weiß, was du gethan hast."

„So will ich verzichten auf das Amt," entschied der Spielvogel.

„Das sollst du nicht," antwortete Rainald, „denn du bist müde geworden auf der Fahrt durch die Welt, ich gönne dir die Ruhe, und eine Stimme in meinem Innern sagt mir, daß du nicht schlecht bist. Aber zu meiner Ruhe und Sicherheit sollst du mir auf jenes Kruzifix an der Wand schwören, daß du von keinerlei Sache, die du im Dienst des Kanzlers erfährst, zu seinem und des Reiches Schaden Gebrauch machen willst. Bist du dazu bereit?"

„Ich bin es," versetzte Gerhard, Rainald nahm das Kreuz herab, und jener leistete den Eid wie Rainald begehrte.

„Und jetzt will ich gehen,“ sprach der Spielvogel, „der Kanzler hat mich beschieden, ich solle heute morgen zu ihm kommen, damit er mich prüfe. Warte hier auf mich, ich werde bald wieder hier sein.“

Er ging und es währte geraume Zeit, bis er zurückkam, aber fröhlich kehrte er wieder, denn das ersehnte Amt war ihm zu teil geworden. „Scharf hat mein neuer Herr mich befragt über mein Wissen, Denken und Meinen und über mein vergangenes Leben,“ erzählte er munter, „schwül wurde mir oft bei der verzwickten Fragestellung, die er übte, indem er nach Widersprüchen in meinem Bericht haschte, aber er war zufrieden mit mir und wohl gefallen ihm die Züge meiner Schrift. Rainald, du hast gelesen von dem Dulder Ulysses und von seines Herzens Empfindung, da er nach Ithaka heimkam; glücklich wie er bin ich jetzt, denn ich habe eine Heimstätte gefunden, wo ich einstweilen rasten kann. Gepa ist im Garten, laß uns zu ihr gehen, auf daß ich ihr danke für ihre Wohlthat.“

Kühl und befangen grüßte Gepa die beiden, als sie zu ihr kamen, wohlwollend nahm sie jedoch den Dank des Spielvogels auf und ermahnte ihn zu treuer Pflichterfüllung gegen ihren Bruder. Kühl und befangen war sie auch in der Folgezeit gegen Rainald, ja, sie wich ihm augenscheinlich aus und mied die Begegnung, wenn er sie suchte, so daß er sich höchlich verwunderte ob der Änderung ihres Sinnes. Als aber der Tag seiner Abreise mit dem Kanzler nahe herbeikam, wurde sie

wiederum vertraulicher, und am Vorabend des Zuges nach Welschland beschied sie ihn unter den Nußbaum.

„Rainald,“ begann sie wehmütig freundlich, „du gehst morgen fort und mancherlei Fährlichkeit entgegen; glaube mir, es ist mir bitter leid, daß du fortgehst, es ist vielleicht das letzte Mal, daß wir bei einander sind, denn du bist tollkühn und wenig denkst du an das eigne Leben; gut ist freilich auch dies, denn nur wer das Leben einsetzt, kann Ruhm und Ehre bei den Menschen gewinnen; — Ruhm und Ehre bedarf aber der Mann von niederer Geburt, wenn er nach hoher Minne trachtet.“

Er faßte ihre Hand, die sie ihm diesmal nicht entzog. „Gepa,“ sagte er, „wohl verstehe ich deine Meinung und längst habe ich geahnt, was dich von mir schied, aber alles kann ein Mann gewinnen, wenn er mit ganzer Kraft seinem Ziele entgegenstrebt und Gott ihm Gnade erweist; auch mir steht die Welt offen mit ihren köstlichen Schätzen, unter denen du der köstlichste bist, Gepa, und ich kehre nicht wieder ohne den Schlüssel, der die Schatzkammer sprengt, die dich birgt.“

„Und doch bist du ein Thor,“ flüsterte sie, „wenn du wähnst, die äußeren Gründe wägen schwerer bei mir als die inneren; leichtbeweglich ist das Herz eines Mannes, — dein Abt Wibald sagt das freilich nicht, aber es ist so — und eine Ausnahme von der Regel ist auch dein Herz nicht, Rainald. Du hast um die Liebe jener Dirne von Bacharach geworben, du hast sie aus dem Kerker gezogen, die Pflicht der Dankbarkeit

hat dich dazu getrieben, wie du entschuldigst, und eine Stunde später, nachdem du sie befreit, hast du vor meinen Knieen gelegen. Laß das," verwies sie ihm, als er dreinreden wollte, „die Welt sagt, jene sei eine Zauberin, so mag sie auch auf dich heimlichen Zauber geübt haben mit jenem Tranke, den sie dir am Maimorgen geboten; nicht durch Worte, denn diese sind trügerisch, durch die That in langen kommenden Tagen sollst du mir zeigen, ob deine Liebe zu mir auch die Treue in ihrer Gefolgschaft hat, ob sie echt und ungefärbt, Rainald, so echt und ungefärbt, wie — wie die meine zu dir ist."

Zögernd kamen die Worte von ihren Lippen, sie barg ihr Gesicht in die aufgestützte Hand, er aber vermochte nicht länger an sich zu halten, er sprang auf von seinem Sitze, wieder, wie in jener Nacht, in der ihm zuerst das Geheimnis ihrer Liebe beseligend offenbar geworden, wollte er sie umfassen, und wie damals stieß sie ihn zurück. „Laß die Zeit deine Lippen läutern, welche jenes unselige Weib vielleicht berührt haben," sagte sie hart, „mein Mund, der die geweihte Hostie geküßt, ehe ich hierher kam, hat keine Gemeinschaft mit jener."

„Wahrlich du bist kalt und erbarmungslos wie die stahlbewehrte Minerva," grollte er, indes er auf die Bank zurückglitt, „und die Kälte war es auch, die meine Augen erstarrt machte, daß sie dein Herz nicht zu begreifen vermochten."

„War ich auch damals so kalt, als ich dich besuchte,

da du krank warst?“ fragte sie bitter. „Andrer Zauber lastete damals auf deinen Augen, und selbst im Fiebertraume der Nacht redetest du von dem Mädchen in Bacharach. Laß es gut sein, Rainald“, fuhr sie innig fort und legte den Arm um seine Schulter, „laß uns in Liebe und Treue von einander scheiden und das glückselige Geheimnis bewahren, das uns verbindet. Ein Geschenk will ich dir geben zum Abschied, dabei sollst du meiner gedenken, und es wird dich schützen wie das beste Amulet. Drei Kugeln aus einem Rosenkranze hat mir mein Bruder geschenkt, als er im Frühjahr von Welschland heimkehrte, und an jede hat er die Gewährung eines Wunsches geknüpft. Zwei von den Kugeln habe ich noch, nimm du die eine, so haben wir ehrlich geteilt. Schlimm ist oft die Ungnade der Großen, bist du einmal in höchster Not, aus der mein Bruder dich retten kann, so gib ihm die Kugel und sage ihm, ich lasse ihn bitten, daß er dich schütze, oder, wenn er selbst dir gram, daß er dir verzeihe; dann wird er mir zürnen, aber dir vergeben. Und nun leb wohl, vergiß mich nicht, Rainald.“

Sie ließ die Kugel in seine Hand gleiten, leise berührten ihre Lippen seine Stirn, und eine Thräne fiel auf sein Haar; er hielt ihre Hand in der seinen, als wolle er sie nimmer lassen, bis sie gewaltsam sich losmachte und mit eiligen Schritten hinweg ging.

Wie festgebannt in dumpfer Betäubung saß Rainald noch längere Zeit regungslos an der verödeten Stätte, dann raffte er sich auf, barg das Amulet in seiner

Tasche und eilte in die Pfalz, sein Reisegerät zu ordnen. Im dichten Gebüsch hinter dem Nußbaum rauschten die Blätter, und knickten knisternd die dürren Zweiglein am Boden, der Spielvogel trat hervor, spähte und horchte sorglich in die Runde und verschwand wie ein flüchtiger Schatten im Dunkel der Nacht.

In der weiten Halle der Pfalz stand am andern Morgen der Kanzler neben seiner Schwester. Er trug einen stahlgesteppten Leibrock unter dem lichtblauen Bischofsmantel, morgenfrisch war sein Gesicht, und sein helles Auge musterte zufrieden den reisigen Troß, der draußen seiner harrte. Abschied hatte er bereits von Gepa genommen, jetzt grüßte er sie nochmals flüchtig und stieg die Stufen hinab ins Freie. Dann trat Rainald, der in einiger Entfernung gestanden, herzu und verneigte sich höflich vor Gepa, die ihm die Hand reichte zu verstohlenem Druck. Als Rainald sich wandte, sah er draußen an einem der offenen Bögen Richilde lachend bei einem Troßknechte stehen; da schaute er Gepa heiter über die Achsel an, wies heimlich auf das Mädchen und flüsterte: „Wandelbar ist der Sinn des Weibes, sagt Wibald von Corvey!"

„Zeige du, daß dein Sinn anders geartet!" raunte sie lächelnd, und er folgte nickend seinem Herrn die Steinstaffel hinunter.

Bald saßen alle im Sattel, und im aufwirbelnden Staubgewölke wogte das Geschwader von dannen.

Mit fünfhundert Geharnischten aus Kölnischem Gebiete[28]) zog der Reichskanzler dem Kaiser zu; kurz vor

seiner Abreise hatte er an den Häuptern der Verschwörung gegen Arnold von Selenhofen das Todesurteil vollstrecken lassen, nur Werner von Bonland war begnadigt zu ewiger Verbannung; gegen den abwesenden Meister Stabius war der Spruch auf Tod durch das Schwert ergangen, gegen Jolinka hatte man eine Anklage nicht erhoben, man hatte die Klage als aussichtslos erachtet; nachdem die Verdächtige entwichen, war die Erbringung des Beweises gegen sie zu schwierig geworden.

Über Mainz ging der Weg der Kölner; als die reisige Schar an der Stadt vorüberkam, war man dort geschäftig, die Mauern der stolzen Feste abzutragen. Der Kanzler ballte die Faust. „Also und noch schlimmer soll es Mailand ergehen," rief er dräuend, „mit dem Hammer zerschlagen wir die eiserne Stirn der Stadt, denn sie hat gefrevelt gegen Kaiser und Reich."

Und weiter ging der Zug durch den Splügenpaß nach Welschland hinüber.

VIII.

Vor Mailand.

Sieben Jahre hindurch hatte der Kaiser Friedrich seine und des deutschen Reiches Kraft verschwendet im Kampfe um die Herrschaft über Italien. Ein trotziger, hochfahrender Geist war in den blühenden Städten jenseits der Alpen erwacht, während sie sich frei und selbständig entwickelt hatten; alle Regalien hatten sie wieder an sich gerissen, und unwillig empfanden sie den Druck der Herrschaft des deutschen Kaisers, mochte dieser Druck auch noch so gelind sein. Mailand, die stolzeste unter den lombardischen Städten, hatte von jeher besonders störrisch, unbändig und gewaltthätig an dem Joche gerüttelt, das die Fremden ihm über den Hals geworfen, und feindselig, voll Hasses gegen die Ghibellinen, widerstand es auch dem rotbärtigen Friedrich. Die reiche Stadt in fruchtbarer Ebene führte die Hegemonie in den oberitalischen Landschaften, mit der Zunahme ihres Gebiets, mit der Ausdehnung ihrer Mauern hatte ihr Ansehn, aber auch ihr Mut und ihre Herrschsucht sich stetig geweitet; nicht ungern sah sie zu, wie die Städte ringsum, die sie in Schach hielt, in kleinen Fehden einander zerrieben, denn aus der Schwäche jener

erwuchs ihr das Heil und aus dem fremden Zwiste zog sie eigenen Gewinn. Einmal schon hatte der Kaiser die übermütige Stadt tief gedemütigt, als aber der Kanzler Rainald und der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach als Gesandte in Mailand eingezogen waren, als sie dort auf Kaisers Befehl neue Konsuln hatten erwählen und einen kaiserlichen Podesta hatten einsetzen wollen, war die Stadt in hellen Aufruhr geraten, hatte die Gesandten mit dem Tode bedroht, und in dunkler Nacht, unter dem Schutze der Verkleidung war der Kanzler aus dem Kloster Sankt Ambrosio den Händen der Meuterer entwichen. Kecker wie je hatte alsdann die Lombardei unter Mailands Führung gegen den kaiserlichen Herrn sich aufgelehnt, und ihr mächtiger Halt war der Stuhl Petri. Feindselig war Hadrian dem Kaiser von Anbeginn seiner Herrschaft begegnet, Friedrich hatte ihm statt des rechten den linken Bügel gehalten bei der ersten Begrüßung, und als der Papst dies bitter gerügt, hatte er grollend gerufen, es sei zuvor zu untersuchen, ob das Halten des Steigbügels Sache der Gutmütigkeit oder der Pflicht sei; ohne Friedenskuß waren beide von einander geschieden, und nur den eifrigsten Bemühungen war es gelungen, den Zwist zu beseitigen. Mit geharnischten Deutschen war der Dom St. Peters umstellt gewesen, als Hadrian die Kaiserkrönung vollzogen, mit dem Schwerte hatte sich Friedrich durch die Pässe der Alpen den Rückweg bahnen müssen nach der ersten Romfahrt, ganz Italien pochte auf die Macht des päpstlichen Stuhls, und der Nachfolger Hadrians im reichs-

feindlichen Lager, Alexander, der Gegenpapst Viktors, hatte die Gelüste, wenn auch nicht die Macht des siebenten Gregor. Nach dem Konzile zu Pavia, wo der Kaiser dem Papste Viktor als weltlichen Schirmherrn sich gelobt, hatte Alexander den Bannstrahl gegen Friedrich geschleudert, und die italischen Städte hatten frohlockt über die That, die ihnen den wirksamsten Beistand sicherte. Friedrich aber hatte gelacht über den zeternden falschen Papst und seinen kühl abgleitenden Bannfluch, er war mit seinem Heere gen Mailand gerückt, und als Rainald mit seinen fünfhundert Kölnern, als der Pfalzgraf Konrad vom Rhein, der Herzog Friedrich von Schwaben und viele Fürsten, Grafen, Bischöfe und Herren mit hunderttausend Mann von den Alpen her in die lombardische Ebene gezogen, als der Markgraf Obizzo Malaspina, der Graf Wido von Blanderate und die Mannschaften befreundeter italischer Städte zu seiner Hilfe herangezogen waren, hatte er hohen Mut und freudigste Zuversicht gewonnen. Jetzo weilte der Kaiser im Heerlager bei Cerro am Lambro, zehn Meilen entfernt von Mailand, während die Kölner, welche die Vorhut des Heeres bildeten, sich der Stadt bereits auf drei Meilen genähert und am Kloster Bagnolo bei St. Donato ihre Lagerwälle und Zelte aufgerichtet hatten. Selten verging ein Tag, an dem es nicht zu blutigen, hitzigen Gefechten zwischen den Belagerern und der Besatzung gekommen wäre, durch rasche, unvermutete Ausfälle suchten die Städter das Heer zu entkräften und zu ermüden, sie wußten wohl, daß der Mut des Deut-

schen, der so heiß entflammte in offener Schlacht, allgemach verglimmte in langandauernder, wenig aussichtsvoller Belagerung, sie durften mit Sicherheit darauf rechnen, daß den blondhaarigen Kämpen die Sonne des Südens bald leid werden, daß die Heimatsehnsucht sie bald quälen und ein vielartiges, unbefriedigtes Begehren ihren Unwillen herbeiführen würden. Der Hochsommer war herangekommen, dörrende Glut lag am Tage auf der weiten Ebene und auch die Nacht brachte oftmals nicht die erhoffte Kühlung; wohl strömte dann und wann von den Alpen her ein erfrischender Wind, wie ein Gruß aus deutschem Lande, aber desto bitterer empfand man nach dem erquickenden, spielenden Lufthauche den glühenden Atemzug des Scirocco.

In seinem purpurumkleideten Zelte saß am schwülen Abend der Kaiser mit dem Reichskanzler beim Weine; Friedrich trug ein leichtes, bequemes Gewand nach beendetem Tagwerk, aber weder in den Mienen seines jugendfrischen Gesichtes, noch in der Haltung seines straffen, hünenhaften Leibes war eine Spur von Ermüdung sichtbar, obschon er fast den ganzen Tag hindurch in eifriger Thätigkeit gewesen. Nachdenklich schaute sein großes blaues Auge in den Becher, und seine Hand strich den vollen rotblonden Bart, während er aufmerksam den Reden des Kanzlers lauschte.

„Ich hielte stand,“ begann er, als Rainald von Dassel eine Weile geschwiegen, „ich hielte stand, und du mit deinen Kölnern harrtest getreulich aus bei mir, müßten wir auch noch ein Jährlein vor diesen gottver-

lassenen Mauern liegen; oftmals aber denke ich in sorgendem Gemüte, ob es nicht heilbringender wäre, auf die ganze schwerumworbene Herrlichkeit, die des Papstes Schlüssel beschließt, zu verzichten" —

„Und diese ganze Herrlichkeit dem queräugigen Griechenvolk zu überlassen", lachte Rainald mit herbem Trotze auf. „Ja," fuhr er geschmeidig fort, „das wäre fürwahr das bequemlichste Abkommen von diesem Handel, aber auch das unwürdigste für einen deutschen König. Lange schon schielen die Griechen nach der römischen Kaiserkrone, mit der Hadrian sie geködert auf Grund verblichener Dokumente; Ihr aber habt die Hand der griechischen Prinzessin verschmäht, so braucht Ihr den Athenern auch keine Morgengabe zu bieten."

„Wären es die Städte und die Griechen allein, die uns die Krone mißgönnen," versetzte Friedrich ruhig, „wir würden mit ihnen fertig, aber drohendere Mächte regt Alexander wider uns auf. Frankreich und England hat er für sich gewonnen, in Neapel und Sizilien sind die Normannen des päpstlichen Winkes gewärtig, seit Hadrian durch den Vertrag von Benevent sie gewonnen, und die Deutschen rings um uns werden ungeduldig bei den unabsehbaren Wirren; sie treiben zum Frieden und zur Heimfahrt."

„England und Frankreich leben in Hader und Streit," bedeutete Rainald, „sie werden unsere Pläne nicht kreuzen, um den Dank des heiligen Vaters zu verdienen, an dem ihnen ohnehin wenig gelegen; den König von Sizilien hält der Großkanzler Majo im Palaste zu Palermo in

den Weibergemächern bei den Buhldirnen zurück, und die Griechen fürchtet Ihr selbst so wenig wie ich. Mein kaiserlicher Herr," rief er eindringlichst, „flehentlich bitte ich Euch, lasset den Mut nicht sinken, merkt nicht auf die Reden derer, die den Frieden wollen auf Kosten des deutschen Reichs. Schlau seid Ihr wie ein Senator, kühn wie ein Held, starken Leibes wie ein deutscher Mann, so seid auch zähe wie ein Prophet.[29]) Nicht um eines Haares Breite lasset uns weichen auf dem vorgezeichneten Wege."

Der Kaiser griff nach dem Becher, hastig leerte er ihn, dann stieß er ihn grimmig auf den Tisch. „Glaube nicht, daß ich die sorgenden Gedanken mir über den Kopf wachsen lasse," sagte er düster, „ich will nicht zurück, ich will und kann nicht zurück, aber immer raunen mir die Edelen zu, ich solle Frieden machen mit dieser Stadt, die unsere Kraft verzehre, und schwer ist es, standhaft zu bleiben und den eignen Willen durchzusetzen, wenn so viele der Besten auf ihn einwirken; da gedachte ich glimpflich mit den Mailändern zu verfahren und die Hand nicht zurückzuweisen, die sie flehentlich nach mir ausstrecken."

„Mailand muß fallen," entgegnete der Kanzler mit dumpfer Stimme und zornig blitzendem Auge, „so lange ein Atemzug in mir steckt, werde ich ihn nutzen gegen diese Stadt. Himmelschreiend ist ihre Untreue von jeher gewesen, und unermeßlich der Schaden, der aus dieser Untreue uns erwachsen. Dann erst, wenn jene stolzen Paläste ein wüster Trümmerhaufen, wenn Angst und

Entsetzen ob ihres Falles den Städten rings in das Mark gefahren, dann erst dürfen wir frohlocken, dann erst sind wir sicher, daß die römische Krone fest über Euren Schläfen sitzt. Lange habe ich an Mailands Sturze gearbeitet, wachsamen Geistes bei Tag und Nacht," grollte er finster, „reißet mir den Opferstier nicht aus der Hand, jetzt, da ich ihn an den Hörnern halte; das deutsche Land ist der Altar, vor dem er fallen soll."

„Keinerlei Mißtrauen hege ich gegen dich und deine Pläne," flüsterte Friedrich, „und nicht argwöhnisch höre ich deine Rede, wenn du versicherst, daß, was du auch immer unternimmst, zum Frommen des Reiches von dir geschieht. Aber bei Mailands Fall" — er schob den Kopf nahe an Rainalds Ohr — „ist deine eigene Ehre mit im Spiele und dein persönlicher Haß."

Eine Wolke des Unmuts zog über des Kanzlers Gesicht, er preßte die Hand fest um den Knauf seines Schwertes. „Und wenn es so wäre," fragte er hart, „ist der Kampf um meine Ehre nicht auch der Kampf um die Ehre des Reichs und die Eure? Wie ein Strauchdieb habe ich mich fortschleichen müssen aus dem verruchten Neste, heimlich hatten sie uns die Pferde fortgeführt, und mit Steinen hat das Volk nach uns geworfen durch die Fenster des Stadthauses." Er reckte die geballte Faust empor. „Sie sollen die Rechnung bezahlen," rief er, „wer den Kanzler beleidigt, beleidigt auch den Herrn des Kanzlers. Handelte es sich um meine Ehre allein," fuhr er ruhiger fort, „ich könnte den Groll über die Schmach in mich hineinfressen wie ein

herbes Schierlingsgewächs, sofern es Euch zum Heile diente, nun aber heischt Eure und des Reiches Wohlfahrt dasselbe wie meinen Rachegelüst, und soviel an mir liegt, will ich beiden gerecht werden. Heute kann ich nur bitten, lasset Euch nicht beirren durch Euren Bruder Konrad, er rät Euch schlecht, wenn er zum Frieden rät."

Erstaunt blickte der Kaiser auf. „Durch meinen Bruder?" forschte er verblüfft, „was weißt du von ihm?"

„Die Mailänder haben sich an ihn gewandt," erwiderte Rainald gleichmütig, aber scharf sah er den Kaiser an bei den Worten, „sie wollen mit ihm unterhandeln über gütliche Beilegung des Zwistes, und Euer Bruder soll Euch willfährig machen. Herr, das wißt Ihr ebensowohl wie ich," fuhr er lächelnd fort, „aber dies Spiel habt Ihr hinter meinem Rücken gespielt. Konrad hat in Gemeinschaft mit dem Landgrafen von Thüringen und dem Herzog Theobald von Böhmen den Konsuln freies Geleit gewährleistet, und bald werden die Konsuln erscheinen, denn schon nagen die Mailänder pfeifend am Hungertuche."

„Sie kommen morgen," sagte Friedrich leise, „aber niemand sollte vorher darum wissen, kurz vor ihrem Aufbruche sollte der Geleitsbrief verkündet werden; dir auch habe ich alles verschwiegen, ich habe Konrad versprochen dir nichts zu verraten, er kennt deine Gesinnung und mißtraut deiner Einmischung. Dir aber bleibt nichts verborgen; was im fernsten Winkel geraunt wird, dringt in dein horchendes Ohr."

„Wenn Ihr es notwendig erachtet, wichtige Pläne

in Sachen des Reichs vor mir zu bergen," entgegnete der Kanzler gereizt, „wenn ich Euch unbequem geworden bin hier im Lager, so sprecht es doch aus, frei und offen, dann fahr ich heim in mein Bistum und will Euch nimmermehr lästig fallen."

„Was soll die hitzige Rede," begütigte der Kaiser, „ich habe dir gesagt, daß ich dem Pfalzgrafen Konrad versprochen, dir nichts von der Sendung der Konsuln zu verraten, bis sie hier seien, und nur da ich merkte, daß du Bescheid weißt, habe ich das Geheimnis preisgegeben. Wüßte der Pfalzgraf nicht, daß ich dir jeglichen Plan vertraue, hätte er mir jenes Versprechen schwerlich abgenommen. Wann hast du über Mißtrauen oder nur über Mangel an Vertrauen dich zu beklagen gehabt, Rainald? Niemals handele ich, ehe ich dir Ratschlag und Bitte verstattet, nun aber drohst auch du, weil du dich gekränkt fühlst, mit der Heimreise, wie so mancher Reichsfürst, der da glaubt, über das gerechte Maß hinaus gehe der Dienst, den der Kaiser von ihm verlangt."

„So gelobet mir eins," bat der Kanzler, „daß Ihr den Frieden mit Mailand nicht schließen wollt, ehe Ihr mich gehört über die zu stellenden Bedingungen."

„Wahrlich," lachte Friedrich gutmütig, „der Pfalzgraf hat recht, dich zu fürchten, denn schon schickst du dich an, den Friedensschluß zu erschweren. Und doch mußt du ruhig abwarten, ob ich das instrumentum pacis dir vorlegen werde, denn in solchen Dingen gelobe ich nichts. Könnte ich handeln nach freier Entschließung, dann käme ich nicht auf halbem, ich käme auf

ganzem Wege dir entgegen, so aber muß ich den Wünschen der Reichsfürsten Rechnung tragen, um ihre Heerfolge mir zu sichern. Vom Beginne meiner Laufbahn ab hat mir das Heldenbild des großen Karl vor der Seele gestanden," fuhr er schwermütig fort, „das ganze Abendland sollte als obersten Herrn mich erkennen, und das Morgenland sollte staunen über den Glanz meiner Krone; aber die Zeiten sind andere und die Verhältnisse schwierigere geworden. Ein neuer Geist ist in die Städte gefahren, eigenwillig verwerten sie ihre Kraft mehr zu eigenem Nutzen als zu des Reiches Wohlfahrt, gewaltthätig feilschen die Fürsten um guten Gewinn für den Heerdienst auf Kosten des Reichs; jeglicher hat die ihm innewohnende Stärke besser kennen und für sich nutzen gelernt, jeglicher wandelt am liebsten die eigene Bahn, und es ist kein leichtes Unterfangen, die einzelnen Stämme zusammen zu binden zu gemeinsamem Werke."

„Und der Papst," begann Rainald, „auch er lehnt sich nicht mehr an den weltlichen König, wie seine Vorfahren im Amt sich einst auf die Schultern der Frankenkönige stützten, zu einer Lehnware ist die römische Krone geworden nach seinem Sinne, Gott helfe uns, es sollte nicht also sein. Viktor, unser Viktor, freilich ist anders geartet, wenn es uns aber auch nicht gelingt, ihn auf schwankendem Stuhle zu halten, nutzbringend ist uns dennoch der Hader zwischen den heiligen Vätern. Seid guten Mutes, Herr, einst wird der Tag kommen, wo Eure Krone der des großen Karl, wenn nicht gleich, doch ähnlich sein wird an Glanz. Jetzo aber will ich

gehen, denn es ist spät geworden, und ich habe noch Arbeit."

Er rührte ein Glöcklein, das vor ihm auf dem Tische stand, aber niemand erschien auf die Mahnung.

„Wo er nur wieder stecken mag," sagte er mürrisch, „schwer ist es ihm, auszuharren auf dem ihm gewiesenen Fleck, sein unruhig Blut läßt ihn nicht rasten."

„Wie führt sich Euer Patenkind sonst?" fragte der Kaiser freundlich.

„Nicht schlecht kann ich von ihm berichten," erwiderte der Kanzler, „munter, willig und geschickt, dabei reichbegabt und von vornehmer Denkungsart ist der gute Geselle, aber einen harten Sachsenschädel hat auch er aus der Heimat mitgebracht; hochfahrenden Sinnes, ehrgeizig und leichtverletzt bedarf der Trotzkopf eigenartiger Behandlung, und man läßt sie ihm angedeihen aus einer Gunst, die er sich unschwer gewinnt, fast ohne sein Zuthun."

„Da scheint er seinem Paten nicht ganz unähnlich," sagte Friedrich lächelnd.

„Wer aber weiß", meinte Rainald nickend, „ob er dereinst, wenn er Kanzler geworden, einen Herrn findet, wie sein Pate, einen Herrn der seine Schwächen nachsichtig beurteilt? Freilich," fuhr er offen fort, „ein Kanzler wird er nicht, und das ist sein Glück, denn dazu fehlt ihm das, was die Welt Schlangenklugheit nennt, und dazu besitzt er zuviel von dem, was die Welt als Ehrlichkeit bezeichnet." —

„Tadele dich nicht selbst, indem du jenen lobst," warf der Kaiser ein.

„Anders wie das Volk denke ich über Schlangenklugheit und Menschen-Ehrlichkeit," sagte der Kanzler gleichmütig, „und ich denke, es gereicht manchem zum Segen, daß meine Gedanken nicht die landläufigen; oftmals führt der gerade Weg nicht zum Heile, und man muß den krummen wählen, weil uns der böse Feind auf diesem entgegen schleicht. Das letzte Gericht steht bei Gott, und getrost harre auch ich seines Schiedsspruchs. Ob die Bahn gut, auf die ich Rainald gestellt, wer mag es wissen? Zuweilen denke ich, es wäre besser, ich hätte ihn seinem Abte zurückgesandt, aber es jammerte mich, daß seine Kraft sich verliegen sollte in abgeschiedener Stille; mancherlei Klippen hat er jetzund zu meiden, denn die Weiber sind vernarrt in sein glattes Gesicht und die Männer sagen ihm Schmeichelworte, weil sie ihm einen Einfluß zutrauen bei seinem Paten. Nach mir, dem Archicancellarius, dem Erzkanzler, haben sie ihn den Archipoeta oder Erzpoeten genannt, seine Lieder durchschwirren das Lager, das macht ihn übermütig, und da liegt es mir ob, ihn allezeit Bescheidenheit zu lehren."

Nachhaltig hatte der Kanzler wiederum das Glöcklein bewegt, und er hielt inne in seiner Rede, denn jetzt erschien Rainald an der zurückgeschlagenen Wand des Zeltes. Die Farbe seines Gesichtes war dunkler geworden im Staube des Heerwegs, unter heißer Sonne; gelbes krauses Barthaar sproßte um Lippe und Kinn,

die Schultern hatten an Breite gewonnen, und größere Festigkeit gab sich kund in Wesen und Haltung.

Der Kanzler erhob sich. „Schlecht waltest du deines Amtes“, schalt er, „vor geraumer Zeit schon rührte ich die Schelle, — wo bist du gewesen?“

„Verzeiht, daß ich es überhört,“ bat Rainald, und die Röte stieg ihm ins Antlitz. „Der Herr Pfalzgraf Konrad kam des Weges, mit dem bin ich einige Schritt gegangen.“

Er nahm eine der brennenden Fackeln, die in Ringen an den Pfählen des Zeltes staken, und schickte sich an, seinem Herrn vorauf zu schreiten.

„Wie steht es mit der Liedkunst, Erzpoet,“ fragte der Kaiser leutselig, „hast du schon eine Weise erdacht auf die Umlagerung Mailands?“

„Wohl weiß ich ein Lied auf Mailand zu singen,“ antwortete dieser mit höflicher Verneigung, aber mit keckem Augenaufschlag, „zeiget Ihr mir nur, mein kaiserlicher Herr, wie der Heldengesang enden soll.“

„Ich werde dir den Schluß weisen und vielleicht bald,“ versetzte Friedrich kühl, „ob er nach deinem Sinne sein wird, weiß ich nicht, es kommt auch nichts darauf an.“

Lauernd und mit bedeutsamem Blick sah der Kanzler den Kaiser an bei diesen Worten, dann nahm er Abschied von ihm und schritt in Rainalds Geleit durch die Gassen des Lagers dem eigenen Zelte zu. Als beide hier angelangt waren, sagte der Kanzler zu dem Begleiter:

„Du sollst noch reiten in dieser Nacht, mein schnellstes

Pferd verstatte ich dir zu einem Dienst, der mir wichtig; du sollst einen Brief zu Adolf von Schaumburg nach dem Kloster Bagnolo tragen, komm nach Verlauf einer Stunde und hole den Brief, den ich jetzt schreiben will und den ich als ein unverletzlich Geheimnis dir auf die Seele binde."

Rainald ging, er wollte die Stunde, die sein Herr ihm gelassen, zu seiner Zerstreuung und Ergötzlichkeit nutzen und schlenderte durch das Lager. Bitter empfand er den Tadel, den ihm der Kanzler ausgesprochen in Gegenwart des Kaisers, Unmut und Groll nagten in ihm, denn längst hatte er bemerkt, wie sein Pate bestrebt war, ihn immer fester an der Leitschnur zu halten.

An einer Seite des Lagers, hinter einer Reihe von Maulbeerbäumen, um deren Stämme die Blättergewinde des Weinstocks rankten und in Bogen von Krone zu Krone sich schlangen, war der Tummelplatz und Unterschlupf fahrender Leute, wie sie jedem Heerzuge folgten, dem Kriegsvolke zur Kurzweil und sich selber zu klingendem Gewinn. Dort herrschte noch spät am Abend buntes Treiben, die helle Stimme der Flöte, das Girren der Saiten und der Pauke dumpfschallender Laut tönten in krausem Gemisch durcheinander, und dorthin lenkte Rainald seine Schritte. Wie zu einer Wagenburg waren die Karren des lustigen Gesindleins im Kreise aneinander geschoben, an den Karren lungerten die Alten, Männer und Weiber, mit dem unmündigen lärmenden Nachwuchs, während die kräftige Schar ihrer Zubehörigen dem Erwerbe nachging und vor den Bänken und Schenktischen,

vor den offenen, prüfenden Augen des müßigen Kriegsvolks ein mannigfaltiges Spiel vollführte. Hier zeigte man gelehrige Tanzbären, Pferde und Hunde, die man zu erstaunlichem Benehmen abgerichtet, dort übte ein Gesell mit täuschender Beweglichkeit der Hand die magische Kunst, hier bog ein Gaukler die Glieder und dort warf ein anderer Kugeln und Scheiben, die er mit Behendigkeit und Grazie wieder auffing. Immer aufs neue wurde die Schaulust gereizt, unaufhörlich die Bewunderung erregt durch den Wechsel der Leistungen, und auch das Ohr konnte sein Genüge finden an dem Liede des Sängers, der die Thaten der Könige pries in tönenden Heldengesängen. Dicht geschart saßen und standen die Gaffer inmitten des fackelbeleuchteten Platzes um ein dunkeläugiges, geschürztes Weib, welches auf straff gespanntem Teppiche rhythmische Tänze vollführte und mit übermütig schallendem Liedton der Glieder Bewegung begleitete. Ein hellrotes Samtkleid umschloß die biegsame Gestalt, von Perlenschnüren und Goldfäden war das blauschwarze Haar durchzogen, auf der Stirn saß ein schimmernder Reifen, wie ein Krönlein; tadellos von Wuchs und liebreizend von Gesichtsbildung war die Tänzerin, ihre frech herausfordernden Blicke sagten, daß sie dies wußte; sie mußte aus Frankreich stammen, denn gallisch erklang Rede und Lied. Reichlichen Beifall spendeten ihr die Hörer, als sie eine ihrer Romanzen beendet, nun sang sie im Volkston weiter, halb wehmütig, halb lustig, mit einer Stimme, die im leichten Weinrausch bebte:

Mein Vater ist Herr Klapperstorch,
Der warf mich in die Wiegen, —
Wie mag ich nun den Tag hindurch
Im engen Bettlein liegen?
O, lieblich ist die Maienzeit,
Zu Walde will ich eilen,
Ich trag im Herzen Liebesleid,
Wer soll mich davon heilen? [30])

Sie hielt inne im Gesange und tanzte mit anmutigen Gebärden, indes sie mit Kastagnetten den Takt schlug. Da rief vorn aus dem stillen Kreise Wenzel von Hoya, ein sächsischer Edler und ein Dienstmann des Bistums Verden, mit vernehmlicher Stimme: „Rainald von Wieden, tritt hierher, hier ist Raum für dich." Die Tänzerin zuckte merklich bei dem Rufe, rasch drehte sie den Kopf, ihre Augen suchten den, dem der Ruf gegolten und der eben an den Zuschauern vorüber an Wenzels Seite trat. Dann fuhr sie im Singen fort:

Meine Schwester ist Frau Nachtigall,
Die singt in grünen Zweigen,
Vom Abendtau in Tagesblau
Singt sie und kann nicht schweigen!
O, lieblich ist die Maienzeit,
Zu Walde will ich eilen,
Ich trag im Herzen Liebesleid,
Wer soll mich davon heilen?

Und wieder begann sie, sich im Tanze zu drehen, aber nur kurze Zeit währte der Tanz, rasch griff sie ein metallenes Becken vom Boden auf und trat an den Kreis, den verdienten Lohn begehrend. Selten nur hatte sie bei diesem Beginnen Rainald aus den Augen ge-

lassen, jetzt stand sie vor ihm, das Becken, dessen Inhalt sie in die Tasche gestrichen, hielt sie hinter sich.

„Kein kaltes Geldstück heisch ich von Euch, Rainald von Wieden,“ sagte sie leise, als er ihr einige Münzen darreichen wollte, „aber einen Becher feurigsten Weines sollt Ihr nachher mit mir trinken; denn ich habe ein Brieflein für Euch und den Botenlohn wohl verdient.“

Unwillig warf er ihr die Silberstückchen vor die Füße: „Nimm den Lohn, der dir gebührt und verlange nichts weiter“, rief er, „denn ich kenne dich nicht und trinke nicht mit verfahrenen Weibern.“

„Ich aber kenne dich wohl,“ scherzte sie zudringlich, „wenngleich ich heute zuerst dich gesehen, habe ich doch mancherlei von dir vernommen, mein Trauter.“

Sie griff mit der Hand schmeichelnd unter sein Kinn und ein verhaltenes Lachen der Umstehenden wurde laut.

„Weib, wessen unterfängst du dich,“ schrie er auf und stieß die Freche zurück, „bin ich ein Gaukler oder ein irregehender Knecht, daß du es wagen darfst, mich also zu grüßen, verlotterte Dirne?“

Mit glühendem Gesichte stand die Beleidigte vor ihm, zornig blitzten ihre Augen; aus hochatmender Brust stieß sie die Worte hervor:

„Seit wann bist du so ehrbar geworden, daß du vor einem Spielweibe scheust, wie vor einem Basilisken? Hast du in der Fremde verlernt, Weiber zu verführen, wie du es in der Heimat gethan?“

Jetzt riß Rainald sein Schwert von der Seite, aber Wenzel fiel ihm in den Arm. „Wahre deine Zunge

und scher dich fort, Unsinnige," rief er der Tänzerin zu, „hat er den Arm frei, bist du des Todes."

Lautes Murren der Umstehenden wurde wach, die Landfahrerin mochte merken, daß man Partei gegen sie nahm. „Haltet mir die Rede zu gut, ihr Herren," lachte sie hell, „aber mich kränkte der Undank; nicht gelogen habe ich, als ich sagte, ich habe einen Brief für diesen, — hier ist er" — und sie hielt ein mit blauer Schnur geschlossenes Schreiben in die Höhe — „ein glattes Weibsbild hat ihn geschrieben, schon lange trage ich ihn bei mir, auf die Bestellung bedacht, nun aber nehm ich ihn mit und will ihn einem andern geben."

Lustig verneigte sie sich vor dem Kreise und eiligst verschwand sie in der Menge. Wenzel hatte Mühe gehabt, Rainald von unbesonnener That zurückzuhalten, nun ließ er ihn los und suchte mit Worten ihn zu besänftigen. Rainald hörte nicht auf seine Rede, unwirsch wandte er sich von dem Freunde ab, stieß sein Schwert in die Scheide und ging mit hastigen Schritten nach dem Zelte des Kanzlers. Bald hernach ritt er auf scharf trabendem Pferde durch die Sommernacht, dem Kloster Bagnolo zu.

Tiefe Stille herrschte im Lager der Kölner, als Rainald in der Morgenfrühe dort anlangte, unbehelligt ließen die Wachen ihn durch, sie waren gewohnt, ihn als Boten des Kanzlers kommen und gehen zu sehen; stracks suchte er Adolf von Schaumburg auf, der die kölnischen Dienstmannen befehligte. Er traf ihn in seinem Zelte, der schlaftrunkene Mann richtete sich halb

empor auf seinem Mantel, der über schlechte Streu gebreitet war, rieb sich die Augen und nahm den Brief entgegen.

„Wochenlang bin ich nicht aus dem Zeuge gewesen, außer beim Kleiderwechsel," gähnte er, „Tag und Nacht haben sie uns in Atem gehalten, die Hungerleider von Mailand, es ist eine Ehre, die Vorhut des Heeres zu führen, traun, eine teure Ehre."

„Ich wähne, die Zeit ist bald herum, die wir hier ausharren müssen," tröstete Rainald, „dunkle Worte hörte ich den Pfalzgrafen raunen, ich deute sie dahin, daß der Friede in Sicht ist."

Adolf hatte sich zurückgelehnt und das Schreiben überflogen, ohne auf Rainalds Worte sonderlich zu achten; leise pfiff er durch die Zähne. „Das wird ein heilloser Spaß," sagte er dann, „der Kanzler wagt viel, der Bruch eines Geleitsbriefs ist eigentlich — ja, wenigstens oft, — ein gröblich Unrecht, doch es ist gut, was er wagt, kann ich auch wagen, die welschen Füchse haben mich ohnehin genugsam geärgert —"

„Ich verstehe Euch nicht," unterbrach ihn Rainald, „was steht in dem Briefe?"

„Ja so," — brummte Adolf und barg das Schreiben rasch in seinem Gewande, „nichts steht in dem Schreiben, was dir zu wissen not thäte, mein Lieber; du wirst müde sein, leg dich hier neben mich auf die Streu und schlafe, schlafe recht fest, denn es wird ein heißer Tag heute, laß dir das rauhe Lager nicht leid sein, heute abend liegen wir vielleicht auf den rosigen

Wölklein des Himmels, anstatt auf dieser jämmerlich harten Strohschicht."

Er schob sich auf die Seite und schloß die Augen. Rainald that, wie ihm geraten, er dachte nicht weiter nach über die Worte des Schaumburgers, die er in Mattigkeit halb überhört hatte, und bald schlief er fest. Schon hatte die Sonne ihre mittägliche Höhe fast erreicht, als er aus dem Schlafe erwachte, Adolf hatte das Zelt längst verlassen, draußen erscholl wilder Lärm, und Rainald lief eiligst hinaus, der Heerstraße zu, auf der das Kriegsvolk dichtgeschart stand. Dort hielten zwei Herolde auf schäumenden Rossen inmitten des Schwarms, sie hatten Adolf von Schaumburg den Brief des Pfalzgrafen Konrad, des Herzogs von Böhmen und des Landgrafen von Thüringen, in welchem den mailändischen Konsuln frei Geleit zugesagt war, überreicht, und dieser las eben das besiegelte Schreiben.

„Ganz nichtig, ihr Herren, ist dieser Befehl," sagte er dann, „denn es mangeln ihm Handzeichen und Siegel des Kaisers und seines Kanzlers; was kümmern uns der Pfalzgraf Konrad und seine Genossen, ich und die Kölner stehen im Dienste des Kaisers und des Kanzlers, ihren Befehlen gehorchen wir, sonst schulden wir niemand Gehorsam. Steigt ab, ich lasse euch nicht weiter ziehen, denn ich merke Verrat."

„Herr, was maßt Ihr Euch an," rief einer der Boten, „sind die Siegel nicht echt, daß Ihr uns des Verrats zeihet!"

„Ob sie echt, weiß ich nicht und wenig wichtig dünkt

mir das," erklärte Adolf bestimmt, „wollt ihr nicht gutwillig absteigen, werde ich euch aus dem Sattel heben lassen."

Beifällig und einmütig stimmte das kölnische Kriegsvolk den Worten seines Führers zu.

„So lasset uns an die Mauern Mailands zurückreiten, damit wir die Gesandtschaft warnen," baten die Herolde.

„Nicht also," entschied Adolf, „dazu habt ihr keinen Auftrag, lasset die Konsuln nur kommen, wir werden ihnen die verdiente Ehre erweisen."

Ratlos schauten die Herolde im Kreise umher, unmöglich war es, den dichten Haufen, der sie umstand, zu durchbrechen, so stiegen sie denn, unter allerlei schweren Drohworten, die Adolf gleichmütig anhörte, von ihren Tieren herab und begaben sich unter scharfer Bewachung in eines der Zelte. Der Schaumburger hatte schon am Morgen Botschaft nach Cerro gesandt und um Hilfstruppen gebeten, da ihm ein Zusammenstoß mit den Mailändern unvermeidlich erschien, jetzt ordnete er seine Leute zu beiden Seiten des Weges und erwartete die Gesandtschaft. Diese kam denn auch kurz nach Mittag heran, langsam und bedächtig schritten die Rosse der Konsuln, als sie dem Heerlager sich näherten, unter einer geringen Bedeckung von Reisigen. Als die Gesandtschaft das Lager betreten, ritt Adolf ihr entgegen: „Wer seid ihr und was wollt ihr?" fuhr er die hoch Überraschten an, „hier ist der Weg gesperrt! Die Waffen fort oder nieder mit euch!"

Die schwer Getäuschten warfen ihre Rosse herum zu wilder Flucht, aber die Kölner hatten sie bereits hinterrücks umschlossen und nur wenige Reisige hauten sich durch und gewannen den Heimweg, den sie in gestrecktem Galopp verfolgten. Die Konsuln ergaben sich, in ohnmächtiger Wut folgten sie dem Befehle, der sie in das Zelt zu den Herolden wies.

„Weißt du, wie es die Schwalben machen, wenn sie ihre Schwestern in Not wissen?“ wandte sich Adolf an Rainald, der neben ihm stand, „sie zwitschern eine Menge andrer Schwalben herbei, die Schwestern zu lösen, und so handeln auch die mailändischen Reisigen, die uns entsprungen; laß dir ein Stahlhemd reichen und thu es an, es ergeht uns schlecht, wenn die Hilfe von Cerro gar nicht oder zu spät kommt.“

„Unrecht habt Ihr gehandelt und ganz und gar mißfällt mir die Täuschung,“ schalt Rainald erbittert. „Gegen allen Kriegsbrauch ist des Kanzlers Beginnen, und uns, als seinen Helfern, geschieht recht, wenn wir die Schuld mit dem Tode bezahlen. Wahrlich, ich kämpfte nicht mit Euch, wenn ich anders den Schein der Feigheit meiden könnte.“

Er ging davon, finster schaute Adolf ihm nach. Wie dieser gesagt, geschah es. Einige Stunden später wirbelte Staubgewölk auf aus der Ebene, die Mailänder rückten heran und prallten ungestüm an die eherne Mauer der Kölner, die in dichten Reihen das Lager deckten. Ein hitziges Gefecht entspann sich, Wutgeschrei, heulende Rufe nach den Konsuln, banges Ächzen, Stöhnen und Gewinsel

übertönten Hufgestampf und klirrenden Schwertschlag, aber die Konsuln kamen nicht und die eherne Mauer war nicht zu durchbrechen. Neue Scharen wälzten von Mailand her sich heran, lange Stunden währte der Kampf, noch waren die Kölner nicht um Fußes Breite gewichen, aber ihre Not war bis aufs äußerste gestiegen. Da brach gegen abend der Herzog Friedrich von Schwaben, der Bannerträger des Reichs, mit ansehnlicher bewaffneter Macht von Cerro her den Mailändern in die Flanke, heller Siegesjubel der Kölner durchzitterte die Luft, da sie das Reichsbanner wehen sahen, Schrecken ergriff die mailändischen Haufen, wie Spreu stoben sie auseinander, in eiliger Flucht suchten sie die bergenden Wälle ihrer Stadt zu gewinnen.[31])

Bald nachdem der Ansturm der Städter zurückgeschlagen, erschien der Kaiser mit dem Kanzler im Lager; Friedrich freute sich des Sieges nicht, in zorniger Hast beschied er Adolf von Schaumburg und Rainald von Wieden zu sich in das Zelt; ehe diese noch mit dem Kanzler gesprochen haben konnten, wollte er sie befragen. Mit eisiger Ruhe harrte der Kanzler an der Seite des Kaisers der kommenden Dinge.

Adolf trat ein und Rainald folgte ihm; beide waren von Blut, Schweiß und Staub bedeckt, beide waren fast unversehrt geblieben im Kampfe, aber ihre Helmkappen waren zerschnitten, und die Ringe an ihren Eisenhemden waren hier und da gelockert. Mit Teilnahme betrachtete sie der Kaiser, und seine Erregtheit milderte sich. „Adolf von Schaumburg,“ begann er, „achtest du so wenig das

Wort der Fürsten, daß du ihre Geleitsbriefe verlachst und ihnen zuwider handelst?"

„Ein Wort nur bindet mich," erwiderte dieser freimütig, „das Wort des Kaisers, der mir die Vorhut des Heeres hier anvertraut hat, wenig achte ich anderer Befehle. Schlecht stände es mir an, wollte ich dem Rate und dem Willen der Reichsfürsten folgen, und wär es Euer Bruder; ich mißtraue ihm wie jedem anderen und ich darf das Mißtrauen auch durch die That zeigen, denn ich bin Reichsgraf und Eurem Bruder nicht unterthan."

Leise nickte der Kanzler bei diesen Worten.

„Und wenn ich selbst dem Pfalzgrafen den Geleitsbrief verstattet hätte?" bemerkte Friedrich.

„Dann hättet Ihr das bemerklich machen sollen," entgegnete Adolf, „weiß ich, was Euer Bruder mit den Konsuln verhandeln wollte, hinter Eurem Rücken? Das nur weiß ich, ginge alles nach seinem Willen, so säße ich längst wieder in Holstein bei Weib und Kind, anstatt mich hier dörren und schinden zu lassen für meinen kaiserlichen Herrn."

Er hatte hastig gesprochen, und Friedrich hielt es geraten, ihn zu beschwichtigen. „Es ist gut," sagte er kurz, „du hast wie immer deine Pflicht gethan, und ich will dich nicht tadeln, wenngleich mir wenig nutzt, was du gethan hast."

Nunmehr wandte er sich an Rainald, aber die Frage an diesen wurde vereitelt durch heftigen Lärm vor dem Zelte; dann stürzten der Pfalzgraf Konrad und der

Herzog Theobald herein, sie waren von Cassino Granzie, wo sie lagerten, nach Cerro geeilt, als sie den Bruch ihrer Geleitbriefe vernommen, sie hatten den Kanzler, dessen Hand sie im Spiele wähnten, gesucht und drangen jetzt mit gezückten Schwertern auf ihn ein.

„Reichsgraf von Dassel, wir wollen Euch lehren, unser Wort zu achten," schrie Konrad, aber schon hatte Adolf sich zwischen ihn und seinen Gegner geworfen und auch der Kanzler hatte sein Schwert gezogen. Der Kaiser trat hinzu, er riß den Bruder an der Eisenhaube zurück und stieß den Herzog zur Seite.

„Unsinnige," herrschte er sie an, „was soll dies heillose Beginnen; in dem Zelte, wo der Kaiser ist, hat dieser zu richten und zu schlichten; hinweg mit euch!"

Zähneknirschend standen die beleidigten Fürsten dem Kanzler gegenüber.

„Was kümmert mich euer Handel?" rief dieser mit gut gespielter Entrüstung, „habe ich euer Wort gebrochen, beweiset es, ich stehe euch Rede."

„Was brauchen wir zu beweisen," schrie der Pfalzgraf, „Ihr habt Eure Kölnischen beschwatzt, und die Schmach fällt auf uns."

„Mailand soll fallen, Ihr habt es geschworen," grollte der Herzog, „nach diesem Streiche ist der Friede mit der Stadt für immer vernichtet, das habt Ihr gewollt."

„Gebt uns den Kanzler heraus," drängten beide den Kaiser, „damit wir ihn den Mailändern überliefern, uns zur Sühne; gebt ihn heraus, oder wir ziehen über

die Alpen, wir sind es müde, von der Laune und der Rohrfeder eines Prälaten uns regieren zu lassen."

Da schwoll die Stirnader des Kaisers, mit eiserner Faust stieß er seinen silbernen Helm, den er an dem goldenen Reichsadler gefaßt hielt, auf die Platte des Tisches, hinter dem der Kanzler Deckung gesucht hatte. „So ziehet heim," donnerte er die Fürsten an, „ziehet heim, — verlaßt euern Herrn, ihr habt genug damit gedroht, — streift eure Ehre ab wie ein enges, lästiges Gewand, — mich soll es nicht wundern. Diesen gebe ich euch nicht," er wies auf den Kanzler, „denn er ist mir treuer als Bruder und Vetter, und bis jetzt habe ich eine Schuld nicht an ihm entdeckt. Was säumt ihr noch," fuhr er bitter fort, als die beiden wie festgewurzelt stehen blieben, „gehet doch, gehet, wir werden ohne euch fertig."

Mit stolz erhobenen Häuptern, unter Nachblicken auf den kecken Günstling Friedrichs verließen die Fürsten das Zelt.

„Ich lasse mir nicht durch Drohungen gebieten," sagte der Kaiser scharf, „du siehst, Rainald von Dassel, daß mein Vertrauen zu dir nicht wankend geworden ist, was du gethan hast, magst du allein verantworten. Du aber," wandte er sich an Adolf von Schaumburg, „setze sofort die Konsuln in Freiheit und sende sie heim."

Noch in derselben Nacht verlegte der Kaiser sein Heerlager von Cerro nach St. Donato, während der Kanzler mit den Kölnern nach St. Celso, dicht an die Mauern Mailands zog. Stattliche Landhäuser der

reichen Handelsherren standen hier unter Ulmen und Erlen, die Häuser waren verlassen, öde lagen die prangenden Gärten, fruchtleer waren die Feigen und Pfirsichbäume, vor der Zeit hatten die Städter Ernte gehalten, dem drohenden Hunger zu begegnen. Eines der säulengetragenen Häuser bezog der Kanzler. Mit triumphierendem Blicke musterte er sein Gemach nach dem Einzuge, er hatte seinen Willen durchgesetzt, sein wagehalsiger Plan war gelungen, von einem Frieden mit Mailand konnte nicht mehr die Rede sein; fester als je zuvor hielt er den Stier an den Hörnern. Der Morgen war nah, er schickte sich an, zu Ruhe zu gehen, als Rainald eintrat und nach Befehlen fragte; unmutig erklang die Frage, und der Kanzler winkte ihm, näher heran zu treten.

„Du bist wohl müde?“ fragte er kurz.

„Wenn ich es wäre,“ erwiderte er, „es stände mir nicht zu verargen, nach dem Reiten bei Nacht und dem Kämpfen bei Tage.“

„Schwerer, aber auch rühmlicher ist es gewiß, gegen die Mailänder zu streiten, als ein wehrloses Mädchen mit dem Schwerte zu bedrohen,“ sagte der Kanzler.

Rainald merkte gut, worauf die Worte zielten und mit gereiztem Tone versetzte er: „Schwerer und rühmlicher ist es, ehrlich zu kämpfen, als wehrlose Konsuln zu fangen.“

Der Kanzler schwieg ein Weilchen, verblüfft ob der freien Rede, dann begann er mit schlecht verhehltem Unwillen: „Ähnliches hast du bereits, wie ich vernommen,

zu Adolf von Schaumburg geäußert; besser wär' es, du kümmertest dich nicht um Dinge, die nicht deines Amtes sind."

„Ich danke Gott, daß sie nicht meines Amtes sind," sagte Rainald traurig, „Gott weiß es, ich möchte nicht also gehandelt haben, wie Ihr. Da liegt die unglückselige Stadt in Hunger, Kummer und Betrübnis, flehend reckt sie die Hand aus und bettelt um Frieden, Ihr aber stoßt sie zurück durch Verrat."

Der Kanzler hatte Mühe, an sich zu halten, Rainald merkte an den unruhig leuchtenden Augen die starke innere Bewegtheit seines Gebieters, dennoch fuhr er fort: „Auch nach dem Verrat habt Ihr schweres Unrecht gethan, dessen ich Euch nimmer fähig erachtet, Ihr habt gesagt, Euch gehe der unsaubere Handel nicht an, Ihr habt Beweis verlangt, da Ihr doch den Brief geschrieben, den ich Herrn Adolf zugetragen und durch den Ihr ihn angestiftet zu der That, die manch ein Menschenleben gekostet."

Mit unsicheren Blicken sah der hohe Herr den Redenden an.

„Mensch," sagte er langsam, „ich glaube, der Weinrausch redet aus dir."

„Ich bin nicht berauscht," versetzte jener, „nüchtern und trocken klebt mir die Zunge am Gaumen; ich wollte ich wäre trunken seit gestern abend, dann läge wohl ein Schleier zwischen meinen Augen und Euerm Frevel."

„Schweig," schrie jetzt der Kanzler, „seit wann bist du Richter geworden über deinen Herrn? Wer gibt

dir das Recht, vorschnell zu tadeln, was dein Herr gethan? Unter meiner Würde wäre es, wollte ich ein Wort der Rechtfertigung dir gegenüber verlieren, aber gefährlich bist du mir geworden, und ich muß auf meiner Hut sein vor dir.“

Mit hastigem Schritt trat Rainald auf ihn zu, mit flehender Haltung faßte er die Hand des Erzürnten. „Ich weiß es wohl,“ sagte er, „wer gegen den Frost streitet verliert das Ohr, wer aber gegen seinen Herrn streitet, verliert den Hals. Dennoch habe ich nicht geschwiegen, wie ein feiger Knecht, auch nicht der Groll hat mich zur Rede getrieben. Wohl habt Ihr mich gröblich und kurz behandelt in letzter Zeit, und die Milde, die Ihr mir in Köln gezeigt, ist geschwunden aus Euerm Wesen; das mußte ich und das konnte ich tragen, immer standet Ihr vor mir hoch und hehr, ein Streiter wie Gideon und ein Priester nach der Art Melchisedeks. Nun aber habt Ihr das Heldenbild entstellt durch niedrige That um der unfrommen Rachsucht willen, die Euch gegen Mailand aufstachelt, es ist mir leid um Euch und um mich, denn wir beide haben viel verloren durch diese That. Herr, ich bitte Euch, sühnet die Schuld durch den Frieden mit Mailand, gebt mir meinen Paten wieder, wie er noch gestern war, ehrlich und ohne Falsch, ein makellos Werkzeug des Reichs und der Kirche!“

Prüfend hatte der Kanzler auf den Flehenden niedergeschaut, jetzt stieß er ihn von sich, und kalt kam es von seinen zuckenden Lippen: „Geh unter die Schauspieler und rühre alte Weiber zu Thränen, wenig geschickt bist

du in den Händeln der Welt, der trugvolle Boden des Theaters paßt besser für dich. Unverschämt hast du mir die Wahrheit gesagt," fuhr er fort, „woraufhin hast du das gewagt? Fühlst du dich vielleicht im hochfliegenden Geiste schon als meinen Schwager? Hat dir Gepa den Kopf verdreht, Armseliger, daß du mir solches bietest? Ich sage dir, es wäre mehr der Vernunft entsprechend gewesen, du wärest der Landfahrerin von Bacharach gefolgt zu Gaukelspiel durch die Welt, nachdem du sie nebst dem Meister Stabius zu unserem Schaden hast entschlüpfen lassen."

Rainald fuhr zurück, in Unmut, Scham und Verwirrung fragte er mit stockender Stimme: „Wer hat Euch solches offenbart?"

Der Kanzler zog ein Schreiben hervor, das mit blauer Schnur geschlossen war.

„Nimm diesen Brief," sagte er, „eine Gauklerin hat ihn mir in die Hand gespielt, für dich ist er bestimmt, mir war er zum Lesen gegeben. Schlecht steht es dir zu Gesicht, die Untreue anderer, die vielen zum Heile gereichen soll, mit tugendhafter Miene zu tadeln, nachdem du selbst treulos gehandelt an dem, der dich aus dem Staube gezogen und der ein Recht hat, dich an dem nächsten Baume aufknüpfen zu lassen für den Dienst, den du dem Meister Stabius geleistet. Hebe dich fort," befahl er schroff, als Rainald Worte seiner Rechtfertigung vorbringen wollte, „denke nach über mich und über dich, das Weitere findet sich morgen."

Wie ein Trunkener taumelte Rainald hinweg, auf

seinem Lager las er den Brief. Der war von Jolinka; mit heißen Worten dankte sie ihm nochmals für die Befreiung aus dem Kerker. Von Genua, auf dem Wege nach Salerno, sende sie ihm, schrieb sie, Grüße der Liebe und sie bitte ihn, ihr nachzueilen und sich loszusagen von des Erzbischofs stolzer Schwester.

„Es ist aus, es ist alles aus,“ murmelte Rainald und zerknitterte das Schreiben; unruhig wälzte er sich auf dem Lager, dann lag er still, dumpfe Betäubung kam über ihn, er schlief ein.

Ganz verändert schien am andern Tage das Wesen des Kanzlers, als Rainald zu ihm trat. Mit wohlwollender Miene grüßte er ihn, und als Rainald anfing, von dem Brief zu reden, sagte er: „Lassen wir das ruhen, wir sprechen wohl in späteren Tagen darüber; oft kommen Stürme im Leben, aber sie gehen auch wieder und oft tragen sie das mit sich fort, was wir verfehlt haben. Heute sollst du wieder eine wichtige Botschaft tragen, aber eine aufrichtige, wohlgemeinte, die du nicht mißtrauisch zu betrachten brauchst. Du weißt, das Kloster Breme ist gut kaiserlich gesinnt, und den Abt Rothard, der ein Franke von Geburt, kenne ich wohl; bringe ihm dieses Schreiben, es enthält Befehle, wie er sich gegen einen Deutschen, der bald dort eintreffen wird, verhalten soll. Wähle dir eines meiner Pferde und reite ungesäumt, denn Eile thut not.“

Rainald folgte der Weisung, es war ihm lieb, für einige Zeit dem Kanzler aus dem Gesichte zu kommen, nach kurzer Frist war er auf dem Wege gen Breme.

Im deutschen Lande aber, in der Bischofspfalz von Köln, saß um dieselbige Zeit Gepa in ihrem Gemache und vor ihr stand der Spielvogel, wegfertig ausgerüstet mit Tasche und Stab zu weiter Fahrt.

„So wünsche ich Euch gute Reise und rasche Genesung von Euerm Leiden in südlicher Luft," sagte sie freundlich zu ihm, „grüßet den hochwürdigen Erzbischof, meinen Bruder, wenn Ihr ihm die Schrift überreicht, die ich Euch behändigt, grüßet auch Herrn Rainald von Wieden und gebt ihm dies Brieflein, es enthält die Antwort auf eine Frage, die er vor kurzem an mich gestellt. Der Erzengel Raphael geleite Euch!"

Er that, als merke er die Befangenheit nicht, in der sie das vorbrachte, barg den Brief in seinem Kleide, rückte an seiner Tasche, nahm unterwürfigen Abschied und schritt von dannen.

IX.

Aus der Chronik von Novalesa.

Freundlich empfing der Abt Rothard, ein greises, wohlbeleibtes, von der Fußgicht geplagtes Männlein, den Boten des deutschen Reichskanzlers, seines hohen Bruders in Christo; mit wohlwollendem Lächeln entfaltete er das Schreiben, als er jedoch den Inhalt der Schrift sorglich sich zu Gemüte geführt, ward er einigermaßen bestürzt und mit befremdlichem Mißtrauen betrachtete er Rainald.

„Wir leben hier in einer guten Gegend", sagte er unruhig, und ängstlich bemusterte er den hohen, kräftigen Wuchs seines Gastes, „setzet Euch doch nieder; in einer guten Gegend, in einem ganz lieblichen Thale, wie ich meine, — dünket Euch solches nicht auch?"

„Das ist wahr," erwiderte Rainald, „schön und reich gesegnet vor andern ist dieser Wohnsitz St. Peters."

„Auch der Wein ist trefflich in manchen Lagen," versicherte Rothard und zwinkerte mit den gutmütig-blickenden Augen, „trinkt Ihr auch gern einen guten Tropfen, Freund?"

„Allerdings," versetzte Rainald, „und so Ihr mich jetzo mit dem Weine bekannt machen wollet, würde ich es Euch Dank wissen, denn ich bin durstig. Dann aber

will ich fort reiten, denn ich muß heute noch ein gut Stück Weges rückwärts gen Mailand."

„Verzeihet, mein Lieber, das geht nicht an," bemerkte Rothard sanftmütig, eilte aus dem Gemache und kehrte bald zurück im Geleit des Kellermeisters, eines starken, breitschulterigen Mannes, der eine Kanne und zwei Krüglein auf den Tisch setzte und sich dann auf einen geheimnisvollen Wink des Abtes entfernte.

„Das geht nicht an, das geht schlechterdings nicht," fuhr dieser fort, „trinket erst mal, Prosit! Ein ganz feines Gewächs, wir haben es freilich noch besser! Ihr könnt nicht fort, Ihr gefallt mir ganz ausnehmend wohl, Euer Pate will es nicht, daß Ihr fort geht. Trinkt mal aus."

„Herr," sagte Rainald verwundert ob des seltsamen Benehmens seines Wirtes, „Ihr seid gar freundlich und gnädig, daß Ihr mich hier halten wollet, aber ich kann nicht bleiben, ich habe anders beschlossen" —

„Verzeihet, mein Lieber," unterbrach ihn Rothard, „ich wüßte nicht, daß — ich wüßte nicht, was — Ihr zu beschließen hättet. Gefällt es Euch nicht, ein halbes Jahr hier zu bleiben? Trinkt doch mal! Proficiat! Ein halbes Jahr geht ja bald dahin und wir leben hier in einer guten Gegend."

„Hochwürdiger," begann Rainald und blickte scheu in die feuchten, weinseligen Augen des Abtes, „ist dies der erste Krug, in den Ihr heute geschaut? Mit Verlaub zu fragen?"

„Das nicht, nein gewißlich nicht, aber es geht doch

nun einmal nicht anders;" beteuerte Rothard; „was ist ein halbes Jahr — eine kurze Frist im Menschenleben, eine recht, recht kurze, und der Kanzler, Euer Pate, will es doch nun einmal, seid doch nicht ungebärdig, oder wir müssen Gewalt brauchen. Euge! Prosit, proficiat, conducat!"

„Was sagt Ihr?" rief jetzt Rainald verblüfft, „mein Pate will, daß ich hier bleibe? Plagt Euch der übele Teufel, Herr, oder treibt Ihr Scherz mit mir?"

„O, wie sollte ich, wie würde ich, wie könnte ich," sagte der Abt besänftigend, „ei, das wäre ja eine ganz niederträchtige Geschichte. Ihr habt mir ja nichts zuleide gethan, ich habe Euch ja nichts zuleide gethan, — wir haben uns ja nichts — wir sind ja die besten Freunde, ich hoffe, es wird Euch bei uns gefallen, wir brauchen ja keine Gewalt anzuwenden! Nein, keine Gewalt. Seid doch vergnügt, Herr, ich bin es auch, Ihr kommt mir ja durchaus nicht ungelegen."

Er trat an den Stuhl, auf welchem Rainald sich niedergelassen hatte, und klopfte ihn mit der Rechten begütigend auf die Schulter. Dieser aber geriet aus seiner nachdenklichen Haltung in ungestüme Bewegung. „Ich merke, ich bin in eine Falle gegangen," brauste er auf, sprang an das Fenster und schob den Abt, der vor ihn hintrat, unsanft zurück. „Sehet nun nur zu, daß Ihr mich haltet in diesem Käfige."

Rasch hatte er die Thür gewonnen, aber in dem Rahmen trat ihm des Kellermeisters vierschrötige Gestalt entgegen und vertrat ihm den Weg.

Rainald wich zurück. „Wenn ich denn bleiben soll,“ rief er ärgerlich, „so weiset mir wenigstens den Brief, auf Grund dessen Ihr mich hier haltet, damit ich sicher bin, daß hier ein Mißverständnis nicht obwaltet.“

„O, gewiß, gern,“ sagte Rothard mit wispelnder Stimme, „verzeihet, ich will ihn Euch verdeutschen, denn er ist lateinisch geschrieben, und schwerlich werdet Ihr der alten Sprache kundig sein.“

„Vielleicht kundiger als Ihr in Eurer rosigen Weinlaune,“ schalt Rainald und riß dem erschrockenen Alten das Schreiben aus der Hand, „ich traue den eignen Augen mehr, als den Euern.“

Er trat an das Fenster und las, während Rothard sich zu seinem Kruge setzte, die Hände über dem Bäuchlein faltete, und mit argwöhnischen Seitenblicken auf den Gast, der summenden Fliegen Spiel betrachtete.

Der Brief enthielt außer den einleitenden Worten und den Dingen, die den Abt ausschließlich angingen, nur die Weisung, dem Überbringer auf ein halbes Jahr etwa eine Raststätte in dem Kloster zu gewähren, der Kanzler werde nach Verlauf dieser Zeit durch den Paß von Susa heimziehen, und möge sich Rainald alsdann dem Heerzuge anschließen; in dem Kampfe gegen Mailand bedürfe man seiner nicht weiter. Sollte er sich weigern, in Breme zu bleiben, so möge man mit Gewalt ihn zurückhalten, vor Mailand wolle der Kanzler ihn nicht weiter sehen, empfehle ihn aber inzwischen der Milde und freundlichsten Behandlung Rothards. An dem Rande des Briefes standen in kleiner Schrift zwei Verse:

Rainaldus comes Rainaldo mille salutes!
Sit tibi ante oculos Gepa puella tuos![32])

Wie ein Lichtstrahl huschte es über Rainalds düster Gesicht, als er die Verse las, die eine liebe Verheißung für ihn in sich bargen.

„Ihr habt das Beste für mich in dem Briefe wirklich übersehen, Hochwürdiger," sagte er zu dem Abte und wies auf die Querschrift, „hättet Ihr mir dies gleich gezeigt, so hättet Ihr Euern Wein nebst den guten Worten sparen können. Ich bleibe bei Euch, so lange Ihr begehrt, lasset uns trinken auf gute Freundschaft und verübelt mir nicht mein unsachtes Betragen."

„Verzeihet, wie könnte ich das verübeln," antwortete Rothard mit singendem Tone und griff erfreut nach der Kanne, „da Ihr doch von meinem großgünstigen Gönner kommt und das Patenkind dessen seid, der die rechte Hand meines kaiserlichen Herrn ist. Euer Pate meint es gewiß gut mit Euch, und es soll mich freuen, so es Euch hier gefällt. Aber darf ich Euern zahmen Worten auch vertrauen, wollet Ihr wirklich gutwillig bleiben?"

„Verlasset Euch darauf," beruhigte ihn Rainald, „zwar mich kränkt es bitter, daß der Kanzler mich getäuscht hat; er hat mir befohlen, Euch den Brief zu übergeben, er enthalte Befehle, sagte er, wie Ihr Euch einem Deutschen gegenüber, der bald hier eintreffen werde, verhalten solltet, nun bin ich selbst der Deutsche, von dem der Brief handelt. Ich bin ihm unbequem geworden," setzte er vertraulich hinzu, „weil ich den Mailändern das Wort redete; denket nicht schlecht von

mir, hochwürdiger Herr, ich verdiene das nicht, haßte mich der Kanzler, so hätte er mir nicht diese Grüße gesandt."

„Ei, wie wollte ich denn," — verwies Rothard, „gleich da ich Euch sah, habt Ihr mir ohne Maßen gefallen und mir ein großes Zutrauen erweckt. Unrecht habt Ihr freilich gethan, daß Ihr den Mailändern das Wort geredet, ich wüßte nicht, daß — daß sie solches verdient hätten, da muß ich dem großgünstigen Kanzler beipflichten, das war ein großer, ein recht großer, eigentlich — so zu sagen — ein unverzeihlicher Fehler, Irrtum will ich es nennen, von Euch. Und diese Gepa, sie ist wohl nicht Eure liebwerte Mutter, ei, wie könnte sie, puella — das Mädchen, verzeihet, Eure Schwester wohl gar? Nein?" fuhr er fort, als Rainald den Kopf schüttelte, „nun, dann ist sie vielleicht eine andre geehrte Anverwandte, immerhin ist sie es gewißlich wert, daß Ihr sie hübsch vor Augen behaltet."

„Sie ist die Schwester des Kanzlers," flüsterte Rainald geheimnisvoll, und als der Abt ihn mit ungläubigem Erstaunen ansah, gab er dem Gespräche eine andre Richtung, indem er sagte: „Mehr von ihr zu wissen, begehret nicht, von mir aber will ich Euch weiter berichten."

Und er hub an von seinem Leben zu erzählen, alles Bedeutsame aus demselben strich er selbstgefällig hervor, was ihm aber zumeist das Herz bewegt hatte und noch jetzt bewegte, verschwieg er.

So hatten sie längere Zeit in vertraulichem Gespräche

gesessen, als des Speisemeisters lautschallendes Glöcklein sie zur Mittagstafel rief, und Rothard den Gast zu den Brüdern in den Saal führte. Dort raunte der Abt diesem und jenem der Tischgenossen eilfertig belehrende Worte über den Fremden in das Ohr, verhaltenes Reden umschwirrte bald die Tafel, und Rainald erfreute sich höflichster Beachtung seitens der würdigen Versammlung.

Ein leichtes Mißtrauen gegen seinen Gast haftete jedoch auch in der Folgezeit in dem Gemüte des Abtes, er hatte den Kloster-Insassen befohlen, immer auf ihn zu achten, ob er nicht etwa Miene mache, zu entweichen, und erst als Rainald sich Schreibgerät erbat und täglich lange Stunden schreibend in seiner Zelle verharrte, beruhigte der Abt sich völlig.

Rainald hatte sich in seiner neuen Lage zurechtgefunden, nach der Unruhe des Lagerlebens erquickte ihn die Stille des alpenumragten Thales, in den einförmig verfließenden Tagen der Muße und Sammlung gewann sein Geist neue Kraft, und er begann Lieder zu schreiben auf Friedrich, den Staufer, damit hoffte er die Huld des Königs zu erlangen und die Gunst des Kanzlers wieder zu gewinnen. Aber auch schlimme Tage kamen für ihn, Tage, an denen ihm alles grau und farblos erschien, an denen er fast verzagen wollte an sich und seinem Glücke. Das tiefe Weh des Verbannten, die Beklommenheit des Vereinsamten, die Ohnmacht des Gefangenen empfand er in drückender Schwermut; dann verfertigte er zu seinem Troste Briefe an Gepa, von der er nun in langer Zeit nichts vernommen, und wenn

er mit dem Bruder Pförtner im offenen Vorhofe des Klosters saß, spähte er nach den Wandersleuten, die nach dem Paß von Susa zogen, fragte auch wohl die Fahrenden, wenn sie blondes Haar trugen, nach dem Ziel der Reise, ob er nicht einen Boten finde, der die Briefe nach Köln trage. Zu dem Bruder Pförtner aber zog ihn noch etwas Besonderes hin, er hieß Asinarius, war ein düsterer Grübler, ein Phantast und Visionarius, steckte voller Wundergeschichten und wußte allerlei seltsame Mären gut zu erzählen. Einst hatte er tagaus, tagein in dumpfer Klause gesessen, in emsiger Arbeit bei einem Chronikbuche, und hinter dem Bücherschragen war ihm ein hypochondrisch Leiden angekrochen; da hatte ihm Rothard das Pförtneramt übertragen, damit ihm die frische Luft die Grillen austriebe, und mürrisch hatte Asinarius die Last auf sich genommen.

Lieb war es dem alten Schwärmer, daß er in Rainald einen willigen Zuhörer fand, längst hatte er sich nach einem Manne gesehnt, dem seine Geschichten noch nicht bekannt, denn im Kloster kannten sie die einen zur Genüge und die andern wollten sie nicht kennen lernen.

Mondenlang hatte Rainald im Kloster geweilt, der Winter war herangekommen, Eis und Schnee umstarrten die Berge, bleich lagen die Strahlen der flüchtigen Sonne über dem Thale, die Welt schien öde und trostlos geworden. Im Pförtnerstüblein, von dessen drei kleinen Fenstern aus man die Gegend bequem überschauen konnte, war es warm und behaglich in rauher Zeit, dort saß Rainald an einem Nachmittage, und der schier un-

versiegliche Mären=Bronnen des Asinarius rauschte an sein Ohr.

„Wahrlich, es steckt viel in den alten Geschichten," bedeutete ihn der Wundermann, „der Mensch muß sie nur recht verstehen, und es schadet beileibe nicht, wenn man einige zweimal oder auch dreimal anhört. Ich habe das an mir selbst erkündigt; da ich noch ein Knabe war, hatte ich einen greisen Ohm mit Namen Brüning hier im Kloster, — Gott verzeihe mir die Rede — sein Wissen war nicht reich, was er aber wußte, erzählte er mir alles wohl zehnmal; da ich aber ungeduldig war und ihm oftmals entwischte, um mit meinen Genossen draußen zu spielen, band er mich mit einem Stricke an seinem Stuhle fest, und ich mußte ihn anhören, ich mochte wollen oder nicht, denn, wenn ich schrie, wartete er ruhig, bis ich ausgeschrien, und begann alsdann seine Rede.[33]) Damals habe ich ihm oft gezürnt, jetzt aber freue ich mich seiner Methode, denn alles, was er mir gesagt, hat sich mir fest eingeprägt, sein ganzes, wenn auch geringes Erbe trage ich in mir. Habe ich Euch die Geschichte von dem Könige Ilias in Griechenland und seiner Tochter Hildegund schon erzählt?"

„Das habt Ihr," erwiederte Rainald, „sie freite nachher den Herrn Waltharius von Aquitanien."

„Ganz recht, ganz recht," bestätigte Asinarius, „dieser Waltharius nun zog, da er Witwer geworden, in dieses Kloster, um für seine Sünden rechtschaffene Buße zu thun; sein Enkel war Rathald, und von diesem stammt unser Bruder gleichen Namens, der alte Mann mit dem

starkknochigen Gesichte und der großen Nase. Waltharius aber war einst, nachdem er so gewaltige Heldenthaten verrichtet, Gärtner im Kloster Novalesa, das jetzund mit Breme vereint ist, nachdem die Sarazenen seine Mauern ausgebrannt haben. Und wie er einst gegen das Unkraut unter den Menschen gestritten, kämpfte er nun gegen das Unkraut der Felder. Das raufte er aus und hing es an Fäden, die er durch den Garten gezogen, mit den Wurzeln gegen die Sonne, auf daß die Wurzeln ertötet würden."

Reinhald lachte belustigt, und das nahm Asinarius übel.

„Durchaus unzeitgemäß und widerwärtig scheint mir Euer Lachen," sagte er spitz, „und leider ist das spöttische Gelächter über die rühmlichen Thaten der Vorfahren nicht selten hier im Kloster unter Abt Rothard."

„Tragt mir den Fürwitz nicht nach, würdiger Vater," bat Rainald, „aber es zählt heutzutage zu den Absonderlichkeiten, wenn ein großer Held im Alter zum Gärtner wird."

„Als ganz thöricht und unverständig muß ich Eure Rede schätzen," schalt Asinarius, „ist nicht die ganze Welt ein großer Garten und sind nicht die Menschen teils Gärtner, teils Pflanzen, die von den Gärtnern für den Himmel gezogen werden? Ist nicht unser Herrgott der oberste Gärtner in seinem Weltgarten? Vieles steckt in den alten Geschichten, wie ich Euch sagte, aber mancher merkt nichts davon. Was aber die Klosterzucht unter Rothard anlangt, die ich soeben berührte, so scheint mir diese allerdings im hohen Grade bedauernswürdig;

Wein, Würfel und Brettspiel sind den meisten Brüdern fast lieber als Kelch, Altar und Monstranz, und das hat Rothard verschuldet; so wenig wie die nagende Maus in den Geldbeutel, gehört er als Abt in ein Kloster. Mit schwächlicher Milde kommt man nicht weiter im Regiment, denn des Herzens Gelüsten ist schlimm von Jugend an, und wir können alle der Geißel nicht entraten."

„Da möget Ihr recht haben," versetzte Rainald, „und wenn ich mein heimisches Kloster mit diesem vergleiche, springt ein merklicher Unterschied in die Augen."

„Einst war es anders," berichtete Asinarius weiter, „zumal in jener Zeit, als der herrliche Greis Waltharius in Novalesa einzog; eben um der scharfen Zucht willen, die dort geübt wurde, blieb er. Er hatte sich nämlich, da er eines der vielen Klöster als Ruhesitz sich wählen wollte, einen schweren Stab anfertigen lassen, an dessen oberem Ende klingende Schellen in Ringen angebracht waren; trat er nun in eine Klosterschule, die Strenge der Sitten zu prüfen, dann stieß er den Stab auf die Erde und maß die Wirkung des Schalles auf die Schülerknaben. So trat er auch in die Kirche von Novalesa, wo der strenge Waltram Unterricht erteilte. Straff und unbeirrt von dem Schellengeklingel des Stabes saßen die Schüler, nur einer wandte sich um, und diesen zauste Waltram sofort an den Haaren und verarbeitete ihn mit dem Haselstabe. Das that dem Waltharius wohl, und er trat in unsern Orden. Unter jener Höhe, die Ihr dort gewahren könnt, liegt er begraben in selbst-

geschaufeltem Grabe, Petronilla von Susa, eine zweihundertjährige Witwe, hat den Nachkommen einst das Grab gewiesen, da es fast vergessen war, und noch heute darf kein Weibsbild jene Stätte betreten, wo der sittenstrenge Mönch ruht. Ich aber habe einst mit meinem Ohm Brüning[34]) unter des Abtes Verstattung drei Jahre in verlassener Zelle unter den Trümmern von Novalesa gesessen, habe die Geschichte des Klosters alldort gebrieft und des Waltharius dabei in Liebe gedacht. Solche Helden, wie er einer gewesen, leben heute nicht mehr."

„Sagt das nicht," warf Rainald ein, „große Thaten geschehen heute wie einst und vielleicht mehr als einst. Rühmliches habe ich an Kämpfen mit eignen Augen gesehen, da ich im kaiserlichen Heere vor Mailand lag."

„Es ist alles nichts, gar nichts," meinte Asinarius kopfschüttelnd, „wir stehen im Greisenalter der Welt, die Menschen werden immer schwächer, der Geist wird stumpfer. Da Ihr aber von Mailand redet, so will ich Euch sagen, daß des Kaisers Hoffnung, die Stadt zu gewinnen, ganz eitel ist. Ich muß das wissen," sagte er mit überlegenem Lächeln, „denn klar liegt mir vor Augen, was den meisten, wenn nicht allen, ein Geheimnis."

„In hohem Maße erregt Ihr meine Neugier," begann Rainald, „warum haltet Ihr die Stadt unüberwindlich?"

„Ich will es nicht sagen," sprach Asinarius, „süß ist es, etwas zu wissen, was kein andrer weiß."

„So behaltet es für Euch," lachte Rainald spöttisch, „es wird wohl nichts Rechtes daran sein, da Ihr damit zurückhaltet, und der Kaiser gewinnt Mailand doch, trotz Eures Geheimnisses."

„Nein, er gewinnt es nicht," rief der andre gereizt und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Ich will Euch sagen, was Mailand schützt, denn mich kränkt Euer zweifelmütig Wesen und ich habe keinem Schweigen gelobt; ich will es Euch sagen," raunte er dumpf: „Die Gebeine der heiligen drei Könige sind es, die man in der Stadt verwahrt. Ich war ein junger Gesell," fuhr er im ruhigen Erzählertone fort, „als ich nach Mailand ging, um in dem Tempel des heiligen Ambrosius, der mein Schutzheiliger, zu beten. Am Tage vor meiner Fahrt gebot mir mein Ohm, ich solle nicht versäumen, auch die Heiligen aus dem Morgenlande ehrerbietigst zu grüßen, und er kündete mir, wie der Erzbischof Eustorgius von dem Griechenkaiser Manuel in Konstantinopel einst die Gebeine für Mailand als Ehrengeschenk erhalten, und wie große Wunder dieselbigen stets gewirkt hätten. Solches erwog ich im aufgeregten Gemüte, und nachts träumte mir, ich sähe die frommen Männer, und sie nickten mir zu mit den gekrönten Häuptern. Als ich nun nach Mailand gekommen war und meine Andacht im Tempel beendet hatte, sagte ich, jetzt wolle ich auch die heiligen drei Könige sehen, denn sie hätten mir in meinem Traume gewinkt. Da wußte niemand recht zu sagen, wo sie seien, denn man hatte sie vorzeiten in Kriegsläuften verborgen und sie waren noch nicht wieder

in ihre Kapelle zurückgebracht. Ein greiser Priester aber fand sich, der befahl mir, mit ihm zu gehen, denn er wisse Bescheid, und er führte mich in das feste Haus des Geschlechtes derer von Thurn, dort sah ich in steinernem Gewölbe die lieben Gebeine der seligen ersten Bekenner; der Priester aber sagte: Hier ruhen sie sicher und hier sollen sie bleiben, denn solche köstlichen Schätze stellt man nicht gern aus vor den gierigen Blicken der Welt. Was meint Ihr nun?" fragte Asinarius mit triumphierendem Blicke, „wird der Kaiser die Stadt erobern, die solche Männer herbergt?"

„Die Sache hat ihre Bedenken," erwiderte Rainald, „aber schauet, dort naht ein Fremder, einsam wie die Heidelerche kommt er durch die Einöde gezogen; bei dem Erzengel Gabriel," rief er überrascht, „den Mann kenne ich!" Und er stieß das Fenster hastig auf und schrie mit gellender Stimme: „Gerhard Spielvogel, alle guten Geister, wo kommst du her?"

Da lupfte der Spielvogel den breiten Pilgerhut und beschleunigte seine Schritte, und als er an das Kloster trat, überflog ein glückselig Lächeln seine krausen Züge; er küßte den Freund, der sich über die Brüstung zu ihm niederbog und sprach: „Motus est pes meus, — mein Fuß hat schwer gestrauchelt, aber die Gnade des Herrn hat mich aufrecht erhalten."

„Von Lodi, aus dem kaiserlichen Winterquartiere komm ich hergeweht," erzählte Gerhard, nachdem er das Stüblein betreten und den Pförtner, der ihn argwöhnisch betrachtete, umständlich und mit einer gewissen komischen

Feierlichkeit begrüßt hatte, „dort weilt auch dein Pate und lauert auf die Schlüssel von Mailand. Bald wird es zu Ende gehen mit der stolzen Stadt, der Kaiser hat gelobt, er wolle die lombardische Krone nicht eher wieder aufsetzen, bis die Mauern gebrochen.“ [35])

„So steht der Kanzler nach wie vor fest in der Gunst des Kaisers?“ fragte Rainald.

„Fester vielleicht wie je,“ erwiderte der Spielvogel, „dunkle Gerüchte schwirrten im Heere, von einem unredlichen Handel, den der mächtige Prälat mit dem Pfalzgrafen und dem Herzoge von Böhmen gehabt, Hader und Zwiespalt sind im Lager entstanden, dann ist der Böhme mit seinem Heergefolge vom Kaiser heimgeschickt, und der Pfalzgraf nach Mombrio verwiesen; den Reichskanzler aber, seinen auserwählten Liebling, hat Friedrich mit sich genommen nach Lodi.“

„Gerhard hüstelte mitunter trocken und hohl, als er dies vorbrachte, nachdenklich hörte Rainald ihm zu. „Hast du den Kanzler gesprochen?“ fragte er, „hat er dir keinerlei Weisung für mich aufgegeben?“

„Wohl habe ich ihn gesprochen,“ antwortete der Spielvogel, „ich mußte ihn sprechen, denn ich trug Briefe mit mir aus der Kölner Kanzlei; von dir aber sagte der vielbeschäftigte Herr wenig, auch war der Ton, in dem er von dir redete, nicht eben freundlich. Als er vernahm, daß ich zu dir wolle, meinte er, dir werde Zeit und Weile hier lang werden, aber du habest über vieles nachzudenken. Wie ist es, hättest du nicht Lust, mit mir zu reisen?“

„Mit dir, nach Köln?“ rief Rainald mit freudig-erregter Stimme.

„Nein, nicht nach Köln,“ entgegnete Gerhard gelassen, „ich bin fortgegangen von dort und werde wohl nicht wieder dorthin zurückkehren. Ich bin krank,“ fuhr er traurig fort, „kränker, als du denkst, hier in der Brust arbeitet der Tod und zerreißt geschäftig der Lunge kunstvoll Gewebe; nur in warmer südlicher Luft vermag ich noch länger zu atmen, ich will von Genua aus zu Schiff nach Salerno und die klugen Ärzte dort fragen, ob sie mich zu retten vermögen. Aus diesem Grunde habe ich den Dienst aufgesagt, und der Kanzler hat mich gnädigst entlassen.“

„Du bist krank,“ sagte Rainald bewegt, „und um meinetwillen hast du den Weg durchs rauhe Gebirge genommen? Warum hast du das gethan, Gerhard? Was kommst du mit Gefahr deines Lebens zu mir, dem Ausgestoßenen, der dir nicht danken kann, als mit Worten?“

„Ich mußte dich noch einmal sehen,“ flüsterte der Spielvogel freundlich, und eine Thräne hing an seiner Wimper, „du hast mir manches zulieb gethan, und gute Freunde sollen nicht für immer von einander gehen ohne Abschied.“

„Kaltherzigen Gruß hast du mir von dem Kanzler entboten,“ begann Rainald nach einer Weile, „hast du mir nichts, das besser wäre, von der Schwester meines Paten zu sagen?“

Gerhard schüttelte den Kopf. „Nichts!“ erwiderte

er herbe, „kälter als hier fährt der Wind über den Rhein, die Rosen sind verblüht mit dem kurzen Sommer; aber sie lebt und ist gesund, nach der du fragtest.“

Jetzt wurde das Gespräch, das in deutscher Sprache geführt wurde, dem Bruder Asinarius langweilig und verdächtig.

„Als ohnemaßen unschicklich muß ich es tadeln,“ hub er an, „daß ihr euch hier, meiner Gegenwart uneingedenk, in fremder Zunge unterhaltet; redet doch lateinisch, damit auch ich etwas Neues erfahre von Kaiser und Reich und euch meine Ansicht über die Neuigkeiten nicht vorenthalte.“

„Unschicklich ist es auch, alter Freund,“ versetzte der Spielvogel munter, „daß du mir bislang den Willkommtrunk vorenthalten hast, der mir wichtiger ist als deine Ansicht. Für nichts ist nichts, und wir reden lateinisch am leichtesten mit feuchter Zunge, meine aber ist trocken wie ein gedörrter Fisch.“

„Wehe dem Menschen, dessen Götzen der Bauch und der Schlund,“ murrte der Pförtner, „gehet in die weinfeuchte Zelle des Abtes und frönet niederem Triebe; bei Asinarius wird nicht geschlemmt.“

„Es sei, wie du sagst,“ lachte Gerhard, „laß uns gehen, Rainald, dieser alte Waldkauz hat recht. Lebet wohl, gehabt Euch wohl in trockener Luft.“

Rainald verabschiedete sich höflich von dem Pförtner, der mit giftigem Blicke den Fremden verfolgte, und geleitete den Freund zu Rothard. Dieser holte nach, was Asinarius an Aufmerksamkeit versäumt, und um die Abend-

zeit führte er den Geheimschreiber des Kanzlers, — denn als solchen hatte Gerhard sich ihm offenbart, — zu erheiternder Gasterei in den Speisesaal.

Nicht zahlreich war heute das Konvivium, nur sieben Brüder hatten sich eingestellt, von den übrigen waren etliche krank, etliche saßen bei karger Kost vor ihren Schriften, andre fasteten; auch Asinarius, der Waldkauz, hielt sich fern, er lag im Dunkeln auf seinem Schragen und ließ die Schemen seltener Mären an sich vorüberziehen. Rothard gestattete jeglichem, seinem Willen nachzuleben, verlangte dagegen nur, daß man auch ihn unangetastet lasse. Den sieben aber, welche sich eingestellt hatten, blickte die heitere Weltfreude aus den Augen, selten fehlte einer von ihnen an der Abendtafel, welche den einzigen Ersatz bot für die Entbehrungen einförmigen Lebens. Sie saßen zu Anfang des Mahles stumm und in Würdigkeit am Tisch, musterten begehrlich Speise und Trank und schauten verstohlen auf den Spielvogel, der neben dem Abte den Ehrenplatz inne hatte; auch Rothards Benehmen war höflich zurückhaltend. Man kannte die Sinnesart des Gastes nicht, man wußte nicht, ob ihm ein vorlaut lustiges Wesen behagen, und ob er nicht über ein solches demnächst vor dem Ohre des Kanzlers üblen Bericht erstatten werde; auch Rainald gegenüber hatte man anfangs dieselbe Scheu gehegt, aber diese Scheu war längst geschwunden.

Emsig arbeitete Präpositus Huckbald, der Schmerbauch, auf seiner Schüssel, sein Kopf war gänzlich kahl und glatt, wie eine rein gefegte Tenne, die Philosophie

des Epikur hatte keinerlei Heiligenschein bei ihm aufkommen lassen; ihm gegenüber saß Spiridion, ein hagerer, schlangensehniger Mann, mit stechenden Augen, die den Kahlkopf spöttisch betrachteten, wie er geschäftig seinem Wanste opferte; dann folgten Fromund, der Administrator, und Leuthold, der Scholastikus, frische Männer mit blühenden Gesichtern, Sichelm, der Vorsänger auf dem Chore, Rathald mit der großen Nase, ein behender Mann, ein geschickter Maler, der die Schriften der Brüder mit reichem Miniaturenschmuck auszierte, und Singulf, der Steinschleifer, dem die Hand leicht zitterte infolge rastloser Ausübung seiner Kunst, mit der er die bunten Würfel der Mosaikbilder glättete und aneinanderfügte. Rainald saß heute zur Linken des Abtes, er war still und in sich gekehrt; das, was der Spielvogel ihm gesagt, hatte ihm das Herz schwer gemacht, und mitleidig streifte ihn ab und an der offene Blick des Freundes. In Gerhards Adern begann nach reichlich genossenem Weine das Blut rascher zu kreisen, rötlich färbten sich die verfallenen Wangen, der Hustenreiz wurde gelinder, und der verlebte Irrfahrer vergaß sein Leiden; der übermütige, weltverachtende Humor des Vaganten gelangte in ihm zum Durchbruch. Längst hatte der Schlaue gemerkt, daß Rothard einem ziemlichen Scherze nicht abhold, nun probierte er, als die Speisen abgetragen waren, zaghaft die Resonanz des Auditoriums und redete in hellerer, dem ganzen Kreise vernehmlicher Tonart.

„So habt Ihr Arnold von Selenhofen gekannt?“ setzte er das Gespräch mit dem Abte fort.

„Ob ich ihn gekannt habe,“ versetzte Rothard, „jedesmal wenn er durch den Paß von Susa fuhr, sprach er bei mir vor, dort hat er gesessen, und hier saß der Herr Kanzler, als sie zuletzt miteinander nach Frankreich reisten. Wehe über die Stadt, über die unselige Herde, die ihren Hirten getötet!“

„Er war ein guter Herr, aber ein Starrkopf,“ meinte Gerhard.

„Freilich war er ein Starrkopf,“ unterbrach ihn der Abt rasch, „da habt Ihr recht; ein ganz unbändiger Starrkopf, ich möchte sagen, zu starr —“

„Und sein Vorgänger, der gutherzige Felix, hat ihm den größten Schaden gethan, weil er die Mainzer verwöhnt hatte.“

„Verwöhnt,“ bestätigte Rothard, „er hatte sie verwöhnt, das läßt sich gar nicht leugnen, das habe ich wohl vernommen, sie waren eigentlich viel zu sehr verwöhnt.“

„Diesen Felix habe ich selbst kennen gelernt,“ erzählte der Spielvogel, „er war ein Mann von weicher Gemütsart“ —

„Wie es heißt, von allzu weicher Gemütsart,“ schaltete der Abt geringschätzig ein.

„Aber dennoch konnte er strenge sein —“

„Freilich, allerdings, — das wollte ich damit nicht sagen.“

„Ich habe das an einer lustigen Historia[36]) erfahren,“ erklärte Gerhard, „in Mainz erzählt man noch heute die Geschichte. Einst kam nämlich zu dem verehrungs-

würdigen Manne einer von den falschen Propheten, welche die Menschen bethören mit trugvoller Bosheit, der behauptete, er habe Hölle und Himmel durchfahren und komme eben zurück. Da lachte Felix und fragte, wie es denn in der Hölle aussehe, und als jener berichtete, die Hölle sei mit dichten Eichenwäldern umgeben, sagte er: Könnte ich doch meinen Sauhirten mit den mageren Schweinen dorthin zur Mast senden."

Leises Kichern wurde am Tische laut und Gerhard fuhr fort:

„Weiter fragte Felix, wie es denn im Himmel gewesen, und der Prophet erzählte, dort habe er Johannes, den Täufer, als Mundschenken, und Petrus als obersten Küchenmeister angetroffen. Felix aber meinte, die Stellen seien nicht schlecht besetzt, Johannes trinke keinen Wein, das sei viel wert bei einem Schenken."

Munterer scholl das Lachen, und der Spielvogel kniff listig die Augen ein und begann nach einer Weile:

„Was aber, forschte Felix, hast du denn dort gegessen, mein Lieber, denn hungrig bist du doch nicht fortgegangen aus der Küche? Sie wollten mir nichts geben, antwortete der Prophet, da stahl ich den Köchen mit einem Haken ein Stück Fleisch aus dem Topfe, aß es und schlich fort. Ei, du Schalksknecht, eiferte nun der Bischof, so sollst du hier auf Erden die Strafe für den Diebstahl erleiden. Und er ließ den Missethäter an einen Pfahl binden und ihn durchbläuen."

Jetzo hallte der Saal von hellem Gelächter wieder, und der Spielvogel war mit der Wirkung seiner Geschichte

zufrieden. „Gern höre ich ein solches Lachen," hub er an, „schon dacht' ich, Freunde, ich sei hier in eine gar zu ernste Gesellschaft gekommen; unbehaglich wirkt das Schweigen düsterer Mönche, und der hohe Herr Kanzler hat mich gelehrt, dem Frohsinn zu vertrauen, grübelndem Schweigen dagegen zu mißtrauen."

„Fürwahr," begann Rothard streng, „längst schon habe ich mit übelem Mute eure unerfreuliche Haltung beobachtet, meine Lieben, und gewundert hat mich, daß keiner mit einem lustigen Einfalle zu Raume gekommen, unsern Gast zu ergötzen, der in diesen Dingen völlig recht hat."

„Wie mögen wir fröhlich sein und bei heiterer Laune," entschuldigte Spiridion, der ein boshaft Lachen kaum zu verbergen vermochte, „wie mögen wir scherzen, solange Huckbald, der Präpositus, uns bitter zürnt."

Huckbald, der des Spielvogels Erzählung mit breitem Grinsen gefolgt war, nahm bei diesen Worten eine ernste Miene an, er neigte den großen Kopf etwas seitwärts, als sei er ihm zu schwer geworden, die Hände hatte er auf dem Bauche zusammen gelegt, ließ die Daumen gemächlich umeinanderkreisen und beobachtete dies Spiel wehmütig mit halbgeschlossenen Augen.

„O, Huckbald, mein Sohn," rief Rothard, „welch einen Span hast du heute wieder mit deinen Brüdern?"

„Großes Ärgernis haben sie mir und andern bereitet," grollte der Gefragte mit gurgelndem Tone, „sie haben den Fluch der Lächerlichkeit auf mein würdiges Haupt geladen, ich habe mich losgesagt von dem Umgange

mit den verderbten Gemütern, und nur Dienst und Tisch sollen fortan gemeinsam zwischen uns sein.“

„Und wodurch haben sie dich gekränkt,“ fragte der Abt.

„Zur Zeit des sorgenlösenden Schlummers haben sie mir einen Raben auf die blanke Kopfhaut gemalt,“ zürnte Huckbald, „als ich nun heute morgen ohne arge Gedanken vor meinen Schülern stand, und bei der Lehre von den Kasus mich etwas niederbeugte, schrien die Knaben mit wieherndem Gelächter: Unser Präpositus hat einen Vogel! und wiesen zeternd auf meinen Schädel, so daß ich sie kaum zu beruhigen vermochte. Ich aber vermute, daß Rathald den Raben, der schwer zu beseitigen war, gemalt, und daß Spiridion ihn dazu angestiftet hat; den andern verübele ich, daß sie — obschon sie mich alle bei der Frühspeise vor der Schule gesehen — mich nicht gewarnt haben, wie einträchtigen Brüdern wohl ansteht.“

Sie hatten alle Mühe und Not, ernst zu bleiben bei dem kläglichen Vortrage, der Spielvogel hatte sein Sacktüchlein hervorgenommen, er verbarg sein Gesicht in demselben und stöhnte, als sei ihm ein Krampfhusten angekommen.

„Verzeihet, meine Lieben,“ begann Rothard mit feierlichem Tone, „schlecht habt ihr gehandelt, da ihr euern würdigen Genossen also beleidigtet, und mit Fug fühlt er sich gekränkt durch eure niederträchtige Bosheit, zumal er gegen euch immer harmlos und aufrichtig gewesen ist. Könnt ihr zu eurer Entschuldigung etwas sagen?“

„Das können wir,“ versetzte Spiridion. „Huckbald,“

schrie er, „kannst und magst du es leugnen, daß du uns lange getäuscht hast über die öden Verhältnisse deines Hirnkastens?“

Huckbald schwieg gedrückt, und Spiridion schalt weiter: „Falsches Haar hat er getragen, das ihm einst ein Händler aus dem modischen Frankreich verschachert; als ihm nun kürzlich — wie wir erfahren — der Rabe, den er sich hält, nachts, da er im Weinrausche gelegen, dies Haar zerrissen hatte, trat er vor uns hin, kahl wie eine Ratte, und erzählte auf unsre teilnehmende Frage, sein Rabe habe ihm, als er geschlafen, geschäftig mit dem Schnabel das Haar in kleinen Büscheln ausgerauft, zeigte uns auch die Büschel. Wir aber glaubten seinen Worten und bemitleideten ihn, den argen Betrüger, da wir aber nachher seine Tücke merkten, malten wir ihm zur Warnung und gleichsam symbolice den Raben auf den Kopf. Jetzt frage ich, hat er ein Recht zur Klage? Ist er aufrichtig gewesen gegen seine Brüder?“

Huckbald saß geknickt. „Ist es so, wie Spiridion sagt? Hast du dich einer solchen groben Täuschung schuldig gemacht?“ fragte ihn Rothard strenge.

„Ich könnte mich rechtfertigen, aber ich will es nicht,“ erwiderte jener; „ist es aber wohlgethan, daß man die teure Farbe des Klosters zu solchen Narrenpossen verwendet? Ich halte dies für sündliche Verschwendung.“

„Ist es denn billig, daß du deinen Raben futterst auf Kosten des Klosters?“ fragte Spiridion giftig. „Rede doch nicht, wie Judas Ischariot, Huckbald, und zeihe nicht andre der Verschwendung, die du selbst übst.“

Darauf vermochte der Geprellte nichts zu erwidern, und kleinmütig ließ er den Kopf hangen und drehte die Daumen.

„Wehe über die Eitelkeit der Welt,“ rief Spiridion, „über die Pariser Galanen, die wie die Haubenlerchen einherstolzieren mit fremdem Haarwulst, wenn ihnen der eigene fehlt! Ich preise deinen Raben, Huckbald, denn besser gefällst du mir jetzt, du hast dir die Jugend gesichert, die Eselsfarbe des Alters kann dich nicht mehr verunstalten.“

„Am besten wär' es, ihr vertrüget euch,“ sagte Rothard begütigend, „ihr habt alle gefehlt, so lasset jetzt den Haß gegeneinander fahren.“

„Ich bin ein friedlicher Mann,“ begann Huckbald, „und ich sehe wohl ein, es war eine Thorheit, daß ich eine Haar-Kalendre [37]) trug, eine Thorheit zieht die andere nach sich, vergebt mir die Täuschung, so will ich den Scherz vergeben, den ihr mit mir getrieben —“

Lautes beifälliges Jauchzen unterbrach diese Rede. „O, Huckbalde, sit tibi laus, wir trinken dies aus!“ schrie Spiridion und schwenkte seinen Krug, während Rathald den Kahlkopf zärtlich umschlang und bei solcher Gelegenheit unter den gehobenen Zinnbecher Huckbalds stieß, so daß der Wein das Antlitz des versöhnlichen Mannes überströmte; aber auch dies ertrug derselbe willig, als ein unbeabsichtigtes Vorkommnis.

Inmitten allgemeinen Lachens und Jubilierens waren auch von Rainald, der an Huckbalds Seite saß, die schweren Gedanken allgemach gewichen, er hatte scharf

getrunken, und heiteren Auges blickte er auf das lärmende Gelag; das freute den Spielvogel und erhöhte noch seine Lustigkeit im richtigen Fahrwasser.

„Huckbald unterweiset die Schüler in der Lehre von den Kasus," rief er, „wisset ihr aber auch, wie man heutzutage in Rom deklinieret?"

„Ich wüßte nicht, daß" — erwiderte Rothard, und Gerhard begann zu singen:

„Schleppt nach Rom dich, lieber Mann, mal ein Vokativus,
Klagt dich dort beim Papste an ein Akkusativus,
Sorge, daß dir Gold verschafft schleunigst ein Dativus,
Dann erlöst dich aus der Haft gern der Ablativus.[38])
Denn der Papst, verstehe recht, liebt den Mammon gar nicht,
Doch ein reiches Geldgeschenk verachtet er fürwahr nicht.

Wie gefällt Euch das Lied, was sagt Ihr dazu, Rothard, unwürdigster der Knechte Gottes?"

„Ei, ei! nun, nun!" erwiderte der Abt und er schaute Gerhard von der Seite an, mit blinzelnden Augen und mit einer Miene, aus der man alles und nichts entnehmen konnte, „es kommt darauf an, welchen der heiligen Väter Ihr meinet. Sang- und Vortragsweise sind gut, dennoch — verzeihet, lieb wäre es mir, Ihr ließet bei Euern schlechten Witzen Rom aus dem Spiele."

„Ihr kennt den Duckmäuser schlecht," flüsterte Spiridion dem Spielvogel ins Ohr, „der verrät keinem seine Meinung, solange er nüchtern, aber wartet noch um einiger Krüge Länge, dann ist er wie ausgewechselt und widerspricht Euch so oft, wie er Euch jetzt recht gibt."

Die Tischgenossen wiederholten schreiend und mit den Krugdeckeln schlagend die Schlußverse des Liedes, Singulf, der Steinschleifer, aber rief:

„Lasset uns dem Gaste zeigen, daß auch uns die Sangeskunst nicht fremd, lasset uns das Lied vom roten Mündelein vortragen, Sichelm singt die deutschen, Huckbald die lateinischen Verse, und die andern fallen ein mit dem Rundreim.“

Der Vorschlag gefiel, eine kleine Harfe wurde herbeigeschafft, und Sichelm intonierte und begann mit Huckbald den Wechselgesang:

Sie war ein Mägdlein wohl bestellt
Virgo dum florebat,
Anlachte sie die ganze Welt,
Omnibus placebat;
Eia, dies Kindelein,
Viel Liebes ihm geschah
An seinem roten Mündelein,
Cicha, cicha, cicha.

Zur Aue schritt ihr leichter Fuß,
Flores adunare,
Da sah sie einen Klerikus,
Ibi ambulare
Eia, mein Kindelein,
Sprach der, als er sie sah,
Wie ist so rot dein Mündelein,
Cicha, cicha, cicha.

Er nahm sie bei der weißen Hand,
Sed non indecenter,
Und griff nach ihrem Mützenband,
Valde fraudulenter;

Eia, mein Kindelein,
O, wohl mir, daß du da
Mit deinem roten Mündelein,
Cicha, cicha, cicha.

Er kniff sie in die Wänglein rund,
Non absque timore,
Und küßte ihren Rosenmund,
Dulcis es cum ore;
Eia, mein Kindelein,
Nun, ist der Maien nah
Mit deinem roten Mündelein,
Cicha, cicha, cicha.

Es steht eine Lind' im grünen Thal,
Nemus est remotum,
Da sah sie ihn zum letztenmal,
Planxit et hoc totum;
Eia, das Kindelein,
Das Scheiden ging ihm nah,
Das klagt sein rotes Mündelein,
Cicha, cicha, cicha![39])

Hell schwirrte die Stimme Sichelms, des Chorsängers, rauh und grunzend war Huckbalds Tonweise, und der Liedschall der übrigen war eher Geschrei denn Gesang zu nennen; in wüsten Lärm endete der Vortrag, der von Geklapper, Pfeifen, Zischen und allerlei unbestimmten Lauten begleitet gewesen. Da öffnete sich die Thür, und Asinarius, der Pförtner, trat zornbebend ein.

„Wehe über dir, gottvergessene Sykophantenbande," tobte er, „wehe über dir, Rothard, der du deine Herde also weidest, abseits von dem Wege der Tugend; du hast Ärgernis bereitet, und es wäre dir besser, dir würde ein

Mühlenstein an den Hals gebunden und du würdest versenkt an tiefster Stelle des Meeres!“

„Verzeihet, meine Lieben, — werft ihn hinaus!“ schalt der Abt. „Krieche zurück in deinen Felsenspalt, lichtscheue, grämliche Fledermaus, und störe nicht lieblichen Männergesang. Hinaus mit ihm!“

Leuthold drängte den Pförtner zurück und schloß die Thür hinter ihm. „Er hat so unrecht nicht mit seiner Rede,“ bemerkte der Spielvogel und winkte den Zechbrüdern bedeutsam zu, „der Lärm ist gar zu arg.“

Mit diesen Worten aber reizte er Rothard noch mehr. „Was,“ schrie dieser, „Ihr wagt es dreinzureden, wenn ich befehle? Hier gilt meine Meinung und keine andere.“

„Aber Ihr wollet doch nicht behaupten, daß der Gesang wohllautend gewesen,“ warf der andere ein, „Ihr könnt doch nicht“ —

„Wohl will ich und kann ich das,“ unterbrach ihn der Abt mit schwerer Zunge; „ganz nach meinem Sinne war das Lied und sein Ton, Euch steht es überdem am wenigsten an, hier zu tadeln, denn Ihr seid hier Gast und habt kein Recht.“

„Da seid Ihr ein schlechter Wirt, wenn Ihr dem Gaste solche Beschränkung auferlegt,“ lachte Gerhard.

„Ich wüßte nicht, daß“ — eiferte Rothard, „wem es hier nicht gefällt, braucht ja nicht hier zu bleiben, — keineswegs, meinetwegen könnt Ihr ja gleich abziehen, denn längst seid Ihr mir widerwärtig und lästig geworden,

und wenn ich Euch hier und da recht gegeben habe, so ist es aus Höflichkeit geschehen."

Das war dem Konvivium zu stark. Spiridion sprang empor. „Wer gibt dir das Recht, den Fremden zu beleidigen?" kreischte er Rothard ins Ohr. „Er ist der Gast der Bruderschaft, und nicht deiner Laune unterworfen. Wenn du das Kloster weiter durch Grobheit verunglimpfst, setzen wir dich morgen ab."

Stöhnend und pustend sank der Abt an die Lehne seines Stuhls zurück, der Spielvogel aber sagte zu den Männern: „Nehmet mein ungünstiges Urteil nicht übel auf, die Stimme eines jeglichen unter euch ist nicht schlecht, aber in dem Zusammenwirken vermisse ich den höhern Einklang."

„Hört ihr es nun," rief Sichelm, „habe ich euch das nicht immer gesagt, aber immer vergeblich? Umsonst ist all meine Mühe an euch verschwendet, denn der Genius der Kunst steckt nicht in euch."

„So ist es," bestätigte Gerhard.

„Es ist nicht so," grollte der Abt, aber Spiridion hob die Faust, da schwieg er.

„Vergönnet mir, daß ich euch ein Lied singe," bat der Spielvogel, „ein großer Poet hat es geschaffen, ihr mögt selber urteilen, ob es gut ist."

Und er griff die Harfe und sang mit schwacher Stimme das Meum est propositum. Aufmerksam lauschten alle der süßen Tonweise, bald jedoch mußte er innehalten, die Stimme versagte, und jetzt riß Rainald

die Harfe mit ungestümer Leidenschaftlichkeit an sich und setzte den Vortrag des Liedes also fort:

„Jeglichem hat eigne Art
Die Natur gegeben,
Wenn ich Verse schmieden soll,
Schmied ich unter Reben;
Laßt mir Liebe, gebt mir Wein,
Oder nehmt mein Leben;
Von des Bechers Grunde muß
Meinen Schatz ich heben.

Nüchternheit, o Traurigkeit,
Meine Lippen schweigen,
Bis die volle Kanne klirrt,
Bis die Becher steigen;
Führt im kreisenden Gehirn
Bacchus seinen Reigen,
Muß der Liedergott Apoll
Sich hernieder neigen.

Wie der Wein, so ist mein Lied,
Hab ich nichts gegessen,
Kann man einen guten Vers,
Nicht von mir erpressen.
Habe ich bei gutem Wein
Kostfroh mich versessen,
Will ich mit Ovidius
Mich im Dichten messen.

Nicht vermag den Feuergeist
Irdisches zu kränken,
Wenn das staubentrückte Herz
Nektarfluten tränken.
Aber rein will ich den Wein
An des Wirtes Bänken,
Nicht das wässrige Gemisch
Eines Klosterschenken.

Guten Wirtes kühl Gelaß
Wird von mir hienieden
Bis zu letztem Atemzug
Nimmermehr gemieden;
Bis die lichten Engel nah'n,
Bis sie mir beschieden
Ihren leisen Sterbegruß
Von dem ew'gen Frieden."[40])

Voll und in lieblicher Reinheit klang seine biegsame Stimme, die übermütige Lustigkeit in Wort und Weise verfehlte nicht ihre Wirkung auf die weinseligen Hörer, und als er geendet, schien der Beifall kein Ende gewinnen zu sollen. Nur Rothard gab keinerlei Zeichen kund, daß ihm das Lied gefallen.

„Wisset ihr auch, wer dieses Lied gedichtet?" fragte der Spielvogel wohlgefällig. „Dieser hier, der es gesungen, hat es erdacht und gemacht, und es ist euch bislang wohl kaum klar gewesen, welch einen rühmlichen Mann ihr in ihm beherbergt habt."

Nun entstand im Saale eine große Bewegung. Lärmend und krugschwenkend umdrängte man Rainald, Huckbald aber umschlang ihn und sagte zärtlich: „Bacchus, Venus und Apollo sind keine Heilige, aber in dir wollen wir sie dennoch preisen. Auf! Singulf, wir wollen den Sänger ehren, wie man vorzeiten einen König ehrte!"

Und die beiden starken Männer hoben Rainald auf ihre Schultern und trugen ihn rings durch den Saal, während Spiridion mit der Harfe voraufzog, und die übrigen im Tanzschritte, singend und mit den Zinnbechern rasselnd, ihnen folgten. Nur Rothard war sitzen

geblieben, aber nicht in feindlicher Absicht; die Kraft war aus seinen Knieen gewichen, er vermochte nicht mehr zu schreiten. Das ärgerte ihn, und als Rainald wieder neben ihm saß, sagte er mit lallender Zunge: „Einen Schlemmer und Goliarden[41]) hat mir Euer Pate überwiesen, da er Euch zu mir sandte, so wird auch das Weibsbild, von dem er schrieb, wohl keine Heilige sein.“

Rainald schnellte empor. „Kein Wort mehr von dieser,“ stieß er hervor, und seine Augen glühten unheimlich, „denn wenn Ihr sie verlästert, schlage ich Euch nieder mit dieser Kanne.“

Rothard brummte unverständlich. „Über wen schrieb Euch der hohe Herr Kanzler?“ forschte der Spielvogel.

„Was geht das dich an, alter Trunkenbold?“ kicherte der Abt, „weiß ich doch selbst nicht einmal Bescheid, wer das lose Dirnlein ist“ —

Bei diesen Worten holte Rainald aus mit der Kanne zu gewaltigem Schlage, aber Spiridion deckte den schwachen Greis, er fing den Schlag auf mit der Harfe, die er bis dahin klimpernd im Arme gehalten; mit schrillem Klange der springenden Saiten zerbrach das Instrument und fiel zu Boden.

„Mäßiget Euch,“ schrie Spiridion, den der wuchtige Anprall fast aus dem Gleichgewicht gebracht hatte, „wie mögt Ihr rechten mit dem weinschweren Manne!“

„Er hat des Kanzlers Schwester beleidigt,“ grollte Rainald, „wer wagt es, ihn zu entschuldigen?“

Ein seltsames Zucken ging über des Spielvogels Gesicht. „Ich wage das,“ entgegnete er ruhig, „schweres

Unrecht hättest du auf dein Haupt geladen, Unbesonnener, wäre Spiridion nicht behender gewesen, als du. Danke Gott, daß solches verhütet ist. Schaue dir diesen an, hätte dir einer es gedankt, wenn du diese fabulierende Zunge zum Schweigen gebracht hättest? Keiner, auch sie nicht, um die der Schlag geführt ist."

Mit finsterem, stumpfschwermütigem Gesichte hatte Rothard inzwischen seinen Gegner betrachtet, jetzt hub er an, zu weinen, die Thränen strömten durch die rundlichen Finger, die er vor das Gesicht hielt.

„Dieses ist das dritte und letzte Stadium, wir kennen das!" raunte Spiridion.

„Verzeihet, meine Lieben," schluchzte der Abt, „alle hassen mich, und ich hasse keinen, das ist der Unterschied."

„Gehet zu Bett, Väterchen, Ihr seid müde geworden!" dröhnte der Baß Huckbalds.

„Ihr könnt alle gehen, und ich kann es nicht, das ist der Unterschied," wimmerte Rothard, „ich habe das Zipperlein, zipp — zipp — zipp —"

„So tragen wir dich, Singulf und ich," sagte Huckbald gutmütig; beide hoben den schwerfälligen Mann von dem Stuhle und trugen ihn hinaus. Dem Steinschleifer aber saß der Schalk im Nacken. „Wir wollen ihn zu Asinarius bringen, der hat ihm noch etwas zu sagen," flüsterte er unterwegs, und sie schleppten ihre Last in die Pförtnerstube, setzten den Abt vor dem Schragen nieder, auf welchem Asinarius ruhte, und gingen eiligst hinweg.

Als der nüchterne Pförtner den späten Gast erkannte, trat ihm die bittere Galle auf die Zunge, und diese Galle verflüchtigte sich in einer hochtönenden Philippika. Rothard ließ alles ruhig über sich ergehen; als Asinarius innehielt, vernahm er ein tiefes Schnarchen. „So ist mir auch das mißlungen!“ seufzte er gekränkt und legte sich zurück zum Schlafen.

In dem Saale war mittlerweile die Lustigkeit eine gemäßigtere geworden. Sichelm und Rainald sangen noch einige Lieder, dann mahnte der Spielvogel zum Aufbruch und schritt mit Rainald in das Fremdengemach, wo beiden die Lagerstatt bereitet stand.

„Von dem Archipoeta, von dem Erzpoeten haben sie mir erzählt in Lodi,“ begann Gerhard schmeichelnd, als sie dort zu nächtlicher Ruhe sich rüsteten, „ruhmreich redeten sie von dem schmucken Deutschen, der Schwert und Harfe wohl zu handhaben verstanden, und sie tadelten den Kanzler, daß er dich so kurz angebunden gehalten.“

Ein Zug von Bitterkeit lag auf Rainalds Antlitz bei diesen Worten.

„Sie haben recht berichtet,“ erwiderte er unmutig, „streng und wenig freundlich hat er mich behandelt, und sobald ich ihm lästig wurde mit freier Rede, hat er mich hierher geschickt in die Verbannung.“

„Als eine Schwachheit legte man es aus, daß du dir viel habest gefallen lassen,“ bemerkte Gerhard gleichmütig.

„Ich habe geschwiegen, einer zuliebe, die du wohl kennst," versetzte Rainald trotzig.

„Und diese hat es nicht um dich verdient," lachte der Spielvogel spöttisch, „freundlich verkehrte sie, da du abwesend warest, mit dem Domdechanten Philipp von Heinsberg, und wer weiß, ob dieser sein Dekanat höher schätzt als sie; mit Viktors Hilfe ist allerlei möglich!"

„Gerhard?! ist das die Wahrheit?" rief Rainald heftig, „und wenn es wahr ist, darfst du den letzten Trost mir nehmen in meiner Verlassenheit?"

„Ich will dich nicht mißtrösten," lenkte Gerhard ein, „was aber berechtigt dich, von Verlassenheit zu reden? Du bist nicht verlassen, wenn du dich nicht eigenwillig abschließest. Dumpf und stumpf wirst du freilich in diesen Mauern, dein Herz erstarrt in dieser winterlichen Umgebung, im Verkehr mit verbauerten Flachköpfen, und wer weiß, wie lange du hier noch harren sollst in trostloser Öde."

„Im Frühjahr holt mich der Kanzler ab," entgegnete Rainald.

„Da magst du lange warten, bis er kommt," meinte Gerhard, „vielleicht kommt er gar nicht, und wenn sie ihm den Odem ausblasen, was willst du alsdann beginnen? Wenn er aber kommt, weißt du, wohin er dich führt? Schwer empfindet er es noch heute, daß du den Meister Stabius hast entweichen lassen, größten Dank schulde ich dir, daß du mich nicht verraten, hättest du nicht geschwiegen, trüge ich heute den Kopf nicht mehr auf diesen erbärmlichen Schultern."

„Das Vertrauen zu meinem Paten ist mir noch heute nicht entschwunden," sagte Rainald getrost.

„Aber sein Vertrauen zu dir hat einen schweren Stoß erlitten," unterbrach ihn der Spielvogel, „und das wiegt schwerer als deine Vertrauensseligkeit."

„Er hat mich gegrüßt in dem Briefe an Rothard und mir geraten, Gepas eingedenk zu sein," warf Rainald ein.

Gerhard stutzte, nach einer Weile begann er: „Fürwahr, ich dachte, du hättest die Großen der Welt besser kennen gelernt, nachdem du länger mit ihnen verkehrt hast! Hat dein stolzer Pate dich nicht abgeschüttelt, sobald du ihm unbequem wurdest, sobald er merkte, daß du ihm schaden könntest? Hast du nicht gefühlt, was man im Heerlager gefühlt hat bei deiner plötzlichen Abreise? Hohen Ruhm konntest du gewinnen vor dem Feinde, aber der Kanzler bannte dich in ruhmlose Stille. Das ist die Art der Mächtigen, ihre Schritte gehen über Leib, Leben und Ehre anderer leicht hinweg. Hat dein Name helleren Klang, als da du gingest, wenn du jetzt nach Köln heimkehrst? Bist du um eine Spanne gewachsen in der Fremde? Dein Pate hat dich aufgehalten in der Rennbahn nach dem Glücke, du brauchst dich bei ihm nicht zu bedanken. Dir aber dankt er das Leben, und das scheint er vergessen zu haben. Wenn er dir mit vieldeutigem Worte etwas Verlockendes gezeigt hat mit seinem Gruße, so hat er das vielleicht gethan, um dich nicht vorzeitig ganz zu verlieren, und ich rate dir, dem Worte nicht blind zu vertrauen, denn du

wärest nicht der erste, der nach dem Winde gehascht, auf Grund eines doppelzüngigen Versprechens."

Rainald hatte sich angekleidet auf das Lager geworfen und starrte nachdenklich vor sich hin. Unstet schritt der Spielvogel im Gemach auf und nieder, er hatte einen Hustenanfall zu bestehen, dann fuhr er fort:

„Zeit ist es, daß ich in südlichere Luft gelange, denn mein Leiden ist schlimmer geworden auf der Reise; Zeit ist es auch für dich, daß du dich anschickst eigene Bahnen zu wandeln. Mach dich los, wirf die Ketten ab, die dich halten, die immer blank bleiben, wenn deine Kraft in ihnen längst verrostet ist. Wenn du mit mir nicht ziehen willst, fahr andere Wege, aber fahre — fahre in die Welt, dem Ruhme und dem Glücke entgegen."

„Wie oft hast du geseufzt über das Los des schweifenden Mannes!" versetzte Rainald, „nun rätst du mir dies Los zu wählen?"

„Ist deine Kunst nicht größer als die meine? Hält meine Gestalt den Vergleich mit der deinigen aus?" fragte Gerhard. „Fürsten und Prälaten werden dem Erzpoeten den Ehrensitz bieten beim Mahle, und die Weiber werden sich streiten um einen Blick aus deinen Augen. Ich kenne die Welt, Rainald, und ich wollte, ich kennte sie nicht, denn mir hat sie viel Übles gethan."

Es entstand eine längere Pause, der Spielvogel suchte fröstelnd sein Bett auf, dann sagte Rainald: „Nach

Salerno kann ich dich nicht begleiten, dort ist Jolinka, und ihr mag ich nicht wieder begegnen."

„Da bist du im Irrtum," erklärte Gerhard, „sie ist bei dem Meister in Palermo, Stabius ist Leibarzt geworden bei dem Könige von Sizilien. Aber thu was du willst," setzte er mit gleichgültigem Tone hinzu, „wandere, wohin du willst, meinethalben direkt gen Köln, nur verliege dich nicht in einem würdelosen Dasein. Und jetzt laß uns schlafen, ich bin müde geworden."

Er kehrte das Gesicht nach der Wand, und infolge des Weingenusses war er bald eingeschlummert, Rainald hingegen lag noch lange wach in schweren Sorgen und Gedanken. Als er nach kurzem Schlafe morgens erwachte und der Spielvogel sich die Müdigkeit aus den Augen rieb, fragte er:

„Wie willst du in Salerno bei den Normannen bestehen, Gerhard, mit deiner Treue gegen den Kaiser? Unwillig empfindet man dort das deutsche Regiment über Italien, du mußt zum Lügner werden, wenn du in Ruhe leben willst unter der Herrschaft des Königs Wilhelm."

Der Spielvogel lachte. „Schlecht bist du unterrichtet," erwiderte er, „wenn du glaubst, in Salerno könne ein freier Mann nicht seine freie Meinung haben. Leute aus allerlei Volk leben dort im Dienste der Kunst und der Wissenschaft, und keiner fragt, wes Glaubens und welcher Gesinnung bist du, bist du für den Papst Viktor oder für Alexander? Ich kenne Salerno, vor

wenigen Jahren noch bin ich dort gewesen, ich wollte, ich wäre damals an jenem seligen Gestade des kristallklaren Meeres geblieben, in jenem beglückenden Gefilde, in der erquickenden Luft, nach der ich jetzund ein gierig Verlangen trage."

„Gott weiß es, ich möchte mit dir ziehen," seufzte Rainald, „schwer lastet auf mir der Bann einförmigen unthätigen Lebens, das Grauen der Einsamkeit, welches mich befällt im Verkehr mit anders gestimmten Männern. Oftmals habe ich hier am Fensterladen gestanden, und eine Stimme in mir hat geschrieen: O, daß du Flügel hättest und dich aufschwingen könntest in die fröhliche Welt! Aber ich durfte nicht fort und darf auch heute nicht fort, denn mit dem ersten Schritte über die Schwelle des Klosters ließe ich alles im Stich, was meine Seele bislang mit Trost und Hoffnung genährt hat."

„War," entgegnete Gerhard, „der große Odoaker besorgt um das, was er zurückließ, da er als schlichter Kriegsmann Österreich verließ und den heiligen Severin um seinen Segen bat vor der Fahrt nach Italien?[42]) Er vertraute der eigenen Kraft und verließ sich nicht auf andere, du dagegen lauerst darauf, daß der Kanzler dir Schwingen anheftet. Rainald", fuhr er fort, als er merkte, daß er den Freund verletzt, „wenn du die Gnade des Kanzlers hast, wird er es dir auch schwerlich nachtragen, daß du diesen dumpfen Ort verlassen, und wenn du zu ihm zurückkehrst, wird er dir das geben, was er dir aufbehalten hat. Und nun genug der Worte —

thu, was du willst, sage ich dir nochmals, mir ist jegliche Entschließung recht."

Sie gingen in den Saal zu gemeinsamem Frühtrunk mit den Brüdern, dort trafen sie auch Rothard, den die Genossen bereits schwer geängstigt hatten ob seines gröblichen Benehmens gegen die Fremden. Der Mund des Greisen sprudelte über von Entschuldigungen und Höflichkeitsbezeugungen, von harten Anklagen gegen sich und die Schwäche seines Leibes; kühl und mit wohlberechneter Zurückhaltung nahm der Spielvogel die Reden auf. Der Morgen verging langsam im Wechsel inhaltloser Stunden lässigen Lebens, sang- und klanglos verlief das Mittagsmahl, dann trat Rainald an Gerhard heran und sagte mit düsterer Entschlossenheit: „Schaler und nüchterner als gestern starrt mich alles hier an, ich gehe mit dir, mag daraus folgen, was will; läßt der Abt mich nicht ziehen, entweich' ich heimlich."

„Dies sei meine Sorge," erwiderte der Spielvogel und ging zu Rothard, als dieser seinen Mittagsschlaf beendet hatte. Er legte ihm eine mit dem erzbischöflichen Insiegel versehene Vollmacht vor, die er sich für seine Reisezwecke ausgefertigt und von Köln mitgenommen hatte, dann eröffnete er ihm, daß er von dem Kanzler Auftrag habe, Rainald heimzugeleiten nach Deutschland. Rothard wagte keinerlei Einwendung, mit genügender Barschaft waren die Freunde versehen, das Pferd, auf dem Rainald gekommen, ließen sie dem Kloster, und am folgenden Morgen waren beide wohlgerüstet zur Reise.

Kurz vor der Fahrt nahm Rainald Abschied von Asinarius. „Noch eine Bitte habe ich an Euch, guter Freund,“ sagte er ihm, „nehmt diese Schriften und verwahret sie mir, bis ich sie zurückfordere; Ihr könnt sie durchlesen und hier und da verbessern, sie enthalten den Anfang eines Heldengedichts auf meinen König.“

Der Pförtner versprach geschmeichelt die Erfüllung des Begehrens, dann flüsterte er hinter der hohlen Hand Rainald ins Ohr: „Mißtrauet dem Krüppel, ich könnte Euch eine Geschichte erzählen, wie ein solcher Unhold seinen Herrn verraten hat. Es war in Chalons, der Mann hieß Grippo —“

„Die Zeit drängt,“ unterbrach ihn Rainald, „erzählet mir die Geschichte auf ein andermal, ich muß eilen. Meinem Freunde thut Ihr Unrecht mit Eurem Verdachte, ich kenne ihn gut und habe niemals einen argen Gedanken gegen mich in ihm erfunden.“

Er nahm flüchtigen Abschied, und geleitet von den Segenswünschen des Abts und der Brüder schritten die Männer bald darauf in den klaren Morgen.[43])

In langsamer beschwerlicher Wanderung gelangten sie über Turin nach Genua, dort statteten sie sich aus mit neuer Gewandung und begaben sich alsdann in den Hafen, um zu Schiff die Reise fortzusetzen. Als sie allda auf und nieder schlenderten und die Menge buntbewimpelter Schiffe betrachteten, während sie den Schnellsegler erwarteten, der sie nach Neapel tragen sollte, trat ihnen mit schwebenden Schritten ein stelzbeiniger Mann entgegen, der ein verblühtes, schwarzäugiges Weib am

Arme geleitete. Es war Serlo von Bageux. Die Glücksgöttin schien sich in heiterster Laune ihm zugewandt zu haben, seine Kleidung war auffällig, wie einst, aber reicher; goldene Ringe und Spangen schimmerten an Finger und Handgelenken, auch schien er jünger geworden, schwarzgefärbt glänzten Schnurrbart und Augenbrauen, mit der behaglichen Miene eines vor der Unbill der Welt gesicherten Mannes schaute der Dichter von „Phyllis und Flora“ um sich.

„Ah!“ rief er überrascht, „meine Freunde aus Mainz! Chevalier von Wieden und Signor Spielvogel! Was verschafft der ‚superba Genova‘ die Ehre eures Besuches?“

„Wir reisen nach Salerno und warten auf das Schiff,“ erwiderte Gerhard nach höflicher Begrüßung.

„Seid ihr so eilig?“ fragte Serlo, „könnet ihr nicht einige Zeit hier verweilen? Gern möcht' ich das Gute vergelten, was ihr einst an mir gethan — zwar,“ fuhr er pathetisch fort, „auch ich bin ein Gast hier, ein Gast dieser hochedlen Dame — Annunziata della Scala,“ stellte er sie vor und warf sich in die Brust, „uneigennützige Patrona der Musen, die es wohl versteht, das echte Gold der Sangeskunst von niedrigem Blech zu unterscheiden! Was saget Ihr, ma doulce amie,“ wandte er sich an Annunziata, „sollen sie bei uns bleiben, diese geehrten Jünger der Kunst?“

Wohlgefällig musterte die verblühte Schönheit den hohen, schlanken Wuchs, das jugendfrische Gesicht Rainalds, nickte mit dem sauber geordneten Lockenkopfe und

lud die Freunde ein, sie unter das bescheidene Dach ihres Palastes zu begleiten. Rainald kam jedoch dem Spielvogel zuvor mit der Ablehnung, widerwärtig war ihm das jugendlich zugestutzte alternde Pärlein, und in fast unhöflicher Form wies er die Einladung zurück. Serlo von Bageux aber kränkte dies nicht; unter einem Schwall zierlicher Worte schritt er mit Annunziata della Scala weiter, und als die Freunde das Schiff bestiegen hatten und von dannen fuhren, winkte er ihnen höfische Grüße nach mit seinem Spitzentüchlein.

X.

In der goldenen Muschel.

Denselben Weg, welchen jetzo Rainald von Wieden mit dem Spielvogel fuhr, hatten vor Jahresfrist der Meister Stabius und Jolinka in des Primas Begleitung gemacht. In Neapel hatte dieser die Gefährten verlassen und war nach Palermo gesegelt, während die anderen nach Salerno gereist waren.

Nicht die Sehnsucht, seine Heimat und seinen Geburtsort Bagaria wiederzusehen, trieb den Primas von Clugny nach Sizilien, solcherlei Gefühl war ihm fremd. Auch hatte er in Bagaria nichts mehr zu suchen, seine Familie war verarmt unter der Herrschaft der Normannen, seine Eltern waren längst gestorben, und der Verwandtschaft, welche in dürftiger Vermögenslage in Bagaria lebte, schämte er sich. Hochfliegende Pläne und Hoffnungen führten ihn nach Palermo in den königlichen Palast; hier, wo sich seit langen Jahren eine ränkevolle Hofgeschichte abgespielt hatte, schien dem Abenteurer der Boden zumeist günstig für keckes Wagnis, hier durfte er auf sichersten Schutz rechnen, denn die mächtigsten Männer Siziliens, der Großkanzler Majo und der Erz-

bischof Hugo waren ihm gewogen, auch hatte er einen Bruder bei Hofe, von dem niemand wußte und wissen sollte, daß er sein Bruder; dieser Mann war tief gesunken in der Achtung der Menschen, und nach langem, wüsten Schweifen durch vieler Herren Lande war er Hofnarr des Königs geworden. Als solcher war er nicht ohne Einfluß, und der Primas rechnete auf ihn und mit ihm.

Majo von Bari, der Sohn eines reichen Ölhändlers, herrschte über Neapel und Sizilien, der König Wilhelm, dem er diente, war zu einem willenlosen Werkzeuge in seiner Hand geworden. Lange Jahre hatte Majo an der Befestigung seiner Machtstellung gearbeitet, in schwerer Selbstbeherrschung hatte er überall seinen Willen dem des Königs untergeordnet, mit den Künsten der Heuchelei hatte er das Vertrauen seines Herrn gewonnen, hatte die tiefsten Einblicke gethan in die Geheimnisse des Königs und des Reichs, und allgemach war Wilhelm der kluge Rat seines Kanzlers unentbehrlich, ein Bruch mit demselben gefahrvoll geworden. Auch eines anderen Mittels bediente sich Majo zur Förderung seines Ansehens. Wilhelm war ein thatkräftiger Mann, tapfer im Kriege und geschickt in Hebung der Volkswohlfahrt und der Künste während der Jahre des Friedens, aber in ihm wohnten die schlechten Eigenschaften nahe bei den guten, und durch Grausamkeit, Schadenfreude, Jähzorn und Tücke hatte er frühe schon den Beinamen „der Böse“ bei dem Volke sich zugezogen. Diese schlechten Eigenschaften bildete Majo sorgfältig aus, er machte den

König gefürchteter, als bisher, schreckte das Volk durch zahlreiche Blutgerichte und freute sich über das Behagen, über den Kitzel, den sein Herr empfand an den blutigen Greueln, die er veranstaltete unter dem Scheine des Rechts.

Unter Majos Regiment seufzten die Unterthanen bald unter dem Druck der Steuern, der Kanzler steigerte die Abgaben in unerhörter Weise, das Volk blutete, hungerte und zahlte. Das Volk fluchte dem Könige und dem Kanzler, der König hörte die Fluchworte nicht, und der Kanzler lachte darüber. Und Majo ging weiter; die Thatkraft des Königs mußte gebrochen werden und er brach sie. Er beredete Wilhelm, üppige Feste zu feiern, bei denen schamlose Weiber regierten, er verstrickte den Herrscher in tollste, ausgelassenste Lust wilder Bacchanalien, und die Sittenlosigkeit des Hofes von Palermo nahm derart überhand, daß die Königin Margareta von Navarra ihren Gemahl verließ und mit ihrem Sohne den Palast La Zisa bezog. Mit ihr schien der gute Geist vollends von dem Könige gewichen, in Laster versunken lebte er dumpf und stumpf dahin, seine einzige edle Regung blieb die Teilnahme an Bauwerken, die er schuf; die Angelegenheiten des Reichs waren ihm gleichgültig geworden, er überließ sie dem Kanzler, und dieser trug Sorge, daß kein Unberufener dem Könige sich nahte.

Nunmehr glaubte Majo die Zeit gekommen, die Rolle des Kanzlers mit der des Königs zu vertauschen. Der Erzbischof Hugo von Palermo, sein vertrauter

Genosse, der mit seiner Hilfe den erzbischöflichen Stuhl erklommen und ihm dafür den Eidschwur unverbrüchlicher Treue geleistet hatte, betrieb im geheimen die Absetzung des unfähigen Königs; große Geldsummen wurden an die Kardinäle nach Rom gesandt, damit sie den Papst Alexander günstig für Majo stimmten, aber Alexander war der Freund Wilhelms und nicht gegen ihn zu gewinnen. Feindselig hatte der König einst dem päpstlichen Stuhle gegenüber gestanden, in heißen Schlachten hatte er mit dem Kriegsvolke Hadrians gestritten, hatte den Papst in Benevent belagert und ihn zur Übergabe der Stadt gezwungen; dann war zu Benevent ein Friedensvertrag geschlossen, Wilhelm war zu Kreuze gekrochen, und den Freundschaftsbund, in dem er mit Hadrian gelebt, setzte er auch mit Alexander fort. Die Geldsummen aus Majos Säckel, welche Hugo den Kardinälen in die offenen Hände gespielt hatte, waren fruchtlos vergeudet. Noch vor kurzem hatte sich der heilige Vater Alexander mit sizilischen Schiffen von Neapel aus nach Frankreich führen lassen unter einer Geleitsmannschaft des Königs Wilhelm, um diesem einen Beweis seines Vertrauens zu geben; der Kanzler Majo mußte sinnen, auf andere Weise seinen Herrn zu beseitigen und durch einen Gewaltstreich sich auf den Königsstuhl zu schwingen. Wilhelm hatte keinen Freund mehr in seiner Umgebung, der es ehrlich mit ihm meinte, Majo hatte es verstanden, die Getreuen unter den Normannen und Sikelioten vom Hofe zu verbannen, deutsche und französische Abenteurer, eine verworfene Gesellschaft von Kreaturen des Kanzlers,

schalteten und walteten im Palaste. Auch jener Matthäus Neveling aus Mainz, der einst in eifersüchtiger Wut um Jolinkas willen seinen Bruder Milo erstochen hatte und unter Reichsacht entflohen war, weilte als Kämmerer in der Hofburg zu Palermo, sie nannten ihn Novellus[44]), und er war wohlgelitten bei dem Könige, den es wenig kümmerte, aus welcher Ursache die Deutschen ihn verbannt hatten. Solche Männer von leidenschaftlicher Entschließung und rascher That konnte der Kanzler gebrauchen, und leutselig hatte er auch den Primas von Clugny willkommen geheißen, der ihm längst als ein verwegener Geselle bekannt war. Nikolaus aber suchte nicht allein den eigenen Gewinn, er wollte auch seinen Reisegefährten in Salerno nützen. Als er die Pläne rasch durchschaut, welche Majo ihm unter vorsichtigen Andeutungen und verlockenden Verheißungen klargelegt, hatte er gesagt: „Ihr bedürft eines Arztes, der die Kräfte gewisser schlafbringender Kräuter kennt, nicht weil Ihr krank seid, sondern weil ein anderer gesund ist. Ich weiß den rechten Arzt für dieses Leiden, er heißt Stabius, wohnt in Salerno, und bei ihm wohnt seine Pflegetochter, eine Jungfrau so anmutig und holdselig, wie wohl selten ein Weib auf diesem Eilande gesehen ist. Ihr werdet an beiden Eure Freude haben, nur möcht ich Euch raten, jagt den Alten fort, wenn er Euch seine Dienste geleistet hat, denn er haßt die Tyrannen, und Ihr selbst seid nicht sicher vor seinen Zaubertränken, sobald Ihr die Krone tragt.“

Majo hatte nähere Nachforschungen nach dem Meister

und seiner Begleiterin angestellt, dann war er dem Ratschlage des Primas gefolgt, und als der König von einer Krankheit heimgesucht wurde, hatte er ihm den deutschen Arzt empfohlen, und Stabius war von Nikolaus nach Palermo geholt; man hatte ihm klar gemacht, der König Wilhelm sei zu einer Landplage geworden, das Reich werde befreit aufatmen, wenn der Tyrann eines Morgens verendet auf seinem Lager liege, die Zeit dazu aber sei noch nicht gekommen, zuvor sei noch mancherlei zu ordnen, und es sei zu wünschen, daß der König von seiner Krankheit genese.

Stabius hatte den König geheilt, dieser hatte Zutrauen zu ihm und seiner Kunst gefaßt, und nunmehr harrte der Meister auf weitere Weisung des Großkanzlers. Von Majos eigennützigen Plänen wußte er nichts, es war die Meinung in ihm erweckt, Neapel und Sizilien sollten nach der Zeit der Knechtschaft zu einer Republik werden, und um solchen Preis scheute Stabius nicht zurück vor einem Königsmorde. Er wohnte nunmehr seit einem halben Jahre mit Jolinka in den unteren Räumen der Hofburg, wo auch die übrigen Beamten des Königs hausten, und der vielgehetzte Mann freute sich des ruhigen Lebens in dem wonnigen Thale, welchem die Araber den Namen „goldene Muschel“ gegeben haben.

Der hellleuchtende Morgensonnenschein lag über der Insel, in wolkenloser Klarheit wölbte sich der tiefblaue Himmel über Berg und Thal und dem leicht bewegt auf und nieder schauernden, in wechselnden Lichtern spie-

lenden Meere. Die Kuppeln und Türme des Königspalastes auf dem höchsten Punkte der Stadt Palermo funkelten und gleißten über dem saftigen Grün der Gärten, welche den Palast umblühten, in denen Orangen, Myrten und Ölbäume Zweige und Blätter zu einem Schattendache wölbten und die heiße, zitternde Luft abwehrten. Inmitten der Gärten lag ein klarer See, in diesem See ein Pavillon, dessen Ecken mit schlanken Türmchen verziert waren; von dem See aus liefen blanke Wasseradern durch das Schattengefilde, netzten die Wurzeln der Orangen und verbreiteten erquickende Kühlung ringsum. Noch war es still unter den Bäumen, es schien, als halte die duftschwere Luft alles Leben im Banne süßer Betäubung, nur das Wasser in den Rinnsalen murmelte und rauschte in einförmiger Tonart, und dann und wann klangen Rufe der Schiffer von dem kleinen Hafen La Cala herauf. Dieser Hafen erstreckte sich damals von der Porta felice bis an den Fuß des Hügels, auf dem der Königspalast liegt, Warttürme schützten die Buchtung zu beiden Seiten vor dem Eindringen feindlicher Fahrzeuge in den Frieden der inneren Stadt.[45])

Einförmig erklangen auch die Schifferrufe, nichts unterbrach die schläfrige Ruhe der Morgenstunden, nichts Äußerliches störte den behaglichen Frieden der kleinen Gesellschaft, welche an dem Ufer des Sees im Ölbaumschatten an einem mit Wein, Brot und Früchten bestellten Tische sich niedergelassen. Stabius und Jolinka hatten dort ihr Frühstück verzehrt, der Großkanzler

Majo hatte sie auf seinem Wege zu Hofe begrüßt und sich zu ihnen gesetzt, und später war auch Matthäus Neveling gekommen. Majo prangte in reicher, köstlicher Gewandung, aber das stolze Kleid vermochte das Abschreckende, Gemeine in dem Wesen und dem Äußern des Mannes nicht zu verhüllen. Hoch und starkknochig war sein Körperbau, auf dem wulstigen Halse saß ein großer, eckiger Kopf, und das bartlose Gesicht mit der stumpfen Nase, den aufgeworfenen Lippen und den schwarzen Augen unter buschigen Brauen zeugte von Roheit und tierischer Sinnlichkeit. Er war im eifrigen Gespräch mit dem Meister Stabius, und während solchen Gesprächs haftete auf ihm das tiefblaue, schwermütige Auge Nevelings mit unheimlicher Glut. Matthäus Neveling war ganz in Schwarz gekleidet, und der Ausdruck von Trauer in den Zügen seines vergrämten Gesichts paßte zu der Kleidung; niemand bei Hofe erinnerte sich, daß er diesen Mann jemals habe fröhlich lachen sehen, und wenn er mit der Hand langsam über seine gelben Locken strich, war es, als wolle er eine dunkle Erinnerung gewaltsam aus seinem Haupte verscheuchen. Ab und an richtete er eine gleichgültige Frage an Jolinka, hastig antwortete sie ihm, und ihr Auge, das ihn scheu gestreift, irrte alsdann in die Weite und suchte sich einen Punkt, auf dem es friedlich ruhen konnte.

So hatten die vier wohl ein Stündlein der Muße in der Schattenkühle versessen, als Majo sich erhob. „Kommt,“ sagte er zu Stabius, „der König will Euch sprechen, ich lasse Euch den Vortritt. Mit der leichten

Fieberanwandlung werdet Ihr kurzen Prozeß machen, dann soll ich ihn geleiten in die Kapelle, wo er die neu vollendeten Mosaiken besichtigen will. Er wird zu fromm, gar zu fromm, unser guter König, unser böser Wilhelm, den uns Gott erhalten wolle."

Er lachte rauh und heiser bei diesen Worten, verabschiedete sich von Jolinka und Matthäus und schritt mit Stabius dem Palaste zu. An dem flachen Rande des Sees lag ins Grüne gestreckt Kamillo, der Hofnarr, der Mann schlief, wie es schien. Als Majo an ihm vorüberging, stieß er den Schläfer unsanft mit dem Fuße und lachte, als der arme Mann mit bangem Aufschrei in das Wasser kollerte und alsdann mit hastiger Bewegung seiner langen Beine und Arme auf das Trockene kroch. „Leichter als ein Kork ist ein Narr, das schwerste Gepäck eines Menschen ist die Weisheit," rief der Kanzler und setzte seinen Weg fort, während Kamillo fluchend in sein Kämmerlein schlich, sich umzukleiden.

Unwillig hatte Matthäus dem boshaften Streiche Majos zugeschaut. „Verleidet ist mir der Tag, den ich in Gesellschaft dieses Mannes begonnen," murrte er, „mir ist, als werde die Luft giftig von seinem Atem, und als müsse die Blume welken in seinem Schatten; vielartige Strafe wird ihn treffen, denn es gibt keine Sünde, die dieser nicht begangen hätte."

„Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet," bemerkte Jolinka scharf.

„Unhold ist das Wort, mit dem du mich warnst,"

begann er gereizt, „und seltsam klingt es aus deinem Munde, da ich doch um deinetwillen, wenn auch ohne deinen Willen, dem Richtspruche verfallen bin. Ich bin schon gerichtet, nichts vermag mich zu schirmen vor der höllischen Pein."

„Groß und allgewaltig ist Gottes Gnade," sagte sie leise.

„Groß und unsäglich ist auch seine Gerechtigkeit," warf er ein, „ich werde hinunterfahren, in kurzer Frist, an den Ort des Heulens und Zähneknirschens, aber den heillosen Trost habe ich, daß ich auch jenen dort finde in qualvoller Nacht."

Sie hatte den Kopf gesenkt und zerpflückte emsig ein grünes Blatt. Er stürzte ein Glas des feurigen Weines hinunter und fuhr fort:

„Ich sah das unschuldige Blut dampfen, ich hörte das Ächzen und Gewinsel der Verlorenen, die des Kanzlers Laune verfallen waren, ich vernahm das Fluchen der stolzen Männer, deren schöne Weiber in den Palast geschleppt waren auf Majos Befehl. Das alles sah und hörte ich, und es grämte mich nicht, ich war der Freund des Kanzlers, ich hatte, wie er, den Himmel verloren, nur die Erde gehörte noch mir und ich wollte sie nutzen; da kamst du hierher, Jolinka, ich besann mich wieder auf das Einst und Jetzt, auf den Wert des Diesseits und Jenseits, und ich war elender als je zuvor."

„Was soll es?" rief sie erregt, „was soll mir die heisere Beichte, was verdirbst du mir den goldenen Morgen mit unglückseligen Erinnerungen. Mißgönnst du

mir, die Luft hier zu atmen, nachdem mir dein Geschlecht einst die Heimat verleidet?"

„Jetzt nicht mehr, aber früher mißgönnte ich dir diese Luft, denn sie war zu schlecht für dich," sagte er ruhig, und sie kniff die Oberlippe zwischen die Zähne bei diesen Worten. „Von dem Brudermörder wandtest du dich ab, als du kamest, aber dem großen Majo von Bari gelang sein Meisterstück, er hat dich auf der Seele, und sein Kerbholz ist voll."

Sie schnellte empor von dem Sitze, mit raschen, kurzen Atemzügen rang sie nach Luft. „Freche Worte redet deine Zunge," stammelte sie, „schlimme Beschuldigung schleuderst du mir in das Gesicht, Matthäus" —

„Zürne mir nicht und ereifere dich nicht, Jolinka," unterbrach er sie kalt, „bitter ist es freilich, solche Wahrheit zu hören, bitterer ist es mir gewesen, solche Wahrheit zu glauben; aber sei getrost, jenen übereilt die Rache, wie dich die Schuld übereilt hat. Wehe der Krone auf dem Haupte der Trunkenen von Ephraim, wehe dem Kanzler, der nach der Krone trachtet," fügte er geheimnisvoll hinzu, „ich bin ein sündiger Mensch, aber auch der Verworfene steht oftmals im Dienste der Gerechtigkeit."

Dann erhob er sich, seine Augen glänzten wie im Fieber. „Ich will dir den Morgen nicht weiter verderben," sagte er gelassen, „bald — bald stört dich meine Nähe nie mehr, Jolinka; so lange die Menschen leben, machen sie sich vielerlei Unruhe, wenn Haß und Liebe schlafen, folgt erst die wirkliche Ruhe. Leb wohl!"

Mit verzehrenden Blicken sah er sie an, wieder fuhr die Rechte über das gelbe Haar, dann winkte er mit dem Federhute und ging leichten Schrittes fort. Sie starrte ihm nach, langsam wich das Gefühl der Beklemmung von ihr, das er verursacht, langsam kehrte in die starren Augen, die regungslosen Glieder Leben und Bewegung zurück. Sie schlich in das Buschwerk hinter dem Ölbaume, dort warf sie sich auf eine Bank von schwellendem Moose, und ihre Blicke schweiften über das unter den Strahlengarben der Sonne funkelnde Meer. Sie war heute schöner, als sie je in der Heimat gewesen, es war als habe der Süden den Liebreiz in Gestalt und Antlitz voller entfaltet und den Zauber, der in jungfräulicher Knospe geschlummert, zu reifem Gebilde blühenden Lebens entwickelt. Nur die feucht schimmernden Augen blickten nicht so munter wie einst in die Welt, eine Müdigkeit schien darauf zu lasten, und müde schien auch die Hand, deren schlanke, rosige Finger jetzt lässig in dem grünen Moose wühlten. Wie in gebrochenem Trotze zuckten ihre Lippen, eine leise Anwandlung von Ohnmacht war über sie gekommen. Längere Zeit hatte sie im dumpfen Sinnen gelegen, als das Klirren des Geschirrs auf dem Tische ihre Aufmerksamkeit erregte. Sie lugte durch das Gebüsch und gewahrte den Hofnarren, der eben ein Glas zum Munde führte.

„Kamillo,“ rief sie, und als jener in Verwirrung das Glas fallen ließ, bedeutete sie ihn: „Du brauchst nicht zu erschrecken, der Wein ist dir gegönnt nach dem kühlen Bade; — du hättest dir nur ein ander Glas

nehmen sollen, als das meine, das nun zerbrochen. Komm hierher, Kamillo," bat sie, „erzähle mir Neues, Lustiges, denn mich plagt die übelste Laune."

Der Narr, welcher bunt wie ein Papagei gekleidet war, trat zu ihr, breitete seine Kappe sorgfältig vor der Bank auf die Erde und setzte sich darauf. „Wisset," sagte er mit süßlichem Grinsen und mit geziertem, schrallklingendem Fisteltone, „ich trinke am liebsten aus Eurem Glase, dann lege ich die Lippen dahin, wo Eure Lippen geruht haben, daran habe ich eine närrische Freude."

„Spare deine nichtsnutzigen Schmeicheleien für andere, sie sind mir zuwider," schalt sie. „Hast du nichts gehört, was zu wissen mir lieb sein könnte?"

„Gehört? — Alles habe ich gehört," erwiderte er, „ein Narr hört, sieht und weiß alles, aber ein kluger Narr erzählt wenig, denn er sagt immer die Wahrheit, und die Wahrheit hören viele nicht gern."

„Mir kannst du sie getrost sagen, ich will dir nicht darum zürnen," ermunterte sie.

„Ich verstehe die Sprache der Vögel und der Fische," berichtete er mit wichtiger Miene, „ich habe am Seerande gelegen vorhin, die Fische waren ärgerlich und müde, denn sie haben wieder die ganze Nacht nicht geschlafen."

„Ei, ei, die armen Geschöpfe," lachte sie, „was hat ihnen den Schlaf geraubt im stillen Wasser?"

„In dem Pavillon über dem See ist wieder ein Flüstern, Kosen und Küssen gewesen, die ganze Nacht, wer aber dort geweilt, wußten die Fische nicht und — Ihr wißt es wohl auch nicht?"

Mit listiger Frechheit glotzte er sie an, und sie wandte unwillig das Gesicht.

„Mein Herr, der König, ist die ganze Nacht nicht in seinem Gemache gewesen,“ fuhr Kamillo trübselig fort und wischte sich die Augen, „ich aber will meinen König wieder haben, ich kann ohne meinen König nicht leben.“

„Laß die thörichten Reden, Kamillo,“ sagte Jolinka streng. „Was dir Vögel und Fische erzählt haben, kümmert mich nicht, besinne dich auf anderes; du hast den Herrn Matthäus Novellus eben hier gesehen, wie sprechen die Menschen über ihn am Hofe und in Palermo?“

In dem Wesen Kamillos ging eine auffällige Veränderung vor sich bei der Frage. Aus dem langen, welken Gesichte schwand jeder erkünstelte Zug, seine Mienen wurden ruhig und ernst, er schien die Rolle des Narren plötzlich vergessen zu haben; mißtrauisch hafteten seine schwarzen Augen an Jolinkas Antlitz, dann begann er langsam mit natürlichem Brusttone an Stelle der gemodelten Kopfstimme: „Matthäus Novellus hat ein gutes Gerücht bei vornehm und gering, und ich meine, er ist aller Ehren wert; er hat ein Herz unter dem schwarzen Wams, wie es wenige besser und ehrlicher haben hier am Hofe, was freilich nicht viel bedeutet. Aber ein seltsamer Mann ist Matthäus,“ fuhr er nachdenklich fort, „gestern abend ging ich durch die Straße Khalesa, wo die armen Leute wohnen, da sah ich ihn an der Straße auf einem Steine stehen, er trug zwei Beutel am Gürtel und warf Geld unter das Volk, das ihn eifrig umdrängte und am Boden sich wälzte, die Münzen

zu erhaschen. Gold! Gold! hörte ich heulen und schreien, und es war wirkliches, pures Gold, was er von sich warf. Staunend harrte ich, bis der eine Beutel erschöpft und der goldene Regen versiegt war; da rief Novellus: Das war für die Männer, nun kommt an die Weiber die Reihe! Und er setzte sich auf den Stein, ließ die Weibsleute an sich vorüberziehen und warf ihnen Gold zu, bis das letzte Stück aus dem Beutel gefegt war. Keine Miene verzog er bei dem unsinnigen Spiele, und als ich zu ihm trat und sagte: Freund, ich bin ein Narr, aber Ihr seid ein größerer! ging ein wehmütig Lachen um seine Nase, und er flüsterte: Ich habe meine Erbschaft verteilt."

Jolinka schüttelte den Kopf in schweren Gedanken.

„Glaubt Ihr, daß man ihm gedankt hätte?" fragte Kamillo. „Man hielt ihn für irrsinnig und spottete über ihn, als er das Geld los geworden; ich aber sage Euch, er hat seine Sinne richtig beisammen, es steckt etwas anderes hinter seinem Treiben."

„Und was glaubst du, was steckt dahinter?" forschte sie ängstlich.

„Ich glaube, er ist gerüstet zu langer Fahrt," sagte Kamillo, „zu einer Fahrt, auf der man kein Geld nötig hat, und ich meine, er zieht nicht von dannen ohne gute Gesellschaft. Aber was kümmert das uns, Signora," lachte er auf und, als sei es ihm plötzlich klar geworden, daß er im ernsten Gespräche schon zu weit gegangen, verfiel er in sein gesuchtes, närrisches Wesen, warf seine Schellenkappe in die Luft und fing sie wieder in lin

tischer Bewegung. „Lassen wir ihn reisen, Signora, ich zwar werde ihn schwer vermissen, und dem Herrn Nikolaus von Aurioli, dem Primas von Clugny, wird es leid sein, wenn er ihn nicht mehr antrifft bei seiner Rückkehr von Frankreich; wir drei sind immer gute Freunde gewesen, müßt Ihr wissen, oftmals haben wir abends den süßen Wein von Katania bei dem Wirte Filippo auf El Cassr miteinander getrunken, auch wurde freundschaftlich gewürfelt, und ich habe nie verloren, denn ich würfelte nie mit; nun ist es vorbei mit dem Würfeln — Matthäus hat kein Geld mehr."

„Weißt du, wann der Primas zurückkehrt?" fragte Jolinka zerstreut.

„Bald," erwiderte er, „schon in den nächsten Tagen, und neugierig bin ich, wie Nikolaus aussehen wird ohne seine Sünden, von denen der Papst ihn sicherlich rein geblasen hat in dem gnadenreichen Toulouse."

„Du redest gar zu frei über diejenigen, deren Freundschaft du dich berühmst, Kamillo," sagte sie verletzt, „größere Vorsicht könnte dir nicht schaden, wenn der Primas wüßte, wie du über ihn sprichst, würde es dir schlecht ergehen."

„Sagt es ihm, sagt es ihm nur," lachte er und pustete nach einem Falter, der an seinem Gesichte vorüberschwebte, „er wird mir kein Härlein krümmen um meiner Rede willen, wir kennen uns seit langen Jahren, wir haben einander zu tief in die Karte geschaut — und dann, Signora — Kamillo ist ein gefährlicher Mann, er sitzt nahe am Ohre des Königs, und von

jeglichem Worte, auch von dem Witzworte des Narren bleibt ein Schall zurück im Gedächtnis mißtrauischer Menschen. Einer nur ist mächtiger als ich, er verschaffte mir eben das kühle Bad im See, aber den Dank dafür will ich ihm nicht schuldig bleiben. Da fährt ein Schiff in den Hafen ein," rief er, „ich will hinuntersteigen und schauen, ob vielleicht der Primas, das unschuldige Kindlein, heimkehrt."

Er krempelte die Narrenkappe um, rollte die Zipfel geschickt zusammen und gab der Mütze das Ansehen eines bauschigen Baretts. „Jeder Narr liebt seine Kappe," sagte er mit verschmitztem Lächeln, „aber man braucht, was man liebt, nicht immer vor der Welt in seiner wahren Gestalt zu zeigen; ich nehme Urlaub, Signora, so schwer es mir wird, höchster Anmut und Güte den Rücken zu kehren."

Er verneigte sich fast bis in den Staub und war rasch hinter dem Buschwerke verschwunden.

Jolinka dehnte die Glieder auf der Moosbank, bald schloß sie ermüdet die Augen, bald glitt ihre Hand flüchtig über die Stirn, als müsse sie sich wach halten und schweifende Gedanken sorglich sammeln; schon wollte der Schlaf sie erfassen, als Kamillo wiederkam und mit bedeutsamer Miene durchs Gebüsch spähte.

„Ihr bekommt Besuch," flüsterte er hastig, „das Schiff hat Euch Gäste gebracht."

„Uns — Gäste?" fragte sie überrascht.

„Gäste von Salerno," bestätigte er unruhig, „der eine ist ein feiner, schmucker Gesell und sieht aus wie

das ewige Leben, der andere ist einigermaßen verwachsen und sieht aus wie der leibhaftige Tod; nehmt es nicht übel, — erschreckt nicht, er ist krank, er — sie sagen, er habe auf der Fahrt den Blutsturz gehabt, — es wird so schlimm nicht sein, — ich soll den Meister Stabius zu ihm rufen."

Jolinka war aufgefahren von der Bank, sie war bleich wie die Kreide, ihre Kniee bebten. „Wie heißt der Mann, — der Krüppel?" fragte sie mit klangloser Stimme, als Kamillo schnell sich entfernen wollte.

„Der Jüngere nannte ihn Gerhard," erwiderte er und enteilte.

Sie hatte den Arm um den schlanken Stamm eines Lorbeerbaumes geschlungen, sie lauschte ängstlich den unbestimmten Lauten, die von La Cala heraufklangen, dann schritt sie langsam an den Tisch, füllte sich ein Glas aus der silbernen Kanne und schlürfte den Wein mit lechzender Zunge.

Sie hatte ihre Fassung bald wiedergewonnen, das starke Getränk belebte ihre Züge, und als sie sich wiederum auf die Bank niedergestreckt hatte, schien alle Müdigkeit aus ihren blitzenden Augen gewichen.

„Thorheit," flüsterte sie, „jene, an die ich denke, sind fern, was pocht mir das Herz bei der Ankunft eines Krüppels in Porta felice?"

„Und doch, und doch," — fuhr sie fort und erschrak über den Laut der eigenen Stimme in der Einsamkeit, „er hat es versprochen, damals in Köln, versprochen,

ihn herzuführen, und sein Wort hat er immer gehalten, der Spielvogel, aber ich, ich habe das meine gebrochen."

Sie sah den Meister Stabius mit Kamillo den Weg nach dem Hafen gehen, in fieberhafter Spannung harrte sie auf ihre Rückkehr. Männer mit einer Tragbahre schritten bald hernach den Hügel herauf, sie trugen den Kranken nach dem Palaste, und hinter der Bahre ging der Meister mit Rainald von Wieden. Der Zug kam an Jolinkas Laubversteck vorüber, sie hörte, wie Stabius sagte: „Ich habe Euch zu mir eingeladen in Bacharach für den Fall, daß es Euch zu schwül würde im bischöflichen Gehege, und so heiß ich auch hier Euch willkommen; glaubt mir, es freut mich, daß Ihr alter schwerer Verpflichtung gedenkt mit Eurem Besuche, ich werde später mit Euch darüber reden; all meine Kunst will ich jetzo probieren an diesem Kranken, geht derweil dorthin unter die Bäume, da trefft Ihr mein Pflegekind."

Jolinka preßte die Hand auf das leidenschaftlich zuckende Herz, äußerlich blieb sie ruhig; sie erhob sich nicht von ihrem Lager, auch dann nicht, als Rainald vor ihr stand; sie musterte ihn wie einen Fremden. Wortlos, wie unter der Macht willenlähmender Empfindung, hob er die Rechte, unsicher hafteten seine Augen auf Gestalt und Antlitz der vor ihm Ruhenden. Dann kam es zögernd von seinen Lippen: „Bist du zu Stein geworden, Jolinka, reckt sich kein Muskel in dir nach mir aus, hast du kein Wort der Begrüßung für mich nach so langer Zeit?"

Jetzt richtete sie sich langsam auf zu sitzender Stellung und streckte ihm die Hand entgegen. „Was willst du hier, Rainald?“ fragte sie mit tieftrauriger Stimme, „willst du dir hier ein Glück suchen, daß du in der Heimat von dir gestoßen?“

„Was ich finden wollte, habe ich gefunden,“ erwiderte er munter, „ich suchte hier nichts, als dich, aber eitel war, dünkt mir nach diesem kalten Willkommen, meine Hoffnung auf Finderlohn, wie er mir freundlich vorschwebte mit Gruß und Kuß.“

„Gruß und Kuß, du kommst spät, dir beides zu holen, zu spät kommst du,“ rief sie vorwurfsvoll, „von hier gibt es keine Rückkehr für mich, wir sind auf dem Eilande der Persephone, aus dem Ovidius weißt du, daß sie nicht fort durfte von hier, und auch ich darf nicht fort.“

„Wohl kenn ich die alte Geschichte,“ antwortete er leichthin, setzte sich neben Jolinka auf die Bank und legte den Arm freundlich um ihren Hals. „Die Götter wollten nicht, daß Persephone von hier schied, weil sie einen Granatapfel gegessen hatte, dir aber schadet ein Apfel nicht, Jolinka, und jene Götter sind mittlerweile gestorben.“

Unwillig entwand sie sich seinem Arme. „Laß mich,“ stieß sie hervor, „glaubst du, daß ich mich zurückstoßen und locken lasse von dir, wie es deiner Laune gefällt?“

Verletzt zog er den Arm zurück. „Wie es meiner Laune gefällt?“ fragte er gedehnt, „wann hat jemals

Laune gewaltet zwischen dir und mir? Meinen Willen, Jolinka, meine Liebe zu dir regiert nicht wechselnde Stimmung, noch das Spiel wandelbarer Gedanken."

Sie lachte bitter auf. „Hast du das der Schwester des Bischofs auch gesagt mit deiner glatten Zunge? Hat sie es dir geglaubt, die blonde Heilige, Gepa?"

Verlegen und trotzig zugleich starrte er sie an. „Du warst meine erste Liebe, Jolinka," —

„Leider war ich das," unterbrach sie ihn „und sie war die zweite."

„Laß mich ausreden und dann richte zwischen dir und mir," begann er schroff, und mit heißem Verlangen schaute er unverwandt sie an. „Nicht in einer Laune, sondern um einer Ursache willen, die ich für gerecht hielt, habe ich mich abgewandt von dir; wahr ist es, daß ich dir gezürnt habe, aber mein Zorn war der Zorn der Liebe, die getäuscht und betrogen ist. Du hast mich nach Mainz gerufen, du hast lächelnd von deinem Blumengärtlein aus zugesehen, in des Primas Gesellschaft, wie ich in das Verderben ging; war das ein Beweis deiner Liebe zu mir? Alle Welt sagte, du seist die — Verlobte des Primas, und ob es dich kränkt, mir war es glaubhaft; mit Haß habe ich deiner gedacht, und dein Bild aus meiner Seele gebannt, warum soll ich es leugnen? Nimmermehr hättest du mich hier gesehen, wäre ich nicht beschwatzt von dem Spielvogel, der auf deine Unschuld schwört und mir den Sinn gewandelt hat. Jetzo," fuhr er mit weichem, zärtlichen Tone fort, „da ich dich wiedergesehen, ziehst du mich aufs neue unwider-

stehlich an mit dem alten unvergänglichen Zauber, der mich einst bestrickte und bethörte unter den Rosen von Bacharach, am Johannisfeuer in Bischofsheim, und ich bitte dich, vergib mir die argen Gedanken, die ich über dich gehegt."

„Ich durfte dich nicht warnen," sagte sie traurig, „ein Schwur versiegelte mir die Lippen, aber mein Herz hat geblutet um dich, und den Primas verabscheute ich damals. Was ist es mit dem Spielvogel," fragte sie rasch, „was sagt der Meister, wird er genesen?"

„Stabius schüttelte ernst den Kopf, als er ihn sah," berichtete Rainald flüchtig, „aber ich kenne Gerhard, er ist zähe und hart und wird sich erholen nach der Reise. Alles Denken an ihn hat deine Nähe mir gescheucht, immer wieder muß ich dich betrachten und mich erfreuen an den Zügen deines Gesichts, die mir einst so vertraut gewesen. Sie stirbt nicht, die erste Liebe, Jolinka, — schau mich nicht so starr, so kalt an, laß mich nicht vergebens die Arme nach dir ausstrecken."

Er trat vor sie hin und erfaßte ihre Hand, sie aber saß in sich versunken und bewegte das Haupt. „Es ist nichts, es ist aus mit dem Glücke," sagte sie leise, „was zerbrochen ist, wie unsere Liebe, wird nicht wieder heil."

Er stieß die Hand zurück, in leidenschaftlicher Erregtheit schwoll ihm die Zornader auf der Stirn. „So sei es denn aus, Unversöhnliche," raunte er, „vergeblich war die Reise, vergiß mich wie einen, der auf ein Stündlein dein Gast gewesen, — ich kann mein Unrecht

bekennen, ich kann um Vergebung bitten, aber betteln kann ich nicht."

Er wandte sich von ihr ab und wollte gehen, noch einmal schaute er zurück, sein Groll schien geschwunden, es war ein Blick voll tiefer Wehmut, mit dem er sie streifte, und dieser Blick mußte sie bis ins innerste Herz getroffen haben. Ungestüm sprang sie empor, als zittere jeder Nerv in ihr voll tödlicher Angst, ihn zu verlieren, sie schlang die Arme um seinen Nacken und barg das Gesicht an seine Brust; Thränen entstürzten ihren Augen. „Ich darf dich nicht halten und kann dich nicht lassen," schluchzte sie, „bei meiner Seligkeit, ich vermag es nicht."

„Jolinka, was ist dir?" fragte er zärtlich, überrascht von dem jähen Gefühlsausbruche. „Du sollst ja nicht von mir lassen, ich halte dich ja in meinen Armen, Jolinka."

„Es ist zu spät, zu spät," keuchte sie mit fliegendem Atem, „jeder muß hinfort seine eigenen Wege wandeln, und gemeinsam bleibt uns nur eins. In Salerno, auf dem Friedhofe, rechts in der Ecke an westlicher Mauer, liegt ein kleines Grab, da liegt ein Kind begraben, Rainald, — mein Kind, dein Kind —"

Die Stimme versagte ihr, mit totem Glanze ihrer Augen starrte sie ihn an, dann fuhr sie fort mit hohlem Tone:

„In den Armen des Meisters ist es gestorben, ist es still geworden, nach wenigen Atemzügen; das mußte ich dir noch sagen, und nun weißt du genug, das andere laß mich verschweigen. Fahre zurück nach Salerno, Rai-

nald, bete auf jenem Grabe, bete zu Gott, daß er dir und mir gnädig sei."

Sie war seinen Armen entschlüpft, seinen Blicken entschwunden, nachdem sie solches geredet, bevor er versucht, sie zurückzuhalten; ihre Worte hatten ihn berührt wie der Anhauch eisiger Luft und seine Entschließung gehemmt. Unverwandt schaute er nach der Stelle, wo sie seinem Gesichte sich entzogen, er wollte ihr nacheilen, aber sein Fuß blieb an den Boden geheftet. Er hörte, wie sich jemand vernehmlich neben ihm räusperte, Kamillo stand an seiner Seite, schräg saß ihm die Schellenkappe auf der Stirne des frechen Antlitzes, seine Augen blickten scheel und mit näselnder Stimme begann er:

„Nun ist das liebe Vöglein entwischt, und Ihr seid zur Salzsäule geworden, obwohl Ihr nicht hinter Euch, sondern gerade aus schautet. Nichts für ungut, Herr, aber Ihr thut mir leid."

Rainald schaute finster auf den grinsenden Narren, dann atmete er schwer auf und versetzte dem Manne einen schallenden Backenstreich. „Nehmt das als Entgelt für Euer Mitleid," sagte er ruhig, „vielleicht zieht Ihr eine gute Lehre daraus. Sodom und Gomorra," setzte er hinzu, als Kamillo sich die schmerzende Wange rieb, „Ihr habt nicht unrecht, guter Freund, daß Ihr mich daran erinnert, denn allerdings, — wie ein Aschenregen flirrt es vor meinen Augen, und verdunkelt erscheint mir das Land, aber ein Wind wird kommen

und die Asche hinwegfegen, doch — das geht Euch nichts an."

Er ging fort, dem Schlosse zu, in dem Portale standen Stabius und der Großkanzler Majo, höflich grüßte er beide. „Gewährt meinem Gaste Euern huldvollen Schutz," sprach der Meister zu dem Kanzler, „dieser ist Rainald von Wieden, von dem ich Euch erzählt, daß er mich dem Schwerte der erzbischöflichen Henker entzogen."

Majo richtete einige freundliche Worte an den Fremden, und während er ihn alsdann prüfend und sinnend betrachtete, sagte Stabius zu Rainald: „Ich werde Euch bald Euer Gastgemach anweisen, den Spielvogel habe ich zu Schlaf gebracht, Ihr dürft ihn jetzt nicht stören; ich denke, er verwindet diesen Anfall, aber der Sand in seinem Stundenglase ist verlaufen bis auf einen kleinen Rest."

Rainald wollte etwas erwidern, als die Männer durch klirrendes Geräusch aufmerksam gemacht wurden und an der Marmortreppe Stellung nahmen. Von wenigen Trabanten geleitet kam der König die Stufen herab, er trug einen scharlachnen Mantel, seine mächtige Gestalt war gebeugt, die Züge seines von blondem Barte umrahmten Gesichts waren verlebt; neugierig und mißtrauisch ruhten die hellblauen, blutunterlaufenen Augen auf Rainald, welcher neben Stabius stand. Diesem entging nicht die stumme Frage des Königs, der den Schritt vor ihm anhielt, und er begründete das Erscheinen des Fremden mit kurzen Worten.

„Da du ein Gast meines Leibarztes bist, kannst du uns begleiten,“ wandte sich der König an Rainald, „denn schwerlich hast du Ähnliches im Norden gesehen, wie die Kapelle, welche wir jetzo beschauen wollen.“

Er schritt weiter, die Männer folgten ihm durch den inneren Hof des Palastes, durch offene Säulengänge in das Gotteshaus. Überrascht blieb Rainald auf der Schwelle stehen, staunend schaute er in den Raum voll märchenhafter Pracht, der sich ihm aufgethan. Säulen aus weißem Marmor und ägyptischem Granit trugen auf laubwerkgezierten Kapitälen Kuppel und Gewölbe, kunstvolle Mosaikbilder umkleideten Wände und Emporen, köstlicher Schmuck von Edelmetall war überall verstreut auf Holz und Gestein. In dämmeriger, gedämpfter Beleuchtung lagen die Schiffe der Kirche, ruhige Klarheit umgab den Hochaltar; dann fluteten plötzlich aufleuchtende Lichter der Sonne durch die Fenster des Chores, von denen man die Vorhänge zurückzog, brachen sich zu vielfarbigen Strahlengarben im Wandschmuck und blitzendem Gerät, während mit mattem Gefunkel die Bilder auf Goldgrund unter den Seiten-Arkaden flüchtig empfangenen Glanz flüchtig zurückgaben. Das Tote schien lebendig, das irdische Gebilde der Kreatur verklärt zu überirdischer Glorie in diesem wunderprächtigen Heiligtum, unter dem magischen Schimmer himmlischen Lichtes.

Der König hatte das Haupt gewandt, lächelnd, mit sichtlicher Befriedigung sah er auf Rainald, der von der Schwelle aus mit halbgeöffneten Lippen das seltene Schaugepränge bestaunte, dann ging er nach dem Chore.

An der Lettnerpforte trat ihm der Erzbischof Hugo entgegen, ein mittelgroßer, wohlbeleibter Mann mit einer Adlernase, vollem Kinn und weichgeschnittenen Lippen, der die Inful auf silbernen Locken trug und sich schwerfällig auf seinen Hirtenstab stützte. In seinem Geleit trat der König an den Altar und kniete auf der Marmorstufe nieder zum Gebet, während der Bischof zu dem Gefolge sich begab und unter einer der Arkaden harrte, bis die Andachtsübung des Königs beendet sein würde. Rainald allein war dem Herrscher gefolgt, er hatte die Winke des Meisters Stabius, der ihn von solchem Beginnen zurückzuhalten getrachtet, übersehen; an einem der kleinen Seitenaltäre kniete er nieder, und in anhaltendem Gebete regten sich seine Lippen.

Der König erhob sich, er sah Rainald vor dem Altare, und eine Wolke des Unmuts zog über seine Stirn.

„Wie kannst du es wagen, hier zu knieen und zu beten," begann er, „wenn der König die Heiligen anruft."

Rainald sprang empor. „Verzeihet, Herr," bat er, „wenig kenne ich den höfischen Brauch, wie er hier geübt wird, lasset meinem Handeln gnädige Nachsicht widerfahren."

„Wenn ich hier bete," eiferte Wilhelm, „erwarte ich, daß die Heiligen dieses Ortes, denen mein Vater und ich diese Kapelle gebaut und ausgeschmückt haben, mir ungeteilt ihr Ohr leihen; wie vermögen sie das, wenn zugleich ein anderer bittet und vielleicht gar mit seiner Bitte die meinige kreuzt?"

„Mein Schutzheiliger ist der selige Bekenner Vitus zu Corvey,“ erwiderte Rainald, „ihn flehte ich an und nicht Eure Heiligen.“

„Schlimm ist auch dieses,“ versetzte der König, „denn ich besorge, der heilige Petrus sieht es nicht gern, daß er hier die Ehre mit einem Fremden teilt.“

„So bitte ich nochmals, vergebt mir,“ sagte Rainald eindringlich, „ich bin ein sündiger Mensch, und die schier überirdische Herrlichkeit dieses Raumes hat mich niedergezwungen auf die Kniee im Gefühl meiner Schuld.“

Da nickte der König in versöhnlicher Milde. „Ich habe das wohl bemerkt,“ sprach er leutselig, „wie der Glanz dieses Heiligtums dir das Gemüt aufgeregt, da du eintratest, und ich denke, der heilige Petrus kann wohl zufrieden sein mit diesem Bau. Geh mit mir, nun wir zusammen gebetet, wollen wir auch die Kunstgebilde zusammen betrachten, ich will die schönsten dir zeigen.“

Er führte den von solcher gnädigen Willensänderung Überraschten umher auf dem Chore und in den Schiffen der Kirche und wies ihm die Mosaiken und sonstigen Bildwerke mit behaglichem Stolze, unbekümmert um die übrigen Begleiter, welche unter der Arkade geduldig warteten.

„Seltsames Wohlgefallen scheint unser Herr an Euerm Gast zu finden, Stabius,“ sagte Majo, „schauet nur, wie er eifrig bemüht ist, ihm die symbolischen Figuren zu deuten, wie er zufrieden lächelt über die sinnige Betrachtung seines Schülers! Nehmt nichts für

ungut, aber dieser Gast ist entweder ein ganz fromm=gläubiger Mann, oder ein gewandter Mime."

Stabius nickte stumm, und Majo trat mit dem Erz=bischofe etwas zur Seite. „Es ist alles vorbereitet," flüsterte er diesem zu, „ich habe Nachrichten von dem Primas erhalten, morgen abend kehrt er zurück, dann soll der Tanz um die Krone beginnen. Freundlich hat Alexander das goldene Electuarium entgegengenommen, er läßt uns seinen väterlichen Segen und gnädigsten Gruß durch den Primas entbieten, und wenn jemals eine Zeit günstig war für unsere Pläne, so ist es die jetzige."

Hugo zuckte die Achsel. „Gewagt ist das Spiel und bleibt es allezeit," raunte er, „übereilet Euch nicht; die geheime Wirkung der Kunst des Meisters Stabius wäre mehr nach meinem Sinne gewesen, als die offene rohe Gewalt, die Alexander gewiß gröblich mißfällt."

„Einst teilte ich Eure Ansicht, sonst wäre der Meister nicht hier," entgegnete Majo mit gedämpfter Stimme, „aber der offen geführte Streich führt uns sicherer und ohne Umschweife zum Ziele, auch könnt Ihr Euch Eurer Person halber völlig gesichert halten, denn wir beiden treten erst dann auf, wenn der blutige Akt vorüber. Handeln müssen wir jetzt, gestern hat der tolle Novellus Gold unter die Menge geworfen, und ein schärferes Miß=trauen ist in dem Könige, der dieses vernommen, erwacht; Novellus sagte mir, er habe das Volk gewinnen wollen, aber ich traue dem Schwärmer nicht; ihm nutzt das

Geld freilich nicht mehr, da ihm das Leben verleidet, und er sich für unsere Sache opfern will."

„Durchaus ungeeignet dünkt mir diese geweihte Stätte für solche Gespräche," meinte der Erzbischof befangen, „laßt uns zu anderer Zeit und Gelegenheit weiter über den Plan verhandeln."

„Warum das?" fragte Majo mit spöttischem Seitenblick, „Euch und mir ist dieser buntgesteinte Boden nichts als eine Gauklerbühne, und ich denke, es schadet ihm und uns nicht, wenn wir unsere weltlichen Sprünge darauf besprechen. Aber der König winkt und wir müssen ihm folgen, heute noch und morgen, dann nicht mehr."

Der König verließ das Gotteshaus im Gespräche mit Hugo; an der Treppe, in der Vorhalle des Palastes winkte er den Begleitern die Entlassung und stieg mit den Trabanten die Stufen zu seinen Gemächern hinauf. Rainald folgte dem Meister Stabius in dessen Wohnung und setzte sich mit ihm zu dem Mahle, welches dieser auftragen ließ. Jolinka kam nicht, ein Diener meldete, sie habe ihr Lager aufgesucht, weil sie krank sei. Schweigsam saßen die Männer sich gegenüber, nach dem ersten Becher begann Rainald offen darüber zu reden, wie er gekommen, alte Gemeinschaft zu erneuern, und wie er soeben am Altare sich vorgenommen, geschehenen Unglimpf ehrenhaft zu begleichen.

„Ich hätte ein Recht, Euch zu zürnen und scharf zu tadeln," sagte Stabius gleichmütig, „aber ich urteile menschlich über menschliche Irrung und Teufelei; es

stände mir übel an, den Heiligen spielen zu wollen, da mir das Unheilige keineswegs fremd ist. Ich hab Euch schon gesagt, es freut mich, daß Ihr alter Verpflichtung eingedenk seid; wir werden sehen, wie Ihr sie lösen könnt, wir werden später solches erwägen, vielleicht wird sich mancherlei baldigst ändern hierzulande, und auch Ihr findet vielleicht eine Stätte, wo Ihr ein Heimwesen gründen könnt."

„Ich habe ein Heimwesen, ein Erb und Eigen an der Weser," warf Rainald ein, „hier soll keine Gewalt mich halten, es ist mir ein Greuel, unter diesem Volke zu leben, das dem deutschen Reiche zuwider ist."

Stabius pfiff leise durch die Zähne. „Pst! nicht zu laut, daß niemand Euch höre!" warnte er. „Deutschland, ja, das Land ist gut vor allen anderen, aber das Volk dort ist krank, wie das Volk anderer Länder, und die Heilung liegt in ferner Zukunft."

„Die ganze gebildete Welt ist krank," fuhr er düster fort, „und die heillose Seuche hat auch die Klugen ergriffen, welche die Ärzte ihrer Brüder sein sollten; das dumme Volk starrt gen Himmel, die Priester künden, von oben komme die Genesung, aber sie kommt nicht von oben, sie muß von innen kommen, der starke Kern muß die morsche Schale, die verrotteten Formen, sprengen und die Krankheit abstoßen, um aufs neue treiben und Frucht bringen zu können."

Jetzt hatte Stabius seinen reichsten Gesprächsstoff berührt und er bearbeitete diesen Stoff, wie ein Töpfer in müßiger Laune den Thon auf seiner Scheibe zu

allerlei Gestaltung dreht und wandelt; weitschweifig, in tiefsinnigen Worten entwickelte er dem Gaste seine Weltverbesserungslehre, mit offenbarem Widerwillen hörte Rainald ihm zu, bisweilen wollte er auffahren, wenn sein Wirt schalt auf die Tyrannen in weltlichem und geistlichem Gewande, aber er beherrschte seinen Unmut und schwieg. Als das Mahl beendet, erhob er sich rasch und eilte ins Freie; er ging nach dem Hafen und von dort wandte er seine Schritte dem Monte Pellegrino zu.

Auf vorspringendem Felsen, unter schattendem Gesträuch streckte er sich nieder, da entfiel, als er sein Oberkleid zurecht schob, die Kugel aus dem Rosenkranze, welche ihm Gepa in der Heimat gegeben und die er seither immer bei sich getragen, seiner Tasche. Die Kugel sprang über Geröll den kleinen Berghang hinab, Rainald verfolgte ihren Lauf, er sah sie unter sich im Steinschutt liegen, er mühte sich nicht, ihrer wieder habhaft zu werden, sinnend betrachtete er das rötlich schimmernde Kleinod und nickte; er war müde geworden nach nächtlicher Wasserfahrt und den Erlebnissen des Tages, die Augen fielen ihm zu, nachdem sie noch längere Zeit über das unruhig leuchtende Meer geschaut hatten, er schlief ein. Als er erwachte, hatte der Himmel grau sich umzogen, durch das dunkele Gewölk blitzten hier und da schräg fallende weiße Lichter der untergehenden Sonne weithin über die wogende Wasserfläche, dann schwanden auch diese Lichter, und Dämmerung umhüllte die goldene Muschel. Rainald ging in die Stadt zurück, die Gastfreundschaft des Meisters mochte ihm unbequem

geworden sein, in der Gegend von El Cassir fragte er nach einem Wein- und Speisewirte, und man wies ihm zu Filippo. Dort saß in offener Halle als einziger Gast Matthäus Neveling hinter seinem Becher, Filippo hatte eben einen Lichtstumpf vor ihn hingestellt, als Rainald eintrat.

„Mit Verlaub,“ sagte dieser zu dem einsamen Zecher, „nach Euerm Äußern seid auch Ihr ein Deutscher, da verstattet Ihr einem Landsmanne wohl, daß er sich zu Euch setze.“

„Rainald von Wieden,“ rief Matthäus, als er den Namen des Ankömmlings vernommen, „von Euch habe ich schon gehört, weiß aber nicht ob eine gewisse Jolinka oder ein Mann, den sie den Primas von Clugny nennen, oder ob beide von Euch gesprochen und was sie von Euch erzählt haben. Setzet Euch getrost zu mir, denn wenn ich auch ein großer Sünder und Totschläger bin, wird es Euch wohl nicht schaden, wenn wir den Feuerwein von Catania miteinander trinken. Ich heiße Matthäus Neveling und bin ein Mainzer Kind; hier in Palermo nennen sie mich Matthäus Novellus.“

„Neveling?“ sagte Rainald und musterte staunend den Gast, „so habt Ihr — so hättet Ihr um eines Mägdleins willen —“

„Ja,“ unterbrach ihn Matthäus und blickte den Fragenden trunkselig an, „so habe ich und hätte es nicht sollen, so habe ich meinen Bruder erstochen, und das Mägdlein, welches Ihr meinet, hat mir noch heute meine

Sünde vorgehalten und mich sodann mit der ewigen Gnade vertröstet."

„Redet doch nicht so laut und eifrig," schwichtigte Rainald, „leichtlich könnet Ihr Euch verraten mit unbedachtsamen Worten."

„Freund," lachte Matthäus bitter, „wäre ein Galgenholz für mich auf Sizilien gewachsen, so hätte man mich längst daran aufgeknüpft, — aber um solche That, wie ich sie begangen, verachtet man hierzulande einen königlichen Kämmerer nicht, das könnt Ihr Euch von dem Großkanzler Majo bestätigen lassen; Ihr werdet ihn ja kennen lernen, denn ich vermute, daß auch Ihr in eines Abenteurers Weise auf dieser Insel gelandet seid und den großen Majo nötig haben werdet."

„Da seid Ihr im Irrtum," versetzte Rainald, „ich habe von Salerno aus einen Freund hierher geleitet, ich wollte die Schönheit dieser Insel sehen, und nun ich sie gesehen habe, verlangt mich fort, weit fort von hier, und schon morgen will ich reisen, aber das Beste, was ich gesehen, will ich mitnehmen."

„So reiset lieber heute als morgen," riet Neveling, „morgen — was kann morgen alles geschehen und Euch am Umkehren hindern; aber allerdings, bleibet nur hier, ein schönes Fest wird morgen gefeiert mit Tanz und Waffenspiel aller Art oben im Königsschlosse. Mord und Totschlag, ich feiere mit und Ihr sollt auch mitfeiern; ich bin so zufrieden, ich bin so lustig, wie ein armer Teufel, der vielleicht zum letzten, 'vielleicht zum

vorletzten Male die Sonne hat untergehen sehen, nur sein kann.“

Er trank den Becher leer und schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Der Wein ist doch das Beste auf der Welt,“ rief er gähnend, „früher dacht ich, die Liebe wäre das Beste, aber sie ist es nicht, glaubt es mir, sie ist es nicht, wenigstens dann nicht, wenn sie so heiß ist wie ein südlicher Wein.“

Der Wirt Filippo hatte vor Rainald eine Abendmahlzeit hingesetzt, und dieser aß in Gemütsruhe, während er den wunderlichen Reden Nevelings lauschte und den angetrunkenen Gesellen bisweilen schielend betrachtete.

„Wäre ich neidisch, so könnte ich Euch um Eure Eßlust beneiden,“ sagte Matthäus, „um den Frohsinn, dessen Begleiterin sie ist.“

„Auch der Gram reizt den Hunger,“ bemerkte Rainald gleichmütig, „die Helden Homers essen am stärksten nach tiefster Betrübnis; mir hat nebenbei heute beim Mittagsmahl der Meister Stabius den Hunger gescheucht durch sein Gott und Welt verachtendes Tischgespräch.“

„So habt Ihr bei dem Meister gespeist?“ fragte Neveling mit schwerer Zunge. „Sagt mir, wen habt Ihr denn hergeleitet von Salerno?“

„Einen Freund von Stabius,“ erwiderte Rainald, „der unterwegs auf dem Schiffe krank geworden und nun

in der Behausung des Meisters liegt. Er ist ein alter Vagant und heißt Gerhard Spielvogel."

„Der Spielvogel?" schrie Matthäus und richtete den Oberkörper straff am Tische auf. „Ei, du heiliger Maximinus von Trier, wie kommt der Krüppel nach Palermo? Den hat Jolinka nach sich gezogen, glaubt mir, der Mann hat dem Pflegekinde des Meisters einst hohe Verehrung gezollt!"

Rainald lachte, und Neveling fuhr fort: „Ich muß ihn sprechen, den guten Gesellen, kommt, — wir wollen zu ihm."

Rainald hielt den Ungestümen zurück. „Gerhard schläft," bedeutete er ihn, „Stabius hat ihm Tränklein verordnet, vor morgen könnt Ihr nicht mit ihm reden, aber einen Liebesdienst könntet Ihr ihm und mir erweisen, falls ich fahren sollte, ohne ihn gesehen zu haben. Saget ihm alsdann, ich sei nach Genua gefahren und warte dort auf ihn bei dem Wirte, wo wir auf der Herreise geherbergt."

„Ich will die Botschaft ausrichten, aber — Ihr dürft nicht reisen," sagte Matthäus. „Ihr müßt hier bleiben, das Fest wird glänzend gefeiert morgen, ein lustiges Jagen wird angestellt, ein Wolf wird erlegt und ein Fuchs wird gegraben aus seinem Bau, und hinterher fährt der wilde Jäger mit seinem Troß zur Hölle. Das alles könnt Ihr sehen und sollt es sehen, wenn Ihr bleibet."

Rainald schob seine Schüssel zurück und ergriff seinen Becher. „Dies trinke ich Euch zum Wohle," sagte er

freundlich, „zwar sagt eine alte Lehre, man soll dem Brudermörder aus dem Wege gehen und nicht mit ihm trinken, aber ich mag nicht vorschnell urteilen über das, was Ihr in eifersüchtigem Jähzorn gethan, zumal ich das Weib kenne, um dessen Besitzes willen Ihr gefrevelt. Eure Reden locken mich nicht, stoßen mich auch nicht ab, mir dünkt, ich höre den Wein aus Euch reden, ich mühe mich nicht, die Dunkelheit in Euern Worten aufzuhellen und werde fahren, wenn es mir gut dünkt. Wenn es Euch gefällig, lasset uns jetzt gehen, mir hat der Meister Stabius ein Obdach gewährt, und als Kämmerer wohnet auch Ihr wohl im Palaste?“

Neveling, dem das Haupt schwer auf die Brust gesunken war, erhob sich und nickte. „Ich bin bereit,“ sagte er, „ich begleite Euch, Ihr habt recht, der Wein redet aus mir, und es ist gefahrvoll, ihn reden zu lassen auf dieser gottverfluchten Insel; wenn man ein unnütz Wort verliert, kann man hinterher den Kopf verlieren. Es lebe der König Wilhelm!“ schrie er laut und goß den Rest seines Weines hinunter, „und nun kommt und leiht mir Euern Arm.“

Beide gingen, nachdem sie die Zeche gezahlt; es war völlig finster geworden, sie verfehlten den Weg und schritten durch mehrere Straßen, bis ihnen auf der Khalesa ein Fackelträger seine Dienste anbot. Hier und da erklangen Rufe: Signor Mattheo, habt Ihr kein Gold mitgebracht? Sind Eure Taschen leer, Signor Mattheo? Und Neveling rief: Morgen! Kommt morgen abend, dann streu ich wieder mit voller Hand! und

Lachen, Jauchzen und Heilrufe der Männer und Weiber, die an den Mauern hockten, folgten seiner Verheißung.

Als sie am Palaste angekommen waren, entließ Matthäus den Fackelträger und schlich in sein Gemach, Rainald durchschritt die Laubgänge des Gartens, er wandelte um den See nach der Stätte, wo er Jolinka am Morgen getroffen. Spärlich fielen die Lichtstrahlen vom Schlosse her durch das Gebüsch, auf der Bank schimmerte ein weißes Gewand. „Jolinka!“ rief er leise. Eine scheue Stimme fragte: „Rainald, bist du da?“

„Ich bin's,“ flüsterte er fröhlich, ließ sich neben Jolinka auf das Moos nieder und umschlang sie. „Ich mußte dich sehen und sprechen, du entfliehst mir jetzt nicht, ehe du mich angehört hast.“

„Ich wußte, du würdest kommen,“ hauchte sie zärtlich in sein Ohr und schmiegte den Kopf an seine Brust, „würdest kommen an die Stelle, wo du mich wiedergefunden, um aufs neue mich zu verlieren; sie kann nicht sterben, die erste Liebe, wenn sie auch kümmerlich ihr Erdendasein fristen muß unter dem Schatten der Nacht. Sage mir leise, Rainald, was du mir sagen willst, ganz leise, denn dieser Ort birgt Gefahren; oft am stillen Abend geht der König hier im menschenleeren Garten umher, unruhig, im wirren Selbstgespräche, wie verfolgt vom bösen Gewissen, und schrecklich ist sein Zorn, wenn ihm ein Lauscher und Späher alsdann hier begegnet.“

„Wenig und doch viel habe ich dir zu sagen,“ raunte er, „wir wollen fort von hier, morgen abend wollen

wir fort, dann fährt ein Schiff, das von Frankreich kommt, von Porta felice nach Neapel und trägt uns von dort nach Genua. Wir wollen sühnen, was wir verfehlt haben, Jolinka, und die Sühne ist leicht, selig und süß, denn nichts als stete, treue Liebe wird von uns gefordert."

Er fühlte wie ein Zittern durch ihren Körper ging, sie hob den Kopf, preßte ihre Lippen auf die seinen und sog in wilder Leidenschaft seine Küsse. Dann wieder horchte und spähte sie ängstlich in die Runde.

„Ich kann es nicht," flüsterte sie, „ich darf den Meister nicht verlassen, es würde ihn elend machen, wenn ich es thäte."

„Und an meinem Elend liegt dir nichts?" fragte er vorwurfsvoll, „du willst dem Meister anhangen und mich aufgeben?"

„Du wirst es verwinden, du bist jung und kannst es tragen," stieß sie rasch hervor, „er ist alt, seine Tage sind bald dahin — aber ich will es ja auch nicht," rief sie mit schmeichelnder Klage und umhalste ihn ungestüm, „ich will dich ja nicht lassen, mir bricht ja das Herz, da ich es soll."

„Was dich schreckt, was dich quält, was die Glieder dir anrührt zu ängstlichem Beben, ich weiß es nicht," sagte er halb unmutig, halb mitleidig, „besser wär es, ich wüßte, welcher Druck auf dir lastet, dann könnte ich mit dir tragen, was dir zu schwer wird. Warum willst du nicht fort von hier, Jolinka? Fürchtest du dich, die Heimat wieder zu schauen? Thöricht wäre die Furcht,

denn unsere Heimat ist groß, nicht am Rheine nur, überall wo deutsches Land, sind wir daheim, und im Weserthale wird keiner von denen dich suchen, die dich einst verfolgt haben; wenn sie dich aber fänden, was brauchst du dich zu ängstigen, da du ja nichts verbrochen hast?"

„Wohl kehrte ich gern in die Heimat zurück," flüsterte sie traurig, „lieb und holdselig dünkt mir alles, was an die Stätte gemahnt, wo wir einstmals glücklich gewesen. Rainald, wie schön und lieblich war es in sternfunkelnder, blauer Sommernacht, oben am Waldsaume von Bischofsheim, als der kühle Nachtwind über die Ähren ging und die heißen Worte, dir von den Lippen rannen; die Ähren sind zerschnitten und gesammelt, die Worte auch, Rainald, — wir haben geerntet und sind nicht froh geworden —"

„Ich bin es müde, über dunkelem Rätsel zu sinnen," unterbrach er sie rauh, „sage mir was ist geschehen, was ist zwischen Stabius und dir geschehen, welches Recht hat er über dich gewonnen, daß du nicht lassen willst von ihm?"

Sie hielt ihn fest, als er ungeduldig auffahren wollte. „Dankbarkeit hält mich bei ihm zurück, die Liebe, die das Kind an den Vater fesselt, wenn auch der Vater ein Unwürdiger ist; sonst hat er kein Recht an mir, als jenes, das ihm in Magdeburg die Würfel gegeben haben. Sei doch nicht hart gegen mich," bat sie schmeichelnd, „nicht hart in dieser Stunde, die uns die Götter gegeben

haben wider mein Hoffen, die kurze Stunde, die letzte vielleicht vor deinem Scheiden."

Er strich ihr das schwarze, feuchte Gelock aus der Stirn und küßte sie. „Ich muß es raten, das siebenmal versiegelte Rätsel, das die Sphinx elend macht, die es mir zu lösen gegeben," flüsterte er ihr leise ins Ohr; „Stabius hat dich und sich vor der Schande bewahrt, dies ist das traurige Geheimnis, das dich mit ihm verbindet; Stabius hat unser Kind getötet. Habe ich es erraten, Jolinka?"

Mit einem leichten Schrei fuhr sie aus seinen Armen empor, aber nicht seine Frage entlockte ihr den Schrei; eine dunkle Gestalt stand vor ihr, in den Lichtstrahlen, die das Buschwerk durchflimmerten, hatte sie den König erkannt. Mit verschränkten Armen stand er da. „Ich merke, hier ist kein Raum für mich," sagte er mit kollerndem Lachen, „wo zwei in Liebe einander umschlungen halten, soll keiner sie stören, das ist alte Satzung,[46]) und auch der König steht unter diesem Gesetze."

Ruhig erhob sich Rainald und trat vor den König hin. „Gnädigster Herr," erwiderte er in förmlichem, höfischem Tone, „ärgert Euch nicht an uns und spottet nicht über uns, wir bitten Euch um Vergebung, daß wir Euch in diesem Gehege lästig geworden sind. Diese Jungfrau ist die Pflegetochter Euers Leibarztes Stabius, sie stand meinem Herzen einst nahe in der Heimat, ich bin gekommen, sie mir zur Ehe zu gewinnen und habe sie hier begrüßt. Nun aber weigert sie sich, mir in die

Heimat zu folgen und nichtig ist der Vorwand solchen Verhaltens."

„Du bist der Gast des Meisters," versetzte der König mürrisch, „an den klaren Lauten deiner Stimme kenn' ich dich wieder und ich bezeuge dir, du machst einen freien Gebrauch von dem Gastrechte. Einmal schon hast du heute meinen Willen durchkreuzt in heiligen Dingen, jetzo kommst du mir in die Quere auf weltlichen Gängen; unleidlich bist du mir, und ich gebiete dir, dieses Land zu verlassen mit dem ersten Schiffe, das nordwärts fährt."

„Seid unbesorgt, ich reise morgen," antwortete Rainald, „aber schwer ist es mir, ohne diese zu reisen, um derentwillen ich gekommen. Karge Geschenke hat sie mir geboten, Thränen und zärtliche Worte des Abschieds, sie sagt, sie könne ihren Pflegevater nicht verlassen, und hinfällig erscheint mir dieser Grund. Sprecht ein Wort aus Eurer Machtfülle, ruhmwürdigster König, verbannet auch diese aus Euerm Lande, so ziehen wir zusammen."

„Du bist ein seltsamer Mensch," begann jener, und seine Worte klangen als spräche er in heiterer Laune, „ich sollte dir zürnen und kann es nicht, denn offen und ohne Trug redest du gewißlich, und solche Rede hören auch die Könige am liebsten. Aber Unerhörtes begehrst du; meinen Leibarzt mag ich nicht missen, um dir gefällig zu sein, wie kann ich aber das Kind von dem Pflegevater trennen, da sie gesonnen sind, bei ein-

ander zu bleiben? Sage mir, Jolinka, was willst du, was soll ich thun?"

„Laßt mich hier," bat sie mit klangloser Stimme, „sendet jenen heim, es ist besser für ihn und für mich, und ich fordere nichts weiter von Euch."

„Du hast es gehört," lachte der König, „in Unabänderliches muß der Mensch sich finden."

„Hier ist der Teufel im Spiele, meine Kunst ist zu Ende," rief Rainald bitter, und mühsam brachte er die Worte hervor, als sei ihm die Kehle eingeschnürt, „leid ist mir jegliches unnütz verschwendete Wort, so will ich kein weiteres verlieren."

Er schritt hinweg dem Palaste zu, Jolinka wollte ihm nacheilen, aber der König erfaßte ihren Arm. „Bleib hier," mahnte er freundlich, „laß ihn laufen, den Hitzkopf, aus dessen Armen ich dich zu rechter Zeit befreit habe."

„Ich kann es nicht," entgegnete sie hastig, „ich fürchte, er thut sich das schwerste Weh an um meinetwillen im verzagten Gemüte; nur ein kurzes Wort will ich ihm sagen zum Abschiede, haltet mich nicht zurück, ich muß es thun, ich kann und darf es nicht lassen."

Flüchtigen Fußes folgte sie Rainald, aber sie kam zu spät, schon hatte jener seine Kammer betreten, als sie den erhellten Gang durchschritt, an dem die Gemächer des Meisters Stabius belegen waren. Sie lauschte an der Thür der Kammer, es war still in dem Raume, leise drückte sie an der Klinke, die Thür war von innen verriegelt; Jolinka fürchtete die Augen und Ohren der

Diener, welche hin und wieder an den Enden des Ganges vorüberglitten, geräuschlos wie sie gekommen, eilte sie in ihre Schlafstube. Neben dieser und durch eine Thür mit ihr verbunden lag das Schlafgemach des Meisters; Stabius hatte dem Spielvogel ein Lager neben dem seinigen herrichten lassen, damit der Kranke nicht außer seiner Obhut sei während der Nacht; Jolinka horchte auf an der geschlossenen Thür, auch in des Meisters Kammer war alles still, da atmete sie tief und schwer und sank erschöpft auf ihr Ruhebett.

Draußen unter den Bäumen, auf der Moosbank harrte der König; er harrte vergeblich, Jolinka kehrte nicht zurück.

XI.

Wo ist nu hin min lichter Morgensterne?
Weh, was hilfet mich, daz min Sunne ist ufgegan —

Hoch und geräumig war das Schlafgemach des Meisters Stabius, in welchem der kranke Spielvogel gebettet lag; die von grünem Blattwerk umsponnenen Bogenfenster schauten nach dem Garten, in einen offenen Laubengang, der einen Durchblick gewährte auf den ruhigen, klaren Spiegel des kleinen Sees. Über diesem Gemache lag der Schlafsaal des Königs, eine schmale, gewundene Treppe führte in den oberen Raum. Wenn nachts das Glöcklein über seinem Bette tönte, stieg Stabius auf dieser Treppe in den oberen Stock hinauf an das Lager seines königlichen Herrn.

Der Tag neigte sich, die Strahlen der sinkenden Sonne spielten auf dem Estrich, durch die geöffneten Fenster strömte ein erfrischender Luftzug in das Gemach. Seit der Mittagszeit war der Spielvogel in großer Unruhe gewesen, unaufhörlich hatte er nach Rainald gefragt und gebeten, ihn zu bescheiden, daß er komme; jetzt lag er ruhig auf seinem Kissen, denn Rainald war bei ihm. Sie waren allein, Rainald saß auf dem Bettrande des Meisters an der Lagerstatt des Freundes, und

dieser hielt noch von dem Willkommen her seine kühle Hand mit fieberheißen Fingern umfaßt.

„Es geht zum Sterben mit mir,“ sagte der Kranke leise, „aus dem ewigen Sommer, der hier blüht, muß ich hinaus in das unbekannte Land, wo für die Schlechten das Leid und für die Guten die Freude nicht endet.“

„Was willst du voreilig verzagen?“ tröstete Rainald. „Du bist noch stark genug, die Krankheit zu überwinden, sei nur geduldig.“

Gerhard schüttelte ungläubig den Kopf, mitleidig, in großer Betrübnis betrachtete der Freund die verfallenen Züge, die glanzlosen Augen seines Gefährten.

„Glaubst du, es werde mir so schwer, aus dem lustigen Lande der Lebendigen zu scheiden?“ fragte der Spielvogel. „Es wird mir nicht schwerer und nicht leichter als jeglichem andern, der von dem Gastmahl heimgeht, das ihm die Erde geboten. Ich habe fast immer zu unterst gesessen an diesem Mahle, seit ich mit wenig guter Gesellschaft mir selber den Platz gewählt in großer Thorheit. Ich habe kein Recht zu klagen und klage nicht, daß ich wenig Ehre und Glück in der Welt gefunden, jammere auch nicht, daß mein Spiel um das Glück nunmehr aus ist, aber daß mein Leben so dunkel hinter mir liegt durch meine Schuld, das beklage ich. — Schaue ich rückwärts, so sehe ich finstere Schatten, schaue ich vorwärts, so starre ich in sternlose Nacht, das ist schlimm und macht mir das Sterben schwer, — schwerer als andern.“

„Sünder, die des gottseligen Ruhmes ermangeln, sind wir alle,“ meinte Rainald, „wir können alle der großen Barmherzigkeit nicht entraten.“

„Keine That, keine einzige, auf der die rückschauenden Augen in Frieden haften könnten!“ fuhr Gerhard fort; „wohl seh ich Werke der Liebe, die ich gethan am breiten Weltpfade, aber in sinnlichem, weltlichem Eigennutz habe ich sie geübt und die Endthat der Sühne ist mir vereitelt.“

Er lag still und ließ Rainalds Hand fahren, seine Augen starrten die Decke des Gemaches an, auf dem klugen, durchgeistigten Gesicht, das der Tod schon leise angerührt hatte, lag der Ausdruck schweren Kampfes und widerwärtiger Gedankenarbeit. Dann richtete er sich mühsam auf zu halb sitzender Stellung, nestelte an seinem Untergewande und zog einen Brief hervor.

„Dieser Brief ist für dich,“ keuchte er, „Gepa hat ihn mir gegeben, als ich von Köln fortging, und mit glüh errötenden Wangen hat sie mir daneben einen Gruß an dich aufgetragen.“

„Was sagst du?“ rief Rainald bestürzt und griff hastig nach dem Schreiben, „dieser Brief — von Gepa? Unseliger, warum hast du ihn mir vorenthalten, warum hast du mich hierher verlockt zu trauriger Erkenntnis und neuem Irrtum?“

Er wollte mit dem Briefe an das Fenster eilen, aber der Spielvogel hielt ihn zurück. „Lies ihn nachher,“ bat er, „die Schrift verlischt nicht, aber mein

Mund verstummt; bald und ich muß dir noch mancherlei sagen. Ich habe dich betrogen, aber nicht böser Wille hat mich dazu verleitet, sondern gute Absicht und das Versprechen, welches ich einst einer Sterbenden gegeben. Du hast treulos gehandelt an Jolinka, du bist ehrlich genug, das erkennen zu können, du hast sie ungehört verdammt, du hast dir eingeredet, du habest ein Recht, sie von dir zu stoßen, aber wie schwach es bestellt war um diesen Rechtsgrund, magst du daran erkennen, daß du dich innerlich freutest, ihn gefunden zu haben. Du hast einen hochfahrenden Sinn, Rainald, der Ehrgeiz siegte über die Liebe, das gefesselte Weib, dessen Herkunft dunkel, war dir unwert geworden im Verkehr mit Hochgestellten. Ich sah und erkannte das alles, ich wollte euch wieder vereinen zu einem Bunde, der Gott und Menschen wohlgefällig; als Jolinka von Köln schied, gelobte sie mir in diese meine Hand, daß sie dir die Treue wahren wolle, und ich gab ihr das Gegenversprechen, daß ich dich ihr wieder zuführen wolle."

Er hielt erschöpft inne und rang nach Luft mit knisternden Atemzügen. Rainald nahm ein Tuch und trocknete ihm die Stirn, dann fuhr Gerhard fort: „Ich habe mein Versprechen gelöst, aber sie hat das Gelöbnis nicht gehalten; da wo du jetzt sitzest, hat heute morgen Matthäus Reveling gesessen; bitter wie der Tod waren die Worte, die er mir sagte. Jolinka ist eine Dirne geworden, der Großkanzler Majo von Bari hat sie verführt und sie alsdann an den König verhandelt."

Rainald schlug die Hände vor das Gesicht und stöhnte.

„Es ist nichts mehr zu bessern an solchem Schaden,“ begann der Spielvogel wieder, „es nutzt nicht, ein zerrissenes Band zu verknüpfen, wenn es morsch geworden; fern sei es von mir, dich mit der Schande verkuppeln zu wollen, fahre nach Köln zurück, Rainald, bitte Gepa, daß sie mir vergibt, was ich an ihr gethan, den schnöden Undank für all ihre Güte; sage ihr, ich hätte also handeln müssen um einer Toten willen, die mir das Heil ihres Kindes auf meine arme Seele gebunden. Wie das gekommen, will ich dir sagen, ich will dir alles erzählen und sollte ich mir vor der Zeit die Seele aus dem Leibe reden mit der Geschichte. Gib mir den Wasserkrug, daß ich mir die brennenden Lippen feuchte.“

Rainald reichte ihm den Krug, langsam trank der Kranke, bei jedem Schlucke schauerte er leicht zusammen, dann legte er sich zurück und erzählte:

„Ich heiße Gerhard von Cannstadt, den Namen Spielvogel hat man mir gegeben, weil meine Genossen mich immer achteten wie eine Spielpuppe, welche die Kindlein handhaben zu ihrem Zeitvertreib; wie der Mensch sich gibt, wird er behandelt und ich gefiel mir allzeit im Possenspiel, weil ich darin eine Kraft fand, die meine Ungestalt nicht beeinträchtigte, sondern förderte. Meinen eigentlichen Namen weiß heute neben dem Primas keiner als du und ich, ich habe ihn abgelegt zu eigner Sicherheit und zu Ehren meines Geschlechts. Wisse, ein geweihter Priester war ich, als ich von meinem heimischen Kloster Hirschau schied und nach Paris zog, um meine gelehrten Studien dort fortzusetzen; schon auf dem Wege

dorthin geriet ich in schlechteste Gesellschaft, Gott vergebe mir, sie war mir nicht unlieb; mein Herz hatte lange geseufzt im Ringen um die ewige Gnade, in den Ketten harter Zucht; ich glaubte, mein Fleisch sei der Welt ertötet, aber es regte sich wild und unbändig nach langer Knechtschaft, der niedergedrückte, beiseite geschobene Krüppel wollte leben und genießen, in ihm zuckte das Blut ebenso heiß wie in den schön gewachsenen Leibern seiner Freunde. Ich kam nach Paris, mich umbrauste das Gewühl lasterhaften Treibens, die Nebel sinnlichen Begehrens verfinsterten meine Augen, und ich, der geweihte Priester, verließ meinen Herrn, ich wurde ein lächerlicher Vagant, ein Jokulator, ein Buffo,[47]) ein Knecht der Sünde und eilte einem Schatten nach. — Herrgott, erbarme dich meiner! — Wohl hätte alles noch gut werden mögen, denn mir kam die Besinnung und ich wollte heimkehren in Zerknirschung und Reue, da geriet ich in die Hand des Primas von Clugny, der damals im jugendlichen Alter wie ich, ein Rüstzeug des Satans war wie wenig andre. Nimmermehr hat ein Mann mit dem ihm anvertrauten Pfunde nichtswürdiger und schimpflicher gewuchert als dieser; hochgeehrt stand er da unter dem fahrenden Volke, überall angestaunt ob seines glatten gewinnenden Äußern, überall bewundert ob seines Wissens und seiner glänzenden Dialektik, überall gefürchtet ob seines wilden Mutes, der vor keiner That zurückbebte. Er hat den Rest an Gutem, der noch in mir war, verdorben, ich löschte meinen Namen aus vor den Menschen, ich hing dem Primas an mit Leib und

Leben und bin ihm jahrelang nachgelaufen durch die Welt." Die Wangen des Spielvogels hatten sich gerötet, heiser und gedämpfter wie im Beginn der Erzählung wurde der Ton seiner Stimme.

„Tritt an jenen Tisch, Rainald," bat er, „dort steht starker Wein, den gib mir zu trinken, meine Kraft ist schwach, ich möchte nicht zu Ende gelangen mit meiner Beichte, das wäre mir leid, denn es ist hohe Zeit, daß mein Gemüt sich entlastet von dem üblen Geheimnis."

„Zweifelhaft ist mir, ob dir der Wein frommt," wandte Rainald ein, „nimm ihn lieber nicht, schweige für heute und ruhe dich aus, mir ist ohnehin so weh ums Herz von dem, was ich gehört, daß ich all meine Kraft aufwenden muß, deinen Worten besonnen zu folgen."

„Thu, was ich dir gesagt," flehte der Spielvogel, „thu es mir zu Liebe, höre mich weiter an, es muß sein."

Rainald willfahrte dem Begehren, er holte den Wein, und der Kranke that einen langen, bedächtigen Zug. Leise erklang das Schloß an der Thür, die Jolinkas Schlafstube mit dem Gemache verband, die Thür wurde um ein weniges geöffnet, die Freunde merkten nichts davon, beide waren zu eifrig mit ihren Gedanken beschäftigt und schon webte das Dämmerlicht in dem Raume. Gerhard berichtete weiter:

„Was der heilige Augustinus von Hippo über den Manichäer Faustus in Karthago[48]) berichtet, paßt auch

auf den Primas; es war eine Lust, eine teuflische Lust, ihm und seiner Philosophie zu folgen, er verstrickte die Menschen in seine Netze wie die hilflosen Fischlein, schade nur, daß er sie endlich allesamt auf das Trockene warf. Auf langer Fahrt kam ich mit ihm — fünfzehn Jahre sind seitdem verstrichen — nach Magdeburg, allwo der Stadt gegenüber auf einer Elbinsel, die man die Mersche nennt, das Pfingstfest in sonderlicher Pracht gefeiert wurde.[49]) An einem klaren Abend schritten wir durch eine Straße der Stadt und sahen dort ein blühendes, dunkelgelocktes, schwarzäugiges Weib, welches an einem offenen Fenster einen Rosenstrauch aufband. Weder vorher noch nachher habe ich ein Frauenbild gesehen, welches in so auffälligem Maße die Sinne erregt hätte durch unbeschreiblichen Liebreiz in Gestalt und Wesen wie dieses. Auch der Primas blieb stehen und starrte die bestrickende Erscheinung an, dann trat er rasch entschlossen, mit der Frechheit, die ihm eigen, an das Fenster und verharrte dort eine geraume Weile, während ich vorauf schritt. Als er mir nachkam, hielt er eine der Rosen von dem Strauche am Fenster in der Hand, und die Spenderin hatte ihm einen Tanz zugesagt für den nächsten Abend auf dem Festplatze. Sie hieß Godila und stammte aus dem Geschlechte der Spaldinge von Prag; als ihre Eltern gestorben, war sie nach Magdeburg gekommen und wohnte hier bei einer Muhme, der das Haus zu eigen war, wo wir sie gesehen. Abends in der Herberge hörten wir mehr über sie, was mir nicht gefiel und den Primas nicht sonderlich kränkte. Vor Jahren hatte Godila einen

Liebeshandel gehabt, der Mann, welcher ihr die Ehe gelobt, war heimlich entwichen und hatte sie mitsamt einem Kindlein sitzen lassen, aber einen Brief hatte er geschrieben, worin gestanden, er habe bereits ein ehelich Weib, zwei Frauen dürfe er nicht haben, wenn er Witwer geworden, wolle er kommen und sie heimholen. Das Kind hieß Jolinka, keinem hat Godila den Namen des Vaters verraten, nur mir hat sie ihn genannt, als sie lange hernach in peinlicher Gewissensangst war. Doch davon später."

Gerhard griff nach dem Kruge und trank; mit gespanntem Ohr folgte ihm Rainald, als er die Erzählung fortsetzte:

„Traurige Erfahrung hatte Godila klug gemacht, kühl wies sie das Werben des Primas zurück, ihren Augen und ihrem Herzen hatte es der glatte, übermütige Gesell freilich angethan mit allen Künsten des Schönthuns, aber sie ließ es nicht merken, und als der Primas sie gar zu arg bestürmte, sagte sie, daß sie wohl bereit sei, ihm zu folgen, wohin er nur wolle, aber nur, nachdem er sie unter priesterlicher Benediktion zu seinem Eheweibe gemacht habe. Solches paßte dem Primas nicht, und das Kind paßte ihm auch nicht; als Godila jedoch mit festem Willen erklärte, daß sie andernfalls lieber auf den Witwer harren wolle, einigten sich beide, er willigte in die Ehe und sie versprach, das Kind bei der Muhme zu lassen, welche bereit war gegen hohes Entgelt das Mägdlein bei sich zu verpflegen. Bis dahin hatte ich mich fern von Godila gehalten auf des Primas schlaue Weisung, jetzt

trat dieser an mich heran mit dem Ansinnen, ich solle zwischen ihm und seiner Verlobten vor dem Altare eine Scheinehe schließen. Es war seiner Ehre zuwider, Godila zu freien, auch war ihm die wirkliche Ehe lästig, und er fürchtete die Schöffen von Magdeburg, welche schon manchem in Ehesachen an Leib, Namen und Gut gestraft hatten. Ich sträubte mich gegen sein Begehren, auch war ja der Bund gültig, welchen ich segnete, denn ob ich gleich ein Unwürdiger geworden, haftete doch die Priesterweihe unverletzt an mir. Er drang in mich, anfangs mit Bitten, dann mit Drohen; er wollte mich anzeigen, daß ich dem Kloster entlaufen und mich in schmutzige Welthändel eingelassen, er stellte mir die Martern mit Geißel und Klausur vor Augen, — ich war ein schwacher Mensch und ließ mich verleiten; wohl sagte ich ihm, die Ehe sei eine rechte, wenn ich den Segen gesprochen, er aber lachte, das kümmere ihn wenig, wenn das Geheimnis nur unter uns bleibe, es wisse ja keiner, daß ich ein Priester sei, und ich selbst werde das wohl niemand zu meinem Schaden verraten. Weislich ordneten wir alles, der Primas hatte sich ausbedungen, daß die kirchliche Feier ganz in der Stille geschehen solle, offen hatte er Godila gesagt, wie seine Ehre darunter leide, wenn er sie vor vielen Zeugen zum Altare geleite, er hatte hinzugefügt, daß seine Liebe zwar stärker sei als jegliches Bedenken, aber man erreiche ja in der Stille dasselbe, wie vor versammeltem Volke, und auf Sicilien, wohin er sie führen wolle, kenne kein Mensch den Fehltritt ihrer Vergangenheit. Godila ging in das

Garn, das ich, der große Sünder, stellen half. Mit bethörenden Worten hatte der Primas ihr jeden mißtrauischen Gedanken aus dem Sinne geschwatzt. In mittäglicher Sonnenglut, als die Mönche im kühlen Refektorium beim Mahle saßen, schlich ich mich in die offene Kirche des Benediktinerklosters, welches auf einer Anhöhe vor dem Thore der Stadt hart am Elbstrome liegt,[50]) barg mich in der Sakristei, hüllte mich in eines der dort hängenden geistlichen Gewänder und wartete auf die Verlobten. Sie kamen mit der Muhme, ohne Kranz und Schleier ging die arme Braut, die ich nicht anschauen konnte ohne tiefstes Mitleid; mit feierlichem Ernst, wenngleich in möglichster Eile, waltete ich des Amts, dessen ich kundig war, der Primas steckte der Verlobten seinen Ring an den Finger,[51]) ich sprach den Segen, und die Feier war zu Ende; hoch atmete ich auf, als ich nach dem verwegenen Spiele wieder bei meinem Wirte angelangt war. Am selbigen Tage noch reiste das Paar ab, und auch ich freute mich, als ich die Türme Magdeburgs im Rücken hatte. Nach Monden, am Sankt Bartholomäustage, sollte ich, so war es unter uns besprochen, mit dem Primas in Bamberg wieder zusammentreffen, ich war an dem bestimmten Tage an dem bestimmten Orte, den Primas traf ich nicht, wohl aber Godila, die jener in Not und Verzagen dort im Stich gelassen. Da habe ich der Vergrämten mich angenommen, die in mir den Priester nicht wieder erkannte, habe sie vertröstet, so gut es anging, und bin mit ihr weiter gefahren, den Treulosen zu suchen, denn nach Magdeburg

wollte sie nicht zurück in Gram und Scham. Wahnsinnig hat sie den Unhold geliebt, und vergessen hat sie ihn nie, aber sie hatte ein leichtes Herz, das sich auf Stunden und Tage wohl aller schweren Gedanken zu entschlagen vermochte, und als sie meiner großen Treue inne geworden, war sie meinem Werben nicht abgeneigt."

Der Spielvogel schwieg eine geraume Weile, dann preßte er beide Hände auf die röchelnde Brust. „Die Frist ist kurz, es muß heraus, Gott möge mir helfen!" flüsterte er, rückte an dem Kissen und erzählte weiter:

„O, daß ich reichliche Thränen in meinem Haupte hätte, diese Schmach genugsam zu beweinen, denn das ist die größte Schuld, die ich auf mich geladen, daß ich mir nahm, was der Primas am Wege liegen gelassen, daß ich die Ehe zerbrach, die ich selber geschlossen. Vor solcher Sünde verstummt die himmlische Gnade. Doch ich darf nicht verweilen bei dem, was mich allein angeht, ich komme sonst nicht zu Ende. Auf unsrer Fahrt kamen wir, als der Winter vergangen, gen Salzburg, und als wir, es war an einem hellen Morgen im Märzen, an die erzbischöfliche Pfalz gelangt waren, trabte eben der Primas von Clugny aus dem Thore derselben heraus uns entgegen, und ihm zur Seite ritt auf weißem, leichtfüßigen Zelter ein schmuckes Mägdlein in prangendem Kleide. Godila stand hochaufgerichtet, mit weit aufgerissenen Augen, als habe sie der Starrkrampf gelähmt; ich wollte sie in ein Seitengäßchen ziehen, sie aber streckte die Arme aus nach dem Primas, warf sich dem Rosse entgegen und schrie: Nikolaus! Nikolaus! Er hatte sich

entfärbt, verwundert richtete seine Begleiterin ihre Blicke auf ihn. Weib, rief er Godila zu, was willst du von mir? Ich kenne dich nicht! Gib Raum, oder mein Pferd schreitet über dich weg. Sie wich nicht, da bäumte das Roß sich wild, that einen gewaltigen Sprung und der Primas sprengte fort, daß ihm die Reiterin kaum zu folgen vermochte. Godila war von dem beim Anspringen vorwärts geworfenen Hufe des Pferdes an der Brust getroffen und zur Seite geschleudert, sie lag am Boden und das Blut entströmte ihrem Munde; mitleidige Leute schafften sie in die Herberge. Da hat sie lange krank gelegen, ihre Lunge war schwer geschädigt von dem Hufe des Rosses, sie litt an Atemnot, wie ich jetzund leide, und ich nehme dies Leiden an als eine Vergeltung. Bald nach dem Geschehnis wurde ich in die Bischofspfalz gerufen, dort fragte mich jene Begleiterin des Primas aus über alles, sie gab mir Geld zu Godilas Pflege, und ich wurde Briefschreiber bei dem Erzbischof, der ihr Oheim war. Der Primas aber kehrte nicht heim von jenem Ritte, er hatte das Weite gesucht, und man verfolgte ihn nicht, denn er stand hoch in der Gunst des Kirchenfürsten wegen seiner mannigfachen Künste, seiner Gewandtheit und Klugheit und seiner geistreichen, zierlichen Scherzreden. Ich habe Godila nicht verlassen, sie war gottergeben in ihrer Krankheit, und das unsägliche Leid läuterte ihr weltlich Herz. Was sie aber zumeist quälte, war der Gedanke an ihr Kind; sie vertraute mir an, daß Stabius der Vater Jolinkas; auf Betreiben des Ratmanns Richwin von Schönbuch hatte

einst der Herr Konrad von Querfurt, welcher Erzbischof von Magdeburg war, in schwerer Krankheit den Meister von Mainz zu sich beschieden, dieser hatte Godila bald erwittert, — er hat ein geübtes Auge in Auffindung von schönen Frauen, — und er hatte sie bethört unter dem Eheversprechen. Da ich nun sah, wie Godila sich immer mehr härmte und ängstete um ihr Kind, nutzte ich die Gelegenheit, als ein Bote des Bistums in weltlichen Dingen nach Magdeburg an den Erzbischof Konrad entsandt wurde, und gab ihm umständliche Weisung, wie er sich nach allem, was uns anging, erkundigen sollte. Der Bote kam zurück, brachte Grüße von Godilas Muhme und erzählte, ein Arzt aus Mainz, ein Witwer Namens Stabius, habe Jolinka zu sich genommen; von dem Würfelbecher, mit dem der Meister seine Lumpen-Ehre gedeckt, sagte der Mann nichts. Noch sehe ich das Antlitz der Mutter, wie es in Freuden erstrahlte, als der Bote vor ihr stand und ihr Bericht gab. So habe ich mich in Stabius doch nicht völlig getäuscht! sagte sie hinterher zu mir, und ihre Augen glänzten, als sei nun jegliche Unbill vergessen, die er an ihr gethan. Es war ihre letzte Weltfreude, bald darauf, als das Frühjahr kam, starb sie, im Sterben hielt sie meine Hand, ihre brechenden Augen sahen mich bittend an. Schaue dich um nach Jolinka, sagte sie, sorge, daß sie glücklich wird, glücklicher als ihre Mutter! das waren ihre letzten Worte."

Jetzt legte der Spielvogel sich zurück und die Ruhe kam über ihn.

„Du weißt nun alles,“ schloß er seine Erzählung, „erst heute habe ich dir die traurige Geschichte erzählt, weislich verschwieg ich dir Jolinkas Herkommen, und ich hätte das Geheimnis mit mir ins Grab genommen, um sie dir nicht zu verleiden, wäre sie deiner würdig geblieben; auch Jolinka habe ich nichts gesagt, ich wollte ihr das Leben nicht bitterer machen, als es ohnehin schon für sie war. Von Salzburg bin ich nach Mainz gewandert, immer hat mich das angstvolle, brechende Auge Godilas verfolgt, immer wieder bin ich in der Folge, wenn meine Fahrt es ermöglichte, in Jolinkas Nähe geeilt, die Pflicht hat mich getrieben. Ich lernte dich kennen und erforschte die leidenschaftliche Liebe, mit der das Mägdlein an dir hing, und die du erwidertest, da hatte ich einen Weiser gefunden, der mir den Weg andeutete, der Jolinka zum Glücke führen mußte, er hat mich nicht irre geleitet, aber das Kind meiner Sorge hat den Weg verfehlt. Stabius habe ich nichts vorenthalten von dem, was ich mit Godila erlebt, stets aufs neue habe ich ihm das Heil seiner Tochter als seine erste Verpflichtung in das Ohr geraunt, aber vergeblich, — er hat die Augen zugekniffen, er hat es nicht sehen wollen, wie Jolinka strauchelte und fiel auf dem glatten Boden dieses Königspalastes. Und der Primas, — auch er weiß das Ende von dem, was Stabius und er leichtfertig begonnen, aber es bekümmerte ihn nicht; als Jolinka zur Jungfrau erblüht war, streckte er die Hand nach ihr aus, wie einst nach der Mutter. Tausendmal habe ich ihm gedroht: Wenn du diese vergiftest,

Primas, so überantworte ich dich und mich dem Henker! Dann hat er abgelassen von schnödem Beginnen, was aber geschehen, seit er von Köln fortgegangen, weiß ich nicht. Stabius und der Primas, — man sagt, die Freundschaft der Schlechten dauere drei Tage, — das paßt nicht auf sie, immer fester sind sie aneinander geschweißt in dem heißen Feuer der Weltliebe."

Unverständlich wurde Gerhards Gemurmel. Rainald war an seinem Lager auf die Kniee gesunken, er hatte die Stirn an die Bettstatt gepreßt, und dumpf kamen die Worte von seinen Lippen: „Ich bin's, ich bin's, — ich war der erste, — ich bin es gewesen, — in Bischofsheim —"

Er schwieg, er vernahm ein leises Schluchzen, eine Gestalt in hellem Mantel war in das vom bleichen Mondlicht durchleuchtete Gemach gehuscht, die beugte sich ihm gegenüber zu dem Spielvogel nieder: „Gerhard," rief sie, „Gerhard, ich danke dir, — ich vergebe dir alles, vergib auch du mir."

Sie brach an dem Lager zusammen, der Spielvogel, welcher wie geistesabwesend gelegen, richtete sich auf: „Welche Stimme?" fragte er matt, „es ist eine Stimme eines Predigers von der großen Sündenvergebung. Godila, ich habe dich stark geliebt, stärker als alle andern, und habe doch am schwersten an dir gesündigt." Dann, als ob er sich plötzlich besinne, streckte er den Arm aus und legte die Hand auf Jolinkas Haupt. „Wie sagt der Prophet?" begann er. „Ich gedenke der Zeit, da du ein freundliches junges Mägdlein, eine liebe Braut

warest, — das ist jetzund vorbei, was kommst du nun zu mir nach Gilead, dir Salbe des Trostes zu holen? Und ob du sie nähmest und viel arzneietest, du wirst doch nicht getröstet.“ Er sank zurück, still war es in dem Gemache, nur das Röcheln des Kranken war vernehmlich, dann entstand ein Geräusch oben an der Treppe, die in die Gemächer des Königs führte; der Meister Stabius kam die Stufen herab, er trug eine brennende Kerze und beleuchtete erstaunt die seltsame Gruppe.

Rainald erhob sich, als der grelle Lichtschein ihn traf, mit trotzigem Stirnrunzeln schaute er den Meister an; Jolinka blieb auf den Knieen liegen, sie trug prächtige Kleidung von Samt und Seide, sie hatte sich geschmückt zum Feste, das heute gefeiert werden sollte, auf ihrem Haar lag ein Kranz von Rosen und Myrten.

„Was geht hier vor?“ fragte Stabius kurz, „was stört ihr den Kranken, dem die Ruhe vor allem notwendig?“

Er hob die Kerze, beleuchtete den Spielvogel und zuckte die Achsel. Gerhard schlug die schlummerschweren Augenlider auf und stierte um sich. „Stabius, du Schächer,“ rief er hohl, „eine reine Seele ward dir anvertraut, die fordert sie von dir zurück, Godila Spalding —“

Seine Stimme versagte, emsig haschten und tasteten die welken Finger auf der Bettdecke, die Brust ließ nach in rastloser Arbeit, anstatt des Röchelns wurde ein dumpfes Gurgeln vernehmlich, dann that der Kranke einen tiefen Atemzug, kaum merklich reckten sich seine

Glieder und fahle Blässe überzog sein Gesicht. Der Mann war tot.

Scharf hatte Stabius das alles beobachtet, jetzt trat er ruhig an die Seite des Entseelten und drückte ihm die Augen zu; dann entzündete er ein Licht auf dem Tische am Fenster und trat zu Jolinka, er hob sie mit sanfter Gewalt vom Boden. „Lasset die Toten ihre Toten begraben,“ sagte er zu ihr und wandte sich an Rainald, „ich werde für die Bestattung sorgen, räumt dies Gemach, oben ist heller Lichterglanz, dorthin gehört die lebendige Jugend.“

Scheu betrachtete Jolinka den Spielvogel und wandte sich schaudernd ab, sie machte sich los aus den Armen des Meisters und streifte ihn mit einem verächtlichen, fast feindseligen Blicke. „Laß mich, laß mich,“ rief sie mit zitternder Stimme, „dieser hat Gutes gethan an meiner Mutter im Elend, als alle andern sie von sich gestoßen, ich will bei ihm bleiben, laß mich hier, denn meine Seele ist betrübt und mein Ohr taub für die Stimme der Freude.“

„Was er dir vorgeschwatzt hat im Fieber, magst du mir morgen erzählen, dann will ich dich lehren, das Falsche vom Wahren unterscheiden,“ sagte Stabius kalt. „Weine um ihn, wenn deine Natur es erheischt, dann aber geh hinauf, der König hat bereits nach dir gefragt.“

Er schritt aus dem Gemache, Jolinka stand und schaute ohne Regung in das Antlitz des Toten; langsam hob sie den Arm und legte die Hand an ihre Stirn,

ihre Finger berührten den Kranz auf ihrem Haupte, und in hastiger Bewegung nahm sie ihn aus dem Haar. „Man wird dir keinen Kranz geben auf deinem letzten Gange, so nimm den meinen,“ sprach sie weich, legte die Hände des Spielvogels ineinander und das Blumengewinde darüber; dann fiel ihr Blick auf Rainald, der stumm an der Treppe lehnte und mit gramvoller Miene ihr Thun verfolgte. Sie trat auf ihn zu. „Rainald,“ begann sie und durch ihre Stimme ging ein herzzerreißend Weh; „ich habe es dir gesagt, du weißt jetzt, was du mir nicht geglaubt hast, daß unser Glück zerbrochen ist und nicht wieder heil werden kann; hast du kein Wort mehr für mich in letzter Stunde?“

Er bewegte verneinend den Kopf und sah sie traurig an, von oben erklang der gedämpfte Schall lustiger Musik in die schauerliche Stille. Als überschliche sie das Gefühl eisiger Kälte, zog Jolinka den Mantel fest um die Schultern und richtete sich starr auf.

„Gib mir deine Hand, Rainald,“ fuhr sie fort, „wir haben viel Freude und viel Weh einander bereitet, unsre Rechnung ist noch nicht beglichen, ich bin in deiner Schuld, aber ich kann nicht zahlen.“ Ihre Stimme wurde unsicher, sie kämpfte gegen das Weinen, nur eine kurze Weile währte dieser Kampf, und die Thränen waren zurückgedrängt. Sie hielt die Hand Rainalds in der ihren, und die Worte rannen ihr leicht von den Lippen, als kämen sie nicht aus tiefstem Herzen, als sie sagte:

„Wenn du einmal wieder mit Ruhe der Seele den Ovid liest, wenn die Klage der unglücklichen Phädra

dir das Gemüt bewegt, die in verzehrendem Schmerz verlorenes Glück beweint und den Geliebten zurückbeschwört, dann denke an mich, Rainald, und an meinen Wunsch für dich: Qui mihi nunc saevit, sic tibi parcat amor." [52])

Sie sah ihm tief in die Augen, er konnte den Blick nicht ertragen und wandte sich ab. „Ich muß fort, der König hat schon nach mir gefragt," lachte sie bitter, „oben locken die lustigen Geigen, ich muß fort aus dem kalten Anhauch des Todes, seltsam spielen die Götter mit uns, sie weisen den einen in trostlose Dunkelheit und den andern in trostloses Licht, aber es brechen ebensoviel Herzen im Festsaal wie in den Kammern der Kranken und Sterbenden. Leb wohl!"

Sie schwebte leichtfüßig die Treppe hinan; in dem oberen Raume, als die Thür sich hinter ihr geschlossen, knickte sie zusammen, aber gewaltsam hob sie sich wieder und eilte mit raschen Schritten in die lichterfüllte Halle.

Kopfschüttelnd hatte Rainald ihr nachgeschaut, er stand an dem Bette des Toten, seine Lippen bewegten sich leise, keine Thräne war in seine Augen gekommen, und auch jetzt, da er allein war, weinte er nicht, aber die Linke stemmte er gegen sein Herz, als ob es ihm weh thue. Dann griff er entschlossen die Kerze und schritt hinaus, doch er verfehlte den rechten Ausgang und trat in Jolinkas Schlafgemach. Er ging nicht zurück über die Schwelle, als er seines Irrtums inne wurde, er setzte den Leuchter nieder und musterte den Raum, der von einem lieblichen Duft erfüllt war. Da lehnte

der geschliffene Spiegel, vor dem sie sich geschmückt, Riechfläschchen und Salbenbüchsen standen neben dem Elfenbeinkamme, mit dem sie ihr reiches welliges Haar geordnet hatte, und auf dem Teppiche des Bodens vor dem Bette lagen die Gewänder, welche sie in der Eile ungeordnet zurückgelassen. Mit wehmütiger Scheu betrachtete Rainald das alles, als wäre er in das Gemach einer längst Verstorbenen getreten, er nahm eine halberschlossene Rose, die auf dem Tische liegen geblieben war, setzte sich in einen der Stühle, stützte den Kopf auf den Arm und hub an, bitterlich zu weinen. Allgemach wurde er ruhiger, rasch fuhr er mit einem Tuche über sein Gesicht, und in straffer Haltung durchmaß er den Raum. „Noch einmal, noch ein einziges Mal will ich sie sehen,“ sagte er dumpf, „und dann fort, heimwärts, in die Stille, zu meiner Mutter!“ Mit bebender Hand löschte er das Licht, trat auf den Flur des Hauses und stieg langsam die breite Treppe hinauf, die zu der Festhalle führte.

Dort schallte zur Zeit eine einförmige, gemessene Weise. Inmitten des weiten Saalbaues tanzten indische Mädchen, die auf Majos Geheiß ein Handelsmann aus Genua hergeführt hatte.[53]) Als hätte die berauschende Speise des Mohnes ihre Sinne verwirrt, sprangen sie mit taumelnden Bewegungen den kunstvoll verschlungenen Reigen; wie im süßen Spiel der Liebe suchten die Paare begehrlich sich einander zu nähern und mit ausgestreckten Armen sich zu umfassen; hatten sie sich erreicht, wichen sie von einander zurück, um aufs neue in übermütiger

Laune sich zu erhaschen und wiederum abzustoßen; bald stampften sie den Boden mit wilder Gebärde, bald schwebten sie anmutig dahin auf den Spitzen der Füße; ihre Leiber reckten und bogen sich unter der Herrschaft übermächtigen Gefühls, ihre Augen glühten in maßloser Leidenschaft, und dann und wann übertönte ein halberstickter Schrei aus trockener Kehle das anreizende, klatschende Getön der Kastagnetten.

Rainald war zu dem Schwarm von Höflingen und buntgeschmückten Weibern getreten, welcher an den Pfeilern lungerte und dem Tanze zusah, er achtete nicht auf das Reigenspiel, er suchte Jolinka in dem Saale, und er sah sie auf der erhöhten Bühne in der Nähe des Königs, der inmitten des vornehmsten Kreises, an der Seite des Großkanzlers Majo von Bari, mit wohlgefälliger Miene die Kunst der Tänzerinnen prüfte, bis diese ermattet inne hielten und mit schwankenden Schritten den Schauplatz verließen. Jolinka reichte dem Könige einen Becher, er nickte ihr leutselig zu und that ihr Bescheid mit lachendem Antlitz, dann spähte er durch den Raum, welchen die ruhigen Flammen in ehernen Schalen mit hellem Licht erfüllten; er gewahrte Rainald, der die Gäste, die ihn umstanden, überragte, und beschied ihn zu sich. Jolinka, die noch neben ihm stand, merkte den Zorn des Königs. „Laßt ihn,“ bat sie ängstlich, „fahret ihn nicht hart an, er ist mein Jugendfreund, wir haben einst den Platon miteinander gelesen.“

„Platon?“ lachte der König. „Dieser sieht mir nicht aus, als ob er mit Platon den Himmel suche, und ich

wähne, er kam nach Sicilien, wo die Gebeine des Aristoteles ruhen,[54]) um platte Philosophie zu treiben."

Rainald war währenddessen herangetreten, er hielt noch die Rose in der Hand, welche er unten in dem Gemache an sich genommen, die warf er Jolinka spielend zu als letzten Gruß.

„Was hat dich hierher geführt?" herrschte der König ihn an, „habe ich dir nicht geboten, mit dem ersten Schiffe diese Insel zu verlassen?"

„Mir ist der Freund, mit dem ich hierher gekommen, gestorben," erwiderte Rainald kühl, „eine Pflicht hat mich gehalten, die mir höher steht als Euer Königswort."

„Trotzig und frech seid ihr Deutschen allesamt," schalt der König, „ungern beugt ihr euch unter fremden Willen, selbst über die Kirche wagt ihr das Haupt zu erheben."

„Wenig, nichts zu unserm Nachteil, unterscheidet uns von unsern Brüdern, den Normannen," versetzte Rainald unbedachtsam, „auch sie lachten einst über den römischen Papst, bis sie sich bereit fanden, seine Fußspitze zu küssen."

Inzwischen hatte die Musik wieder eingesetzt zu rauschender Tonweise, und munter drehten sich die Paare im Tanzschritt; auf den leise geführten flüchtigen Wortstreit hatte außer Jolinka und dem Kanzler niemand geachtet. Zornbebend erhob sich der König bei Rainalds Worten. „Ich will dir Zeit lassen, weiter über den Unterschied zu grübeln," raunte er dem Unbesonnenen ins Ohr und winkte einem der Trabanten. „Führet diesen ab in den

dumpfigsten Kerker," befahl er, „und verwahret ihn gut, daß er euch nicht entwische."

Wohl faßte Jolinka flehend den Arm des Königs, aber vergeblich, er stieß sie unwirsch zurück; ratlos spähte Rainald umher, nach einer Gelegenheit, zu entweichen, schon wollte er der Leibwache folgen, als plötzlich ein rotglühendes Licht von der Stadt her aufleuchtete. Ein Brausen erscholl, wie eines großen Wassers, aber es war nicht das Getöse des brandenden Meeres, es war der dumpfe Lärm einer entfesselten Menschenmenge, was durch die geöffneten Fenster störend in den Freudensaal herüberscholl. Das mißachtete, getretene Volk hatte sich aufgerafft zu einem Gerichte über seine Peiniger; Matthäus Novellus hatte die wohlvorbereitete Masse in Fluß gebracht, es war ihm ein Leichtes gewesen in diesem lange mißhandelten Volke, dem die Lust zur Empörung ohnehin im Blute lag, wildesten Haß und unbändigste Rachgier zu wecken. Auf der Khalesa hatte der heißblütige Mann seine Hetzrede gehalten, das Auflodern seines Zornes hatte gezündet, mit einer Schar zerlumpter, verwegener Gesellen war er durch die Straßen gezogen, einer hatte den andern entflammt zu befreiender That, rasch war die Schar gewachsen, die edelsten Geschlechter hatten sich ihr angeschlossen; jetzt zogen die Aufständischen zu Tausenden hinauf zum Palaste, bewaffnet mit Schwertern, Messern, Äxten und sonstigem Gerät, unter dem blutroten Scheine zahlloser Fackeln. Allen voran zog Matthäus Novellus; der wandte sich ab und an mit dem sieghaften Rufe: „Tod den Tyrannen! Es lebe

die Freiheit!" seinem Gefolge zu, und jedesmal pflanzte der Ruf sich fort unter wildem Jauchzen, Singen und Pfeifen der drängenden Haufen, deren leidenschaftliche Begeisterung im stetigen Wachsen war.

Eine heillose Verwirrung war bei dem Herannahen der tobenden Volkshorden in der Festhalle entstanden; der Schwarm der Höflinge war auseinander gestoben, hatte sich seitwärts gedrückt an die Nischen der Fenster; die Lippen, welche soeben noch unter süßem Lächeln Koseworte geflüstert, waren jäh verstummt mit dem Klange der Musik; man vernahm nichts als gepreßte Klagelaute der geängstigten Weiber.

Rasch hatte der König Männer aus der Leibwache entsandt, mit der Weisung, soviel Kriegsvolk aufzubieten, wie in den einzelnen Regionen der Stadt lagerte, er wechselte, an einen der Pfeiler gelehnt, hastige Worte mit dem Kanzler; auch Majo horchte mit banger Spannung auf das immer gewaltiger anschwellende Getöse der näher rückenden Volksmassen, ein solcher Tumult paßte nicht in seinen Plan, der von wenigen Beherzten ausgeführt werden sollte; noch konnte man die Rufe nicht verstehen, aber das unheimlich dräuende Geräusch, von dem sie begleitet waren, ließ das Schlimmste befürchten.

„Ihr habt Euch dem Volke lange nicht gezeigt," sagte der Kanzler mit schlecht erheuchelter Ruhe, „möglich ist, daß sich wieder wie neulich das Gerücht verbreitet hat, Ihr wäret tot, und daß die Bande nur ihren König sehen will." [55])

Kaum hatte er das gesagt, als von den unteren

Räumen des Palastes Waffenlärm heraufscholl; die Mannschaften des Königs, die das Schloß herbergte, waren an den Thoren im Kampf mit den Aufständischen, und bald darauf erschien im Portale der Halle Matthäus Novellus. Mit dem Rufe „Heil dem Könige!" sprang er durch die Reihen der Trabanten, die den Eingang zum Saale deckten; er hielt das nackte Schwert in der Faust, mit unterwürfiger Miene näherte er sich dem Könige und winkte, als bringe er ihm wichtige Botschaft, dann brach er in wieherndes Gelächter aus, that einen kurzen Satz und bohrte dem Kanzler die breite Klinge in die Brust; mit dumpfem Fall schlug Majo zu Boden, und jetzt drang Novellus auf den König ein, aber in Blitzesschnelle hatte dieser sein Schwert von der Hüfte gerissen und es dem Angreifer durch den Leib gerannt. Mit gellem Schrei taumelte Matthäus zurück und stürzte schwerfällig nieder. Jetzt wollte der König entweichen; bis an eine kleine Ausgangspforte war er gelangt, aber schon war das Volk mit wuchtigem Anprall in die Halle gebrochen, man hatte ihn bald umschart und das Schwert seiner Hand entwunden, mit ungestümer Bewegung stemmte er sich gegen die jauchzenden Angreifer, er forderte den Tod, aber man tötete ihn nicht, man strebte, ihn zu fesseln, um hinterher schwerere Unbill an ihm zu üben. Die Trabanten suchten ihren Herrn herauszuhauen aus dem dichten Knäuel, ein heißes Ringen entspann sich, immer neue Haufen drängten sich in den lärmvollen Saal, und nun brach ein Teil des königlichen Kriegsvolks durch eine geheime Seitenthür mit lautem Geschrei den

schlecht bewaffneten Scharen in die Flanke. Grauenhafter wurde das Ringen, blutiger das Gemetzel, dichter schob und ballte sich die wogende Menschenmasse zusammen unter dem aufwirbelnden schwarzen Gewölke der sprühenden Fackeln, deren düstere Lohe rasch Gebälk und Getäfel ergriffen hatte.

Noch weilten Rainald und Jolinka auf dem erhöhten Estrich, abseits von der erhitzten Menge; Jolinka stand über die Lehne des königlichen Stuhles gebeugt und schaute mit stieren Augen in das Gewühl, Rainald kniete neben Matthäus und versuchte dessen strömendes Blut zu stillen; aus der breiten Brust des Kanzlers war der Atem gewichen, aber in dem Neveling zuckte noch Leben. Er hob die schlaffen Augenlider. „Ich hatte es Euch versprochen," stöhnte er auf, „der Wolf ist gefällt, der Fuchs ist gegraben, nun fährt der wilde Jäger zur Hölle." Sein Blick fiel auf Jolinka, mit letzter Kraft wandte er sich, so daß er auf dem Bauche lag, kroch an sie heran und umschlang ihre Kniee: „Es ist alles, was ich für dich noch thun konnte," ächzte der Schwerverwundete, „du bist gerächt, Jolinka, was willst du mehr." Seine Arme sanken schlaff nieder, er drehte sich auf den Rücken, schloß die rollenden Augen und hob sie nicht wieder.

Jolinka hatte sich von ihm abgewandt, ihr Gesicht zeigte keinerlei Gefühlsausdruck, ihre Augen bewegten sich wie unter einer Maske.

Mittlerweile hatte das tosende Getümmel bis dicht an die königliche Bühne sich ausgedehnt. Rainald trat

hinter das hochlehnige Gestühl gedrückt an Jolinka heran. „Duck dich nieder und folge mir, ich führe dich hinaus!“ flüsterte er ihr zu; „wohl hätt' ich Lust, mich unter die Kämpfer zu stürzen und mir den Tod zu holen, aber der Tod ist nicht ehrlich, den man hier findet, das magst auch du bedenken.“

Er schritt vorwärts, und sie schlich ihm nach, die Thür, durch welche das Kriegsvolk eingedrungen, war frei und unbewacht, dorthin strebten beide, und sie erreichten ihr Ziel unbehelligt, indem sie eilig an der dämmerigen Saalwand hinglitten; keiner der erbitterten Streiter merkte auf sie, jeglicher hatte völlig zu thun mit der Deckung seines Leibes. Der Palast hallte wider von Kampfgetön, durch die weiten Bogengänge über die breiten Treppen wälzten sich die ergrimmten, heulenden Haufen im Handgemenge mit den Königlichen, in Gemächern und Kammern tobte ein rache- und raubgieriger Pöbel; die Stiege aber, auf welche die beiden Flüchtlinge durch die geheime Thür gelangten, war menschenleer, verlassen war auch der Gang, in den sie führte, und von hier aus schwangen sich die Geretteten durch eine Fensteröffnung ins Freie.

„Wohin jetzt?“ fragte Rainald befangen, „wohin soll ich dich geleiten? Da drinnen wüten Feuer und Schwert, und hier draußen ist kein Obdach für dich. Ich aber muß eilen, in den Hafen zu gelangen, denn gegen Mitternacht fährt das Schiff nach Neapel. Wäre doch dein Vater hier, daß ich dich seiner Obhut vertrauen könnte!“

„Schweig von dem Meister Stabius," versetzte sie scharf, „ich mag nichts von ihm hören, nimm mich mit in das Schiff, die Luft hier benimmt mir den Atem, ich will fort, ich muß fort."

„Jeder muß fürderhin seine eignen Wege gehen, du hast es selbst gesagt," wandte er unmutig ein, „gingest du in den Tod, ich könnte dir folgen, aber in das Leben, in die Welt, Jolinka, — es darf nicht sein, wir müssen uns trennen. Ich will hier bleiben, wenn du das verlangst und dir helfen, deinen Vater suchen, mehr kann ich nicht thun."

Sie waren unter diesem Gespräche durch den Garten geschritten, vor ihnen lag der Weg nach La Cala. Sie drängte ihn, weiter zu eilen aus der Nähe des Palastes.

„Wie eifrig du bist, mich an fremde Liebe zu verweisen, nachdem die deine verraucht ist," begann sie bitter. „Du suchst meiner ledig zu werden, Rainald, und doch, — schwer wird es mir, dich daran zu mahnen, — doch ist in all meinen Tagen mir keiner mehr schuldig geworden, als du."

„Wenn das Wild angeschossen, wird die Jagd leicht," nickte er kurz, „schwer lastet die Schuld auf mir, ohne daß du mich daran gemahnst, laß uns nicht wägen und schätzen, wen der größere Vorwurf trifft, laß uns über die Steine wegspringen, die wir uns in den Weg geworfen, suche dein Heil, wo du willst, ich will an anderer Stelle das meine suchen."

„Fürchte nicht, daß ich dir lästig werde," entgegnete sie flehentlich, „wenn wir fern von hier sind, schon in

Genua, will ich von dir ablassen, und du sollst mich nie wieder sehen, aber hier darfst du mich nicht von dir stoßen, bei dem Leben deiner Mutter beschwöre ich dich, wirf mich nicht zurück in grause Verzweiflung."

Sie gingen schweigend nebeneinander, einsam war der Weg nach dem Hafen, alles war hinauf geeilt nach dem Palaste, von der Porta Felice scholl ein Lärm herüber, wie er bei der Ankunft eines großen Schiffes zu entstehen pflegte. Die Flüchtlinge waren an dem ragenden cypressenumwachsenen Hügel angelangt, der Albidia, die Mutter des Königs, in enger Grabkammer barg;[56]) hier bog der Pfad ab nach La Cala, und hier traten ihnen zwei Männer entgegen; sie erkannten den Primas von Clugny, den Camillo mit einer Fackel geleitete. Fester drückte sich Jolinka an ihren Begleiter, mit höhnischem Lachen stand der Primas vor ihr. „Wo hinaus?" fragte er mit zischendem Tone. „Wollt Ihr die Braut heimführen, Rainald von Wieden? Eilet nicht so sehr, ich habe noch einige Wörtlein mit Euch zu wechseln, und ich danke dem Teufel, daß er Euch nochmals mir in den Wurf gebracht hat. Heute zahl ich den Dank für den Dienst, den Ihr mir in der Kölner Pfalz erwiesen, und für die Künste der Verführung, die Ihr an das Weib gewandt, das ich mir erwählt hatte."

„Das Ihr Euch erwählt hattet, um es hernach an der Straße liegen zu lassen, wie Ihr es mit der Mutter gemacht," rief Rainald trotzig.

Mit kaltem gehässigen Blicke maß ihn der Gegner. „Her zu mir, Jolinka!" schrie er, zog seine Klinge und

drang auf Rainald ein. Mit heftigem Anprall warf Jolinka sich ihm entgegen, fest verstrickte sie den Hals des Primas in ihren linken Arm, während die Rechte an dem Dolche nestelte, der in seinem Gürtel stak. „Nikolaus," rief sie mit geller Stimme, „ich lasse dich nicht, deine Seele und dein Leib gehören mir, ich habe sie ererbt von meiner Mutter, die du getötet, deren Kind du unter die Füße getreten hast in teuflischer Bosheit." Er suchte sie von sich zu schütteln, mit weitaufgerissenen Augen stierte er um sich, da hob sie den Arm und mit der Kraft des Wahnsinns stieß sie ihm den Dolch in die Brust. Sie hatte ihn gut getroffen; als spanne sich jeder Muskel an ihm, hob sich sein Leib auf den Fußspitzen, klirrend entfiel das Schwert seiner Hand, die Arme streckten sich aufwärts, dann kollerte er lautlos nieder an den Hügel der Albidia. Wie eine Rasende sprang Jolinka an seine Seite. „Den Grabstich sandte dir meine Mutter und diesen Fußtritt nimm von mir!" schrie sie auf. Camillo riß sie zurück, Rainald hatte not, sie vor dem Schwerte des Wütenden zu schirmen; er entriß ihm die Waffe und hieb ihn mit der flachen Klinge über den Kopf, daß der Hofnarr bewußtlos neben seinem Bruder in das Gras taumelte. Dann wandte er sich zu Jolinka. „Unglückliche," sagte er mitleidig zu der Schaudernden, die mit keuchendem Atem dastand, „jetzt mußt du fort über das Meer, nach solcher That darf ich dich nicht verlassen. Komm, — komm rasch, eh' es zu spät ist." Er riß sie mit sich fort, bis die Starrheit ihrer Glieder sich löste; noch lag das Schiff

im Hafen, das von Frankreich hergekommen und mit dem der Primas gelandet war, Rainald geleitete Jolinka über den Schiffssteg, die Mannschaft hatte Eile, aus dem Bereiche der empörten Stadt zu gelangen, bald wurden die Haltseile gelöst, der glühende Südwest blies in die flatternden Segel, und der flotte Kiel durchfurchte die trägwogende Flut.

Aus dem Königsschlosse loderten die züngelnden Flammen, sie überstrahlten die duftigen, blühenden Gärten, im hellen Lichte lag auch Albidias Grabhügel; dort neben dem Primas und der erloschenen Fackel kniete der Hofnarr Camillo. Ihm war das Bewußtsein zurückgekehrt, er rüttelte an dem Toten, er schrie ihm Worte ins Ohr, dann reckte er die Schwurfinger zum Himmel. „Nikolaus," rief er, „mich bindet die Pflicht der Blutrache[57]), und ob du es nicht verdient hättest, ich schwöre dir zu, ich will dich rächen. So lange der Wind über mir weht und ein Feuer mich wärmt, so lange das Erdgrün mich umrauscht und Wasser mich umflutet, so lange will ich nicht ruhen noch rasten bis mein Gelübde gelöst ist."

Er warf eine Handvoll Erde auf das Haupt des Bruders und ging hinunter nach Porta Felice.



Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

